This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Welt- und Jagdreise.

Digitized by Google

1 Far East — Desert and trav, 1900 —
2 [illegible] and travels, 1[illegible] —
3 [illegible]

Digitized by Google

Eine

Welt- und Jagdreise.

Von

Dr. A. Berger.

Und sänget Ihr auch ewig fort
Viel tausend Jahre Tag und Nacht;
Ihr könnet singen nicht genug:
So schön hat Gott die Welt gemacht.

Oskar von Redwitz.

Mit 143 Textabbildungen und 40 Tafeln.

Berlin.
Verlagsbuchhandlung Paul Parey.
Verlag für Landwirtschaft, Gartenbau und Forstwesen.
SW., Hedemannstraße 10.
1907.

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
163250A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1924 L

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Digitized by Google

Meinem lieben Freunde und Reisegenossen

Herrn Hauptmann a. D. J. Roth

zur Erinnerung an unsere unvergeßlichen
gemeinsamen Reisen gewidmet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Viele Menschen können es nicht verstehen, daß man nach einer längeren Reise in weniger bekannte Gegenden die Eindrücke für die Allgemeinheit niederschreibt. Sie finden es nicht ganz bescheiden und glauben, daß nur „gelernte" Schriftsteller, gleichgültig, ob sie Selbsterlebtes oder nur Gehörtes berichten, dazu berufen sind, von den Wundern der Welt zu erzählen. Ob dabei ab und zu der „dichterischen Freiheit" ein kleiner Seitensprung gestattet wird, fällt nicht ins Gewicht; um so schöner liest sich dann so ein Buch, wenn es von Gefahren und Abenteuern mit wilden Völkern und Bestien erzählt.

Ich stehe auf einem anderen Standpunkt. Mir macht es Freude, bei der Ausarbeitung des Buches die Tagebücher nochmals durchzulesen und so wiederum die Reise mit all ihrer Freude und ihrem Leide von neuem zu durchleben und alles Gesehene von neuem vor dem geistigen Auge erstehen zu lassen. Unendlich viel im Tagebuch muß ja gestrichen werden, gar manche interessante kleine persönliche Erlebnisse, die die Leser wenig oder gar nicht interessieren würden; aber was bleibt, ist ja wohl noch genug, um in anderen die Lust zu erwecken, auch einmal hinauszuziehen, sich andere Luft um die Nase wehen zu lassen, zu sehen, daß hinter dem Berg auch Leute wohnen, Leute, von denen wir immer noch viel, recht viel lernen können, Völker, gegen die wir ein ungerechtfertigtes Vorurteil haben, das schwinden muß zum Wohl aller beteiligten Nationen. Da heißt es: „Ja, reisen ist schön, aber es gehören zweierlei Dinge dazu: Zeit und Geld." Selbstverständlich; aber ist es denn vergeudete Zeit, hinausgeworfenes

Digitized by Google

Geld, wenn wir mit offenen Augen die Welt betrachten? Meiner Ansicht nach nicht; denn lernen heißt gewinnen. Und läßt sich dies auch nicht in Heller und Pfennig berechnen, kommt es nicht dem einzelnen, so kommt es doch der Nation zugute. Deshalb wage ich auch, aus meinen Tagebüchern wahrheitsgetreu (denn das ist der Hauptfaktor, mit dem der moderne Reisende rechnen muß) zu berichten, in der Hoffnung, dem Leser einige angenehme Stunden zu bereiten, in ihm den Wunsch zu erwecken, auch einmal hinauszuziehen, fremde Völker zu sehen und unter ihnen zu leben.

Berlin, im Herbst 1906.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Seite

Von Berlin nach Viktoria (B. K.) 1

Abfahrt. — Auswanderer. — An Bord „Kaiser Wilhelm des Großen". — Schwimmende Hotels. — Tageseinteilung. — Windhunde des Weltmeeres. — Erster Eindruck von Neuyork. — Amerikanische Reklame. — Am Telephon. — Im Klub. — Niagarafälle. — Chicago. — Schlächtereien. — San Francisco. — Wiedersehen in Viktoria.

Zweites Kapitel.

Auf den Hawaiischen Inseln 14

Deutsche und englische Dampfer. — Sturm auf dem Stillen Ozean. — Honolulu. — Ein Paradies im Weltmeer. — Boxwettkampf. — Eingeborene Tänzerinnen. — Pali. — Jagdgelegenheit. — Fahrt nach Molokai. — Auf dem Maunahui. — Eingeregnet. — Wildziegenjagd. — Japanische Hirsche. — Verstiegen. — Wespenjagd. — Hawaii. — Weihnachten in Hilo. — Auf dem Halemaumau. — Zuckerplantagen. — Viehtransport. — Abschied von Honolulu

Drittes Kapitel.

Japan im Winter 43

Im Schneesturm. — Jokohama. — Erste Eindrücke. — Japanisches Straßenleben. — Im Teehaus. — In den Geschäftsstraßen. — Kunstgewerbe. — Auf einem japanischen Dampfer. — Der gelbe Fluß. — Schanghai.

Viertes Kapitel.

Eine Hausboottour nach dem Ta-Hu 55

Im deutschen Klub. — Chinesisches Theater. — In einer Opiumhöhle. — Missionsanstalt Sikawei. — Chinesische Christen. — Auf dem Hausboot. — Im Kaiserkanal. — Chinesische Fasanen. — Wassergeflügel. — Jagd auf Zahnhirsche. — Fischfang mit Kormoranen. — Von Chinesen gestellt. — Abschiedsfest.

Fünftes Kapitel.

Über Nordchina und Korea nach Japan 66

An Bord der „Tsingtau". — Fidele Reisegesellschaft. — Tsingtau — Eine deutsche Stadt in Ostasien. — Tschifu. — Festgefahren. — Taku. — Erinnerung an den „Iltis". — Tientsin. — Sandsturm. — In der Chinesenstadt. — Straßenleben. — Kamelkarawane. — Peking. — Musikalische Tauben. — Chinesische Tempel. — Spuren des Boxeraufstandes. — Frühstück zu Ehren des Prinzen Rupprecht. — Jagd auf dem Überschwemmungsgebiet des Peiho. — Tschemulpo. — In Korea. — Kleidung. — Fusan.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Seite
Frühlingstage in Japan 81

Kobe. — Geishas. — Ausstellung in Osaka. — Kirschenblüte. — Kioto. — Kirschblütenfest. — Japanische Masseure. — Biwa. — Japanische Tempel. — Heilige Hirsche. — Dressierte Schildkröten. — Als Gäste des Mikado. — Nikko. — Der Fuji. — Enoshima. — Ainotheater. — Mijanoshita. — Auf Mijajima.

Siebentes Kapitel.

Von Japan nach Singapore 103

Zum zweiten Male in Schanghai. — An Bord der „Zieten". — Hongkong. — Englische Tatkraft. — Im deutschen Klub. — Kanton. — Straßenleben. — Auf den Blumenbooten. — Drachenfest. — Im Gefängnis. — Kunstgewerbe. — Manila. — Amerika als Beherrscherin der Philippinen. — Heuschreckenschwärme. — Zollscherereien. — Labuan. — Schmetterlinge auf hoher See. — Tropenregen. — Ratten als Tischgäste. — Singapore.

Achtes Kapitel.

An Bord der „Stettin" nach Sidney 118

Nette Reisegesellschaft. — Batavia — Makassar. — Banda. — Fliegende Fische. — Perlfischer. — Muskatnußpflanzungen. — Im Korallengarten. — Ein Schiffsulk. — Neuguinea. — Missionsfrüchte. — Tauschhandel. — Paradiesvögel. — Im Busch. — Auf einer Plantage. — Gummipflanzungen. — Finschhafen. — Bekleidung. — Auf Neupommern. — Besuch auf der „Möve". — Seebeben. — Sturm an der australischen Küste. — Sidney.

Neuntes Kapitel.

Von Sidney nach Samoa 137

Üble Seefahrt. — Ärztliche Tätigkeit. — Musikalische Genüsse. — Auf den Fidschiinseln. — Zuckerfabrik. — Indische Arbeiter. — Flußfahrt. — Eine samoanische Prinzessin. — Tanz an Bord. — Ein Australier über den Gouverneur von Samoa. — Ankunft in Apia.

Zehntes Kapitel.

Samoa 144

Samoanische Schönheit. — Pflanzer im „Jugendstil". — Samoa als Kolonie. — Falsche Ansichten. — Ausbeutung der Samoaner durch die Missionare. — „Kulturfegen". — Als Gäste des Gouverneurs. — Fest der Flaggenhissung. — Kawa. — Die Dorfjungfrau. — Fahrt nach Sawaii. — Als Gäste der Eingeborenen. — Tänze. — Kleidung aus Blumen. — Gastrecht. — Gemischtes Bad. — Samoanische Sitten. — Abschied von unseren samoanischen Freunden. — Fischfang mit Dynamit. — Wegebau. — Auf einer Pflanzung. — Auf der Kraterinsel Apolima. — Besteigung des Lanutoo. — Blumenkorso. — Abschied.

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Seite

Neuseeland 183

To(n)ga-Inseln. — Über der tiefsten Stelle des Meeres. — Skat und Mucker. — Auckland. — Wagenfahrt durch die Insel. — Die Maori. — Wakarewarewa. — Im Geyserland. — Heiße Seen. — Natürliche Küchen. — Geschnitzte Häuser. — Ausbruch des Waimangu. — Die Aratiatiafälle. — Wairakei. — Der neuseeländische Rhein. — Wellington.

Zwölftes Kapitel.

Von Sidney nach Batavia 201

Sidney. — Die „Blauen Berge". — Jenolan-Höhlen. — Mißglückte Automobilfahrt. — An Bord des „Prinz Waldemar". — Eingeborene von Neupommern am Grammophon. — Beim Gouverneur. — Ausflug ins Innere. — Ein junges Krokodil. — Kleidung der Eingeborenen. — Auf Siar. — Zum zweitenmal auf Banda. — Abschiedsbowle.

Dreizehntes Kapitel.

Java 213

Zollrevision in Tandjong Préak. — In Batavia. — Kleidung der Europäer auf Java. — Die Wunderkanone. — Buitenzorg. — Der Botanische Garten. — Garoet. — Bockskampf. — Reisbau. — Javanisches Theater. — Ausflüge nach den Vulkanen. — Fischfang. — Djokjakarta. — Buro-Budur. — Mittfasten. — Sarongfärberei. — Wieder in Singapore.

Vierzehntes Kapitel.

Siam 228

Weihnachten auf einem deutschen Dampfer. — Bangkok. — Im deutschen Klub. — Siamesische Tempel. — Fahrt auf dem Kanal. — Jagdausflug ins Innere. — Siamesische Bahnen. — Ansitz auf Büffel. — Hirschjagd. — Eine „Elefantenmutter". — Taubenjagd auf Ang-hin.

Fünfzehntes Kapitel.

Von Singapore über Kalkutta nach Darjeeling . . 241

Penang. — Rangoon. — Birmesische Tempel. — Tracht. — Elefanten bei der Arbeit. — Kaisers Geburtstag. — Kalkutta. — Eine europäische Großstadt in Indien. — Museum. — Botanischer Garten. — Darjeeling. — Indische Diener. — Schneefall. — Der Himalaja. — Sonnenaufgang auf dem Tiger Hill. — Kuriositäten.

Digitized by Google

Sechzehntes Kapitel.

Seite

Von Darjeeling nach Colombo 251

Benares. — Auf dem Heiligen Ganges. — Heilige Tiere. — Agra. — Der Tadsch-Mahal. — Schlangenbeschwörer. — Indische Prachtbauten. — Antilopenjagd. — Fatipur Sikri. — Krokodiljagd am Ganges. — Gvalior. — Delhi. — Natschmädchen. — Kunstgewerbe. — Erfolgreiche Krokodiljagd. — Als Jagdgäste des Sultans von Dschepur. — Dschepur. — Amber. — Elefantenritt. — Bombay. — Die Pest. — Türme des Schweigens. — Insel Elephanta. — Südindische Tempel. — Trichinopolis. — Tandjur. — Madura. — Colombo.

Siebzehntes Kapitel.

Jagdausflug auf Ceylon 289

Kandy. — Vorbereitungen. — Betrachtung. — Empfehlungen. — Ausrüstung. — Jagdverhältnisse. — Fahrt ins Jagdgebiet. — Wilde Büffel. — Anstrengende Birsch. — Axishirsche. — Im Dschungel. — Seeadler. — Von Büffeln angenommen. — Wilder Honig. — Gestörte Jagd. — Wildschweine. — In einem trockenen Flußbett. — Erlegter Büffel. — Krokodiljagd. — Mein erster Sambur. — Überraschter Schakal. — Jagd auf Wassergeflügel. — Fliegende Hunde. — Eine Giftschlange. — Stachelschwein. — Unsere Jagdbeute. — Rencontre mit wilden Elefanten. — Rückweg. — In Colombo.

Achtzehntes Kapitel.

Heimwärts 317

Eine Jagdtour nach dem Sudan 319

Winter 1905/06.

An Bord des „Kronprinz". — Port Said. — Reisegelegenheit von Kairo nach Chartum. — Vorbereitungen. — Aufbruch von Chartum. — Meine Leute. — Im Sonnenbrand. — Fata morgana. — Unzähliges Vogelwild. — Senga. — Riedböcke. — Birsch auf Elefanten. — Leopard im Lager. — Die erste Pferdeantilope. — Ariel. — Zierböckchen. — Frische Büffelfährten. — Krokodile. — Marabus und Geier als Skeletteure. — Gute Jagd. — Leopard. — Ansitz auf Hartebeeste. — Hyänen. — Überraschte Roanantilopen. — Steppenbrand. — Vier Büffel in einer Minute. — Nilpferdjagd. — Begegnung mit drei Löwen. — Tiangantilopen. — Warzenschweine. — Strauße. — Erfolgreiche Elefantenjagd. — Wasserböcke. — Zurück nach Senga. — Ritt durch die Wüste zum Weißen Nil. — Chartum. — Heimreise.

Digitized by Google

Von Berlin nach Viktoria (B. K.).

Endlich war es so weit, mein innigster Jugendwunsch, die weite Welt zu sehen, ging in Erfüllung. Damals war Borneo das Land meiner Sehnsucht; den weißen Fleck, den die Insel auf der Landkarte mit dem Aufdruck „unerforscht" zeigte, wollte ich beseitigen. Nun, was die Kinderphantasie ausgesponnen, sollte, wenn auch in anderer Weise, zur Ausführung kommen.

Die Vorbereitungen, zu denen ich viel zu viel Zeit unnütz verwandt hatte, waren beendet, Abschied war gefeiert; offizielles Geleite an die Bahn hatte ich mir verbeten, das macht nur unnütz sentimentale Stimmungen, die Reise konnte losgehen. Nur mein Bruder ließ es sich nicht nehmen, mich nach Bremerhaven zu begleiten; leider nur so weit, wie hübsch wäre es gewesen, hätte er die Reise mitgemacht.

Am 21. Oktober 1902, pünktlich um 11 Uhr 55 Minuten ging der Extrazug des Lloyd von Bremen nach Bremerhaven mit den Passagieren für den Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große" ab. In einer Stunde waren wir dort, und schon nach zwanzig Minuten erscholl das Kommando: „Leinen los".

Es macht einen eigentümlichen Eindruck, wenn diese zwei Worte fallen; mit ihnen werden gewissermaßen die Brücken abgebrochen, nun gibt es kein Zurück mehr, vorwärts, vorwärts, der Zukunft entgegen, neue Welten sollen sich vor unserem Auge und Geist auftun, wir kommen in gänzlich fremde Gesellschaft und Begriffe. Doch zu solchen Überlegungen ist jetzt keine Zeit, am Quai stehen die Zurückbleibenden, ein Winken, ein Rufen, als gäbe es noch tausenderlei Wichtiges zu sagen. Jetzt erzittert das Schiff, die Maschinen setzen sich in Bewegung; langsam beginnen die mächtigen Schraubenflügel ihre

Digitized by Google

Tätigkeit; wir gleiten hinaus, kleiner und kleiner werden die Menschlein; hinaus geht es auf das weite Meer, der neuen Welt, neuen Welten entgegen. Ein eigenes Gefühl! Dort geht alles, hüben und drüben, seinen alten Weg, unbekümmert um das Häuflein Menschen, das da über das Meer doch großenteils einer ungewissen Zukunft entgegenfährt. Mit allem, was hinter ihnen trübe und öde liegt, ist abgeschlossen; vom Westen leuchtet das unermeßliche Gold, jeder will es erringen, die Hoffnung läßt die Menschen erstarken — und drüben? Wohin ist aller Mut, alles Selbstvertrauen? Arbeit und Entbehrungen stehen bevor; stolz wandten sie sich von der Heimat, wollten Freiheit haben, die Ordnung, die sie als Fessel empfanden, abschütteln, und worin besteht die Freiheit in dem Lande ihrer Träume? In höheren Steuern und geringerer Fürsorge für die Wohlfahrt der Menschheit. „Achte selbst auf deinen Weg, damit dir nichts passiert," sagt der Amerikaner, „wir können auf dich keine Rücksicht nehmen, time is money, geh aus dem Wege oder ich überrenne dich." Wie mancher, der sich daheim hätte halten können, geht drüben zugrunde; aber was ist ein Mensch, was sind Tausende? Amerika ist groß, und ununterbrochen läuft der Strom aus der Alten Welt.

Doch nun wieder an Bord.

Mein Gepäck war sofort in meine Kabine geschafft worden, wo ich in meinem Briefspind eine ganze Anzahl Abschiedsbriefe, Karten und Telegramme fand, letzte Grüße von den Lieben daheim, doch das Lesen sparte ich mir für den Abend auf. Jetzt hieß es, nur schnell beim Obersteward einen möglichst guten Tischplatz besorgen. Um meinen Deckstuhl kümmerte ich mich weniger, da gab es ja Platz genügend, dafür sorgte Neptun, und er hielt reiche Ernte. — Das Leben an Bord hat für den, der zum erstenmal auf einem so großen Dampfer fährt (14389 Tonnen bei 28000 Pferdekräften) recht viel Interessantes, und man kommt bei einer Durchwanderung des Schiffes nicht aus dem Staunen, wie geschickt alles untergebracht ist, und was so ein Schiffsrumpf beherbergt. Hört man nun gar, was an Proviant (wir hatten 1500 Passagiere) für die doch verhältnismäßig kurze Hin- und Rückfahrt mitzunehmen ist, so hält man das fast nicht für möglich. Aber dafür gibt es auch genügend zu essen, und wer nicht seekrank ist, nimmt sicher reichlich an Körpergewicht zu, denn Appetit und Essen sind vorzüglich.

Digitized by Google

Southampton liefen wir an, um, wie später in Cherbourg, noch eine größere Anzahl Passagiere und ganze Berge von Koffern an Bord zu nehmen. Dann ging es westwärts hinaus in den Atlantischen Ozean. Freund Ägir schien durchaus mit unserer Fahrt nicht einverstanden zu sein und benahm sich geradezu rüpelhaft, er warf unseren mächtigen Dampfer wie einen Ball hin und her, als wollte er ihn zerbrechen. Von vorn und beiden Seiten fegten die Seen über Deck, was nicht niet- und nagelfest war, wurde weggeschlagen. Mich dauerten die armen Seekranken, die es in den Kabinen nicht mehr aushalten konnten und auf dem Deck auf frische Luft zur Erholung hofften. Kühlung fanden sie ja reichlich, aber die Douchen wurden ihnen doch auf die Zeit lästig, und stöhnend zogen sie wieder zu Bett, auf baldige Erlösung hoffend. Ich hatte es mit meiner Kabine insofern ganz angenehm, als ich allein war; peinlich war aber die Lage über der Schraube, die bei dem Stampfen alle Augenblicke aus dem Wasser kam, was einen rasenden Lärm machte; aber schließlich gewöhnt man sich an alles, und so schlief ich köstlich. Das stürmische Wetter hielt fast die ganze Zeit an, so daß das sonst so interessante Deckleben ziemlich beeinträchtigt war. Für gewöhnlich hatte sich etwa folgender Tageslauf herausgebildet: früh 7 Uhr Reveilleblasen, Bad, Anziehen, Deckbummel, Gedankenaustausch über das Wetter, Frühstück, Erkundigungen nach dem Befinden der Erkrankten, Wetten über die zurückgelegte Meilenzahl; 11 Uhr Musik, Frühschoppen, 1 Uhr Mittagessen, Kaffee im Rauchsalon, Nachmittagsschläfchen; 4 Uhr Tee, Bummel; 7 Uhr Diner, dann Trunk im Rauchsalon. Mit anderen Worten: essen, trinken, schlafen und und nichts tun.

Der erste Gruß aus der Neuen Welt war der den Hudsonfluß herabschwimmende Unrat von Neuyork. Bald tauchte auch die amerikanische Küste aus dem Nebel auf. Jetzt passieren wir die Forts, da liegt Jersey-Island, nun biegen wir in die Upperbay ein, vor uns steht die Freiheitsstatue, dahinter liegt Neuyork.

Das Leben im Hafen, die enorm hohen Gebäude machen einen überwältigenden Eindruck. Gleich fiel mir ein merkwürdiger Wahlaufruf auf. Von drei Drachen getragen flatterte der auf einem Netz in Riesenbuchstaben angebrachte Name des Wahlkandidaten hoch in den Lüften.

Digitized by Google

Wir sollten gleich eine der schönen amerikanischen Einrichtungen kennen lernen. Alle Passagiere hatten sich in den Salon zu verfügen und wurden gefragt, ob sie zollpflichtige Sachen hätten, worauf sie ihre Aussage beschwören mußten. Damit war aber die Revision nicht etwa beendigt, im Gegenteil, diesen Genuß hatte man nun reichlich Gelegenheit auszukosten. Bei der Landung hat jeder dafür zu sorgen, daß sein Gepäck an einer mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens versehenen Stelle im Zollschuppen untergebracht wird, dann an einem Bureau sich einen Zollbeamten zu erobern, der heftig spuckend die Koffer einer peinlichen Untersuchung unterzieht. Ich konnte mich nicht über besonders unangenehme Behandlung beklagen, habe aber gesehen, wie die Beamten einer Dame die intimsten Toiletten- und Kleidungsgegenstände aus dem Koffer herausholten und sie grinsend hochhielten. Das ist eben das freie, schöne Amerika, wo jedermann Gentleman „heißt".

Doch auch dieser Kelch ging an uns vorüber. Ich machte mich auf den Weg nach meinem Hotel. „Belvedere" war mir als gut empfohlen, und so strebte ich ihm zu. Der erste Eindruck gilt für den besten resp. richtigen. Wenn ich dies auf Neuyork hätte anwenden wollen, o, stolze Amerikaner, wie hätte ich euch da von euerem Piedestal herabgeholt; Schmutz, eine mitten auf der Straße liegende tote Katze, das waren meine ersten Eindrücke. Im Hotel kam ich aber dafür gut unter, und so vergaß ich das Gesehene. Komme ich wieder über das „große Wasser", so werde ich aber doch in einem der großen Hotels wohnen, schon des enormen Betriebes wegen, denn ich reise ja um zu sehen, um Eindrücke zu sammeln.

Geradezu imponierend wirken die großartigen Bauten. Vor allem die Brooklynbrücke, der ich öfter einen Besuch abstattete. Voller Stolz machte mich ein Amerikaner auf die turmhohen Häuser von zwanzig und mehr Stockwerken aufmerksam. „Das haben Sie nicht in Deutschland" sagte er; als ich ihn aber auf des Rätsels Lösung, daß Berlin auf Sand, Neuyork auf Felsen steht, aufmerksam machte, hatte er nichts zu erwidern. „Bums", tönte es dicht bei uns, für die Untergrundbahn wurde gesprengt. Zuweilen wird die Ladung etwas zu stark genommen und einige Passanten von hochfliegenden Felsstücken getroffen, oder ein Haus fällt infolge der Sprengung ein; doch das macht nichts, mit Geld werden derartige Wunden geheilt.

Digitized by Google

Sehr interessant ist eine Fahrt am Hudson entlang und im Zentralpark. Hier gibt sich die elegante Welt zu Wagen, Automobil und zu Pferde täglich ein Rendezvous, und ich muß sagen: selten habe ich so viele schöne Frauen und elegante Toiletten auf einmal gesehen. Durch einen Bekannten wurde ich in den Neuyorker Athletic-Klub, der damals etwa 3000 Mitglieder zählte, eingeführt. Das zehnstöckige Klubgebäude ist geradezu großartig eingerichtet und beherbergt neben einer stattlichen Anzahl Wohnzimmer, Bar, diverse Speise- und Festsäle, Schwimm- und Dampfbad, Turnanstalt, Fecht-, Box- und Ringsaal, Laufbahn, Lese- und Rauchsalon, kurz, was der Gentleman für seine täglichen Mußestunden und zur Erhaltung der Gesundheit braucht. Diese Klubs, so schön sie an sich und für den Junggesellen sind, legen aber den Grund zu dem oft oder meist recht lockeren Familienleben der Amerikaner; denn der Geschäftsmann geht, wenn er aus dem Bureau kommt, zuerst in den Klub, lebt hier seinen Freunden und kehrt dann erst heim; während dessen hält die Gattin daheim Jour fixe oder five o'clock-Tee ab. Die Erziehung der Kinder liegt in den Händen besserer oder schlechterer europäischen Gouvernanten, und die Früchte dieser Erziehung hat jeder, der den Atlantischen Ozean durchquert, genügend Zeit zu genießen, denn — leider — werden Kinder, besonders Rangen, verhältnismäßig schwer seekrank.

Eins hat mir in Amerika gefallen, das ist der Schutz, den die Frau genießt. Wehe dem, der ein Mädchen oder eine Frau belästigt, da kennt das Gesetz kein Erbarmen, und auch die Männer respektieren sie gebührend, ob unter dem zarten Druck des Gesetzes oder aus innerem Gefühl, weiß ich nicht zu sagen.

Mein nächstes Reiseziel waren die Niagarafälle. Auf dem Weg dorthin lernte ich zum erstenmal die vielgepriesenen amerikanischen Bahnen kennen, über die ich an anderer Stelle sprechen werde. Bis Albany geht die Fahrt an dem Hudsonfluß entlang, sie ist sehr schön, und ich bedauerte nur, keinen Dampfer benutzen zu können, die im Herbst ihren Verkehr nur auf die Nachtzeit beschränken. Von Albany an verläßt die Bahn den Fluß und geht durch ziemlich eintöniges Binnenland, vorbei an großen Städten, durch niedergeschlagene sumpfige Wälder. Auffallend hohe Baumstümpfe sollen durch Verfaulen die Fruchtbarkeit des Bodens unterstützen.

Digitized by Google

In Buffalo mußte ich umsteigen und kam gegen Abend in Niagara-Falls an, wo ich in Kaltenbachs Hotel (deutsch) sehr gut unterkam. Der Besitzer ist ein sehr netter, etwas derber Herr, und in ganz Amerika bekannt ist die fabelhafte Pünktlichkeit, mit der in seinem Hotel serviert wird, alles geht nach dem Glockenschlag. Bei Mondschein konnte ich den ersten Blick auf die großartigen Fälle werfen, deren Donnern ich schon vom Hotel aus vernahm. Als ich aber bei Tageslicht mir die Fälle betrachtete, da konnte ich mich nicht satt sehen, die Großartigkeit ist nicht zu beschreiben, kein Bild kann auch nur annähernd das wiedergeben, was sich dem Auge darbietet, und immer wieder muß man sich die enormen Dimensionen vergegenwärtigen, um ganz zu begreifen, was man hier sieht. Meiner Ansicht nach ist dazu ein gutes Fernglas nötig, mit dem man auf dem anderen Ufer die Menschen sehen kann, dann erst wird einem die Breite des Stromes, die Höhe des Falles klar. Oberhalb der eigentlichen Fälle teilt sich der Fluß bei Great Island in den rechten amerikanischen und linken kanadischen Fall. Hier hat die Strömung eine Geschwindigkeit von 20 engl. Meilen in der Stunde. Einige Zahlen erläutern am besten die Größen- und Massenverhältnisse. Der amerikanische Fall ist 1080 Fuß breit und 167 Fuß hoch, der kanadische 3010 Fuß breit und 158 Fuß hoch. In einer Minute ergießen sich 15 Millionen Kubikfuß Wasser herab, das macht in einer Woche eine Kubikmeile. In den Zeitungen ist recht weidlich geschimpft worden über die Kraftausnutzung der Fälle, das ganze herrliche Bild sei vernichtet, ich glaube, daß dies meist von Leuten geschrieben ist, die die Fälle nie gesehen haben, denn bei den Größenverhältnissen verschwinden die Fabriken, und ferner liegen sie fast alle unterhalb. Mich haben die Fabriken durchaus nicht gestört, nicht mehr als die übrigen Häuser. Den großartigsten Eindruck müssen die Fälle im Winter machen, wenn alles übereist ist und die Wassermassen darunter donnern.

Einen bösen Wechsel brachte der nächste Tag, als ich Chicago betrat, aus der reinen herrlichen Luft in dieses — pardon — Schmutznest, wohin mich über Nacht der Schnellzug gebracht hatte. Chicago ist seines Kohlenrußes wegen ja in der ganzen Welt berüchtigt, reine Wäsche hält auf der Straße nicht fünf Minuten ihre Sauberkeit und da der Schmutz den Atmungsorganen weder zuträglich noch angenehm ist, so zog ich mit einem Wattepfropf in jedem Nasenloch los.

Digitized by Google

Hier möchte ich eine Betrachtung über den Unterschied der Bevölkerung von Neuyork und Chicago einschalten, die ich meinem Tagebuch entnehme. Die Damen von Neuyork: viel hübsche Damen, gute Figur, schick gekleidet, fußfreies oder hochgenommenes Schleppkleid, elegante Stiefel; in Chicago dagegen: auffallend wenig hübsche Frauen, geschmacklose Toilette, schreiende Farben, besonders Schleier, schlechtes Schuhwerk, viel Neger, Italiener und Chinesen (keine angenehme Zugabe); es wird viel Gummi gekaut, und es scheint für chik zu gelten, die Kleider schleppen zu lassen — bei dem Schmutz. In den Trambahnen spuckt jeder ganz ungeniert, was in Neuyork 500 Dollar Strafe kosten würde.

Da der erste Eindruck, den Chicago machte, so schlecht wie möglich war, so fuhr ich sofort nach den großen Schlachthäusern hinaus, um möglichst bald die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt zu erledigen.

Von der Größe des von mir besuchten Schlachthauskomplexes geben folgende Zahlen einen annähernden Begriff. 14000 Menschen sind beschäftigt, täglich mit Unterstützung von Maschinen mit einer Gesamtkraft von 10000 Pferdekräften bis zu 10000 Schweine, ebensoviel Schafe und 3500 Rinder zu schlachten und zu verarbeiten, die Rinder liefern jährlich 50 Millionen Büchsen Corned beef.

Wenn jemand einen deutschen Schlachthof gesehen hat, so schaudert er bei der brutalen Weise, wie das Schlachten in Chicago vor sich geht, und ich will lieber nicht auf die Art und Weise eingehen. So interessant mir auch die praktischen Anordnungen und Einrichtungen waren, so machte die herrschende Unsauberkeit doch einen dauernden schlechten Eindruck. Wie ganz anders war es da in der Schlächterei von Brisbane, die wir bei einem Besuch in Australien uns ansahen.

Ohne Trauer trat ich am Abend meine 69stündige Reise nach San Francisco an. Zu meiner Genugtuung konnte ich konstatieren, daß die europäischen Bahnen den amerikanischen mindestens ebenbürtig sind. Der uns interessierende Teil des Zuges besteht aus Buffet-, Dining- und einigen Pullman-Cars. Weshalb der Buffet-Car diesen Namen führt, habe ich nie erfahren können, denn darin befindet sich das Bad, der Rauchsalon mit bequemen Stühlen, sehr vielen Spucknäpfen, zwei Schreibtischen und einem Bibliothekschränkchen, und außerdem haust hier der Friseur. Der Speisewagen ist fast genau

Digitized by Google

so wie bei uns, nur ist der langen Fahrt entsprechend die Speisekarte eine reichhaltigere. An Stelle der Nummern führen die Wagen Namen von berühmten Männern oder Städten. Eine für amerikanische Verhältnisse sehr angebrachte Einrichtung ist die, daß die Türen nur von innen geöffnet werden können, und die Treppe so liegt, daß sie nur bei geöffneter Tür benutzt werden kann, so daß ein Aufspringen ausgeschlossen ist, ebenso lassen sich die Türfenster nicht öffnen; alles dies ist ja ein ziemlicher Schutz gegen die früher so häufigen Überfälle, anderseits ist es bei einem Unglück unmöglich herauszukommen, zumal die Wagenfenster klein und nur nach oben zu öffnen sind.

Treten wir in das Innere des Wagens, so kommen wir an die Waschtoilette, einen netten Raum, in dem drei Nickelwaschbecken, Seife und Handtücher zur allgemeinen Benutzung sind. An dieses Waschzimmer schließen sich sogenannte Familiencoupés für 2—4 Personen, und dann kommen wir in den Hauptraum, in dem 24 Personen untergebracht sind. Die Sitze sind fast doppelt so breit als bei uns, aber wie unangenehm ist es, mit so vielen Menschen die lange Reise in einem Raume zusammensein zu müssen. Kaum hat man ruhig Platz genommen, da brüllt irgendein Baby los und beruhigt sich natürlich unter den vielen fremden Menschen überhaupt nicht mehr; in einer anderen Ecke des Wagens erzählt einer, als müßte alle Welt von seiner Klugheit profitieren. Allmählich tritt etwas Ruhe ein, man will sein Mittagschläfchen halten, denn immerzu lesen ist nicht jedermanns Sache. Da weckt uns ganz ungeniert ein Boy, der Obst anbietet, ihm folgt nach fünf Minuten ein Bücherhändler, dann soll man wieder Schokolade oder Ansichtsalbums kaufen; sind auch diese Quälgeister überstanden, toben eine Rotte junger, freier Bürger im Wagen hin und her, die Eltern kümmern sich nicht darum, und den Kindern wehrt auch kein Amerikaner. Da sitzt eine Lady und feilt und poliert bereits seit vier Stunden an ihren Fingernägeln herum und kaut dazu Gummi; ja, ja, da drüben sind schöne Sitten. Allmählich senkt sich die Nacht herab, man möchte schlafen. Seit 7 Uhr ist der Porter damit beschäftigt, die Betten aufzuschlagen, d. h. den Salon- in einen Schlafwagen zu verwandeln, aber da sind andere Mitreisende noch nicht müde, sie schwatzen noch, denn vor 11 Uhr braucht das Licht nicht niedergeschraubt zu werden. Endlich ist es so weit, man ist auf sein Lager hinter dem den Gang

Digitized by Google

abschließenden Vorhang geklettert, hockt auf seinem Bett mit der Handtasche und will nun endlich schlafen; da schnarcht ein Unglücksmensch, 23 andere müssen es mit anhören — nein, ich danke für die vielgepriesenen amerikanischen Wagen; die breiten Sitze und Betten wiegen all die Übelstände nicht auf, ganz abgesehen von den Unannehmlichkeiten, die einem unerfahrenen Reisenden dabei noch passieren können.

Was die Schaffner und Porter (Diener), letztere durchgehends weißgekleidete Neger, an deren schwarzen Händen man den unvermeidlichen Bahnschmutz nicht sieht, betrifft, so sind sie alle höflich und gefällig.

Sehr angenehm ist die Besorgung des Gepäckes in die Hotels resp. Wohnung. Kurz vor jeder Station geht ein Beamter der Expreß-Kompanie durch den Zug und fragt, wer aussteigt, ihm gibt man die Adresse an und bekommt dann sein Gepäck in die Wohnung geschafft.

In diesen bis zum letzten Platz besetzten Wagen hatte ich nun drei Tage und Nächte zu fahren. Ein Genuß war es wirklich nicht.

Der erste Teil der Fahrt durch die Prärie, vorbei an Farmen und durch öde Strecken war eintönig, um so schöner wurde sie, als wir die Gebirge passierten. Leider nahmen uns gewöhnlich an den landschaftlich schönsten Stellen mächtige als Schneeschutz gebaute Holztunnel die Aussicht in die Täler. Ein ganz spaßiges Abenteuer hatte ich. Mein Englisch war noch recht dürftig, und ich war recht angenehm überrascht, als mich der Zugführer in sehr gutem Deutsch ansprach. Einleitend fragte er mich, ich sei wohl noch nicht lange in Amerika; als ich dies bejahte, machte er mich auf zwei Herren aufmerksam, die ihm als gewerbsmäßige Spieler bekannt seien, und die sich eben besprochen hätten, mit mir ein Spielchen anzufangen. Ich dankte ihm höflich und setzte mich, erwartend der Dinge resp. Raubritter, die da kommen sollten, in meine Ecke. Richtig, da nahte schon der erste und nach einigen einleitenden Worten über das Wetter kam er auf das Thema. Durch die Warnung hatte ich Zeit gehabt, mich auf eine schöne Rede vorzubereiten, und so dankte ich dem Ehrenmann höflich, aber bestimmt. Als er aber sich durchaus nicht abweisen lassen wollte, sagte ich ihm, ich kenne ihn ja nicht, er wisse ja auch nicht, ob ich kein Gauner sei, wie könne er mich da zum Spiel auffordern. Mochte der Gentleman nun etwas Anstößiges in

Digitized by Google

den Worten gefunden haben, ich weiß es nicht, der Zweck war jedenfalls erreicht, er verschwand. Nachher erzählte mir der Zugführer, ich müsse dem Gauner etwas sehr Unangenehmes gesagt haben, denn er und sein Spießgeselle hätten furchtbar auf mich geschimpft und seien in der nächsten Station ausgestiegen.

Es war spät abends, als wir in der Station von San Francisco ankamen, und so hatte ich leider nicht mehr den herrlichen Blick, den die auf der anderen Seite des Meerarmes liegende Stadt bei

Cliff House bei San Francisco.

Tag bietet. In 20 Minuten setzte uns das Fährboot über, und ich war recht zufrieden, als ich in dem großartigen Palace-Hotel in meinem Zimmer war.

San Francisco, Frisco, wie es der Amerikaner der Kürze wegen nennt, liegt sehr schön an einer mächtigen, gegen das Meer geschützten Bucht, wohl der beste, sicherste große Hafen der Welt. So ist es auch kein Wunder, daß hier, wo alle Nationen vereinigt sind, Osten und Westen sich die Hand reichen, die Stadt mächtig emporblüht. Die ganze Stadt war beflaggt, allenthalben liefen Menschen mit rotweißen, resp. gelb-blauen Fahnen, Bändern und Kokarden umher, die Damen sogar in Toiletten in diesen Farben, je nachdem, für welche Partei das Herz schlug. Es sollte das große Fußballwettspiel

Digitized by Google

zwischen zwei Universitäten stattfinden. Ich hatte noch nie einen derartigen weltbewegenden Wettkampf mit angesehen und zog am Nachmittag hinaus, mit einem Billett, beiläufig für fünf Dollar, bewaffnet, zweieinhalb Dollar hatte der Zwischenhändler aufgeschlagen. Der Sturm auf die elektrische Bahn war lebensgefährlich, 60 Menschen haben als höchster Satz auf einem Wagen Platz, aber 180—200 saßen oder hingen, besser gesagt, daran und auf dem Verdeck. Hier einen Berliner Schutzmann hingestellt! Da ich die Amerikaner allerhand Rücksichtslosigkeiten für fähig hielt, fuhr ich recht früh hinaus, und richtig, die Spiele begannen eine halbe Stunde vor der festgesetzten Zeit. Auf den Tribünen wimmelte es geradezu, bis auf den letzten Platz waren sie besetzt. Hoch in den Lüften schwebten Drachen und trugen — Whisky-Reklamen. Auf besonderen Tribünen, weit voneinander entfernt, saßen die Kameraden der Wettkämpfer, so konnten sie wenigstens keine Hauerei anfangen.

Hatte bisher ein Lärm geherrscht, wie er auch in anderen Ländern möglich ist, so steigerte sich dieser plötzlich zu dem rasendsten Geheul und Gejohle, das ich je gehört. Wenn tausend wilde Tiere auf einmal brüllen und ebensoviele Maschinengewehre dazu aufspielen, könnten sie die Luft nicht annähernd so erschüttern. Die Kämpfer zogen auf. Nun war kein Halten mehr. Alles stieg auf die Bänke, winkte, rief, pfiff, strampelte, lobte und tadelte die Kämpfenden, kurz, ich glaubte mich plötzlich in die Arena des alten Roms versetzt. Bald brachten sie schon den ersten mit blutendem Gesicht, da humpelte einer zum Verbandplatz, jetzt eilte ein Diener mit einem Eimer Eiswasser und Schwamm heran und fuhr den Kämpfern, die eine Minute verschnauften, über das Gesicht; wer Durst hatte, bekam den nassen Schwamm in den Mund, immer denselben, — ich danke. Endlich war der Kampf zu Ende, die Kalifornier hatten gesiegt, und nun ging ein Hexensabbat los, daß ich nur froh war, möglichst schnell in mein Hotel entfliehen zu können. Am Abend war hier großes Fest mit Damen, so hörte ich allmählich den Nachmittag verklingen.

Für mich speziell hat San Francisco etwas besonders Anziehendes, das sind die Seelöwen auf den Felsen vor dem Cliff House. Hier werden sie geschont und sind infolgedessen sehr zahm, so daß man sie auf den etwa 200 m von dem Hotel entfernten Felsen liegen und

Digitized by Google

sich in die Brandung stürzen sieht. Übrigens ist hier der Ausgangspunkt des ersten durch den Stillen Ozean gelegten Kabels.

Mit Recht ist Frisko auf seinen Golden Gate Park, eine wundervolle Parkanlage, stolz. Sie ähnelt, nur in viel größerem Maßstabe, der von Monte Carlo. Hier trifft sich die elegante Welt am Vormittag, sammelt sich zu Pferd, Rad und Wagen. Sonntags wandert alles hinaus, und es sollen zuweilen 50 000 Menschen zusammenströmen.

Der Shasta.

Zum erstenmal sah ich hier Petroleum als Staubvertilger angewandt, es riecht gar nicht und hält auf acht Tage und länger die Wege vollkommen staubfrei.

Da mein Freund, Hauptmann J. Roth, mit dem ich schon eine Expedition nach dem Eismeer gemacht und der nun seit $1^1/_2$ Jahre in Nordamerika gejagt hatte, mir mitteilte, er reise von Viktoria (B. K.) nach Japan, so machte ich den Umweg und fuhr mit der Bahn die wundervolle Shasta Route bis Seattle. Hier erfuhr ich, daß in der Nacht noch ein kleiner Dampfer nach Viktoria gehe und dirigierte mein Gepäck dorthin. Selbst suchte ich mir meinen Weg über die Gleise des stockfinsteren Rangierbahnhofs; alle Augenblicke kam eine Maschine vorbeigesaust, und ich begreife nicht, daß ich nicht über-

Digitized by Google

fahren wurde. Das waren meine letzten Eindrücke von den Vereinigten Staaten, und froh ging ich an Bord der Nußschale trotz übler Passagiere und Ungeziefers! Der kleine Dampfer lief diverse kleine Plätze an, dann wandte er sich westwärts; unzählige Vögel strichen vorbei. Da taucht die Insel Viktoria vor uns auf, wir umfahren eine Landzunge, und um 3 Uhr machen wir in dem schönen Hafen fest. Im Hotel Viktoria traf ich meinen alten Freund; im Fluge vergingen uns mit Erzählen und Besorgungen die nächsten Tage.

Digitized by Google

Auf den Hawaiischen Inseln.

Endlich kam die „Miovera", die uns nach Honolulu bringen sollte. In einer amerikanischen Zeitschrift stand über diesen Dampfer geschrieben: „Was menschlicher Geist an Luxus und Bequemlichkeit ersinnen kann, ist hier vereinigt usw. usw." Um so besser, dachte ich, ein Schiff kann nie bequem genug sein. — Aber wie waren wir enttäuscht. Hatten wir von der Lobeshymne nur die Hälfte geglaubt, so waren wir doch bei näherer Besichtigung des alten Kastens recht unangenehm berührt; Schmutz, Schmutz und nochmals dieses unangenehme Wort schienen hier die Parole zu sein. Obgleich wir erst einige Stunden unterwegs waren, starrte das Tischtuch von Flecken, Stewards und Kabinen und schließlich Essen waren dementsprechend. Daß nun auch noch die Kabinen statt mit zwei mit drei Passagieren belegt waren, trug gerade nicht zur Erhöhung der Gemütlichkeit bei.

In sieben Tagen sollten wir die 2300 Meilen bis Honolulu zurücklegen, aber bei dem „sollen" blieb es, da der Stille Ozean scheinbar durch eine Ausnahme die Regel, d. h. in diesem Falle seinen Namen bestätigen wollte; er tobte wie toll, selbst die stärksten Seefahrer brachten Ägir, oder wie sonst der Meergott hier heißen mag, ihr Opfer dar. Wie ein Ball flog unser Schiff hin und her, eine See nach der anderen fegte das Deck, so daß ein Aufenthalt hier fast unmöglich war. Die dem Sturm abgekehrte Seite des Schiffes tauchte bis über den Deckrand ins Wasser, wirklich, es war höchst ungemütlich, und es blieb nichts anderes übrig, als in den Kojen liegend sein Dasein zu bejammern und zu sehen und zu hören, wie die Gefährten opferten und stöhnten. Da legten wir statt 330 Meilen täglich meist nur 130 zurück. Vier Tage tobte der Sturm, dann ließ er nach,

Digitized by Google

aber das Meer war zu sehr aufgewühlt, es konnte sich nicht beruhigen. Ab und zu wurde ein blauer Fleck am Himmel sichtbar, und man konnte sich an Deck wagen, denn in den Kabinen war es, des Mangels an Ventilation wegen, schier nicht zum Aushalten. Die ersten Albatrosse zeigten sich, hie und da ein Tropikvogel, an seinen langen Schwanzfedern leicht erkenntlich. Allgemeines Interesse erregte ein über Nacht an Bord gekommener fliegender Fisch. Da endlich taucht Land aus dem Nebel auf: die Hawaiischen Inseln.

Auf den ersten Blick erinnern die Sandwichsinseln, wie sie zu meiner Schulzeit noch genannt wurden, an die Lofoten mit ihrem sägeförmigen Gebirgsrücken; nähert man sich ihnen, so ist die vulkanische Formation unverkennbar. Wir lassen Molokai links liegen, rechts taucht der Diamand Head auf. Deutlich werden zwischen Palmen die weißen Häuser sichtbar; langsam laufen wir in den Hafen von Honolulu ein. Mit der amerikanischen Umständlichkeit werden Zoll und ärztliche Kontrolle abgewickelt, wir dürfen an Land. Sollen wir nun hier bleiben? das war unsere nächste Frage.

Die Waikiki-Bucht mit dem Diamand Head.

Digitized by Google

Aber kaum hatten wir einen Blick auf die Stadt geworfen, da war sie beantwortet. Die Koffer an Land und hinaus in das etwa eine Meile vor der Stadt an der Waikiki-Bucht gelegene, wundervolle Moana-Hotel. Vollständig aus Holz in wohlgefälligem Stil gebaut, macht es mit seinen großen Veranden und Balkons, der spiegelnden Sauberkeit, den weiten, luftigen Hallen und Sälen einen großartigen Eindruck. Was es verspricht, hält es auch; Zimmer und Bedienung sind tadellos, das Essen in dem mächtigen, teils über das Meer hinausgebauten Speisesaal ist ausgezeichnet. Hier bleiben wir vorerst und vergessen die üble Überfahrt, das war unsere Parole.

In mancher Beziehung möchte ich den Aufenthalt hier mit dem an der Riviera vergleichen, mit dem angenehmen Unterschied, daß in Honolulu der lästige Staub der Automobile und die italienischen Bettler fehlen; auch von den üblen Gerüchen wie Knoblauch usw. ist nichts zu spüren. So wird dieses Paradies auch sehr viel von amerikanischen Hochzeitsreisenden und Rekonvaleszenten aufgesucht. Das Klima ist um diese Jahreszeit (Dezember) wunderbar mild, zwischen 1 und 3 Uhr fällt gewöhnlich heftiger Tropenregen und dann folgt herrliches Frühjahrswetter; da strömt alles im leichten Wagen oder zu Pferde hinaus. Ganz kleine Kinder, meist ohne Begleitung, galoppieren vorbei, (wenn das unsere ängstlichen Mütter sähen!), hinaus zu den Polo- und Tennisplätzen. Bei unserem ersten Spaziergang sahen wir, daß der Sturm, in den unser Schiff geraten war, auch hier böse gehaust hatte; allenthalben wurden umgestürzte Bäume weggeräumt. Am besten waren die biegsamen Kokospalmen weggekommen, zwar die Blätter etwas zerzaust, aber gestürzt waren nur sehr wenige. Wie vieles Neue gab es hier zu sehen: die Eingeborenen in ihren langen Gewändern; dicht beim Hotel von Kokospalmen umsäumt ein Lotosteich, dessen Blüten unseren Speisetisch schmückten, weiterhin eine Bananenpflanzung, da auf den Reisfeldern in dem Schlamme emsig arbeitende Chinesen. Neue Vögel, bunte Schmetterlinge gaukeln auf den Blumen in den schönen, die netten Villen umschließenden Gärten. In der Stadt, die schnell emporblüht, ist alles zu haben, Theater usw. sind vorhanden, und da ist auch ein Boxwettkampf angekündigt; den hatten wir beide noch nicht gesehen, also hin. Schön war das ja nicht, was uns da geboten wurde, aber wir konnten uns doch, wenn uns natürlich auch die Feinheiten der

Digitized by Google

Zweikämpfe entgingen, ein Bild machen, lernten das Interesse verstehen, mit dem man den Kämpfen folgte.

In einem kleinen Saal, der mit Männern aller Gesellschaftsklassen gefüllt war, erhob sich das Podium. Zwei Knaben waren die ersten Kämpfer; sichtlich machte ihnen die Sache anfangs Spaß, man ließ sie eine Anzahl Gänge machen; dann folgten ältere Kämpfer. Immer bessere traten auf, immer mehr sah man die Schulung; Blut floß bald

Eingeborene von Hawaii im Blumenschmuck.

aus Mund und Nase. Da, ein mächtiger Stoß in die Magengrube, wie vom Blitz getroffen, sank ein Kämpfer nieder. Zehn Sekunden hatte er Zeit, sich zu erholen, Johlen, Pfeifen und Zurufe der Zuschauer feuerten ihn an; denn es galt ja ihr Geld, sie hatten gewettet, was kümmerte es sie, ob der arme Kerl sich vor Schmerzen wandt. Kaum wieder aufgerichtet, warf ihn ein neuer Hieb nieder, nun konnte er nicht mehr, Gebrüll der Menge begleitete ihn, als er hinausgeführt wurde. Eine Pause, — alles gerät in sichtbare Aufregung, jetzt muß ein ganz besonderer Kampf beginnen; aber da sind die Vorbereitungen auf der Bühne schon wieder beendet.

Digitized by Google

Ein übel aussehender Mensch mit viereckigem Kopf, glatt in der Mitte gescheiteltem Haar, mit einem breiten Stiernacken, von sehr kräftigem Wuchs tritt herein, geleitet von seinem Trainer, der ihn noch schnell etwas massiert. Der ganze Eindruck dieses Menschen ist überaus unsympathisch, er hat eine Verbrecherphysiognomie. Da kommt sein Gegner, ein wunderbar gewachsener Mischling, Muskeln wie Stahl, mit freiem offenen Blick, ein Modell für einen Künstler. Wie der äußere Eindruck, den sie machten, so war auch die Kampfesweise; lange ging es hin und her, da bekam der Braune einen mächtigen Stoß ins Gesicht. Seine Augen flammten auf, jetzt galt es; mit einem dumpfen Fall brach plötzlich der Stiernackige zusammen, zwei ganz unparierte Hiebe ins Gesicht und Magengegend hatten ihn niedergeworfen; der Kampf schien beendet; nochmals erhob er sich, aber schon nach Sekunden sank er wieder nieder; dreimal dasselbe Schauspiel. Nun richtete er sich nicht mehr auf; der sympathische Kämpfer hatte gesiegt, von Herzen gönnten wir es ihm; und nun brach ein Sturm der Freude der Gewinner los; wir drückten uns schnell, denn bei derartigen Anlässen wird leicht gerauft, und im Boxen waren wir leider nicht erfahren. Eins hatten wir gelernt, die Faust ist eine furchtbare Waffe, und seitdem wir diese geschulten Fechter gesehen, ist unser Urteil über das Boxen im allgemeinen ein viel milderes geworden. Es ist ebensogut eine Kunst wie das Fechten mit Säbel oder Florett. Als wir zum Hotel zurückkehrten, fanden wir den Speisesaal wundervoll dekoriert. Blumengirlanden gingen von den Tischecken zur Decke, Blumen bedeckten den ganzen Tisch, um die Teller lag für jeden Gast ein Kranz; die weißgekleidete einheimische Kapelle trug Musikstücke vor. Es war „Thanksgiving Day", da feiern alle Amerikaner. Eine allgemeine Katerstimmung beherrschte am nächsten Tage ganz Honolulu.

Uns als passionierte Jäger interessierte natürlich ganz besonders das naturwissenschaftliche und ethnologische Bishop-Museum. Alles ist sehr schön und übersichtlich geordnet. Hauptsächlich war die Tierwelt der Hawaiischen Inseln vertreten, unter ihnen ein kleiner seit 30 Jahren ausgestorbener Vogel von Hawaii selbst, ein merkwürdiges Tier. Außer dem Museum sind noch eine ganze Anzahl sehr schöner Gebäude vorhanden. Weniger schön, echt amerikanisch mit viel Gold, ist das Denkmal Kamehamehas des Großen. Die Umgebung der

Digitized by Google

Stadt ist teils hübsch, teils mit seinen wild zerrissenen Gebirgszügen grotesk. Von der Höhe der „Punschbowle", wie ein dicht bei der Stadt gelegener Krater genannt wird, hat man einen wundervollen Blick auf Stadt und Hafen. Am lohnendsten war sicher eine Tour nach dem Pali; es ist dies ein mächtiger, wie eine Mütze sich von dem übrigen Gebirgsstock abhebender Felsen, und hier fällt das Gebirge in senkrechter Wand etwa 500 Fuß in die Tiefe. Als seinerzeit Kamehameha Oahu eroberte, trieb er seine Feinde hierher, schnitt ihnen den Weg seitlich über die Berge ab, und nun blieb den Unglücklichen nur die Wahl des Todes in den Speeren der Sieger oder durch den Sprung in die Tiefe. Hunderte fanden so ihren Tod. Auf diesem Punkt breitet sich ein wundervolles Panorama vor dem Blick des Beschauers aus. Im Vordergrund eine weite, fruchtbare Ebene, dann Höhenzüge und im Hintergrund das unendliche Meer.

„Wenn Sie jagen wollen, so wenden Sie sich an Mister R., er hat die Jagd auf der Insel Molokai, da gibt es genug Hirsche, Wildziegen, Schweine

Der „Pali".

Digitized by Google

und Fasanen; Sie bekommen sicher die Jagderlaubnis," sagte man uns in einem Geschäft. Na, dachten wir, das klingt zwar unglaublich, aber den Versuch kann man ja wagen. Wir machten uns also auf den Weg, und richtig, bald hatten wir die Erlaubnis zum gewünschten Abschuß und Benutzung des Jagdhauses. Wir staunten; wo in der Welt läßt sonst jemand seine guten Jagdgründe von wildfremden Menschen bejagen? Frohen Herzens wanderten wir zu dem nächsten Delikateßgeschäft, die notwendigen Bestellungen an Proviant für 14 Tage zu machen: Decken und Patronen wurden besorgt, ebenso die nötigen Jagdstiefel und Anzüge; denn meine ganze Jagdausrüstung hatte ich nach Shanghai gehen lassen.

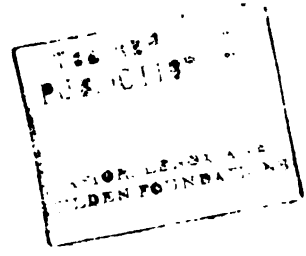
Auf dem kleinen Dampfer „Lehua" erreichten wir nach etwa achtstündiger Fahrt Kaunakakei auf Molokai, den Ausgangspunkt unserer Jagdtour. Ist es schon nicht angenehm, nachts in einer fremden Stadt anzukommen, wo kein Wagen am Bahnhof ist, so ist es doch noch viel ungemütlicher, wenn diese Station sich als eine etwa $^1/_2$ Meile in das Meer hinausgebaute Mole entpuppt. Beim Schein kümmerlicher Laternen wurde Vieh verladen; wir selbst standen zwischen unserem Gepäck und wußten nicht wohin damit. So beschlossen wir schon, uns so gut als möglich hier einzurichten und den Tag abzuwarten, als wir einen Europäer unter den Kanaken entdeckten, der sich bald als Verwalter des Gutes unseres Jagdherrn entpuppte. Bereitwilligst brachte er uns in seinem Hause unter, trat uns sein breites Bett ab, während er selbst in einem Schaukelstuhl Platz nahm. Wie er sagte, schlief er darin ebensogut wie im Bett. Ehe er sich niederlegte, schickte er noch mitten in der Nacht Leute weg, um für den Morgen Reit- und Lastpferde für uns zu besorgen. Wir konnten also beruhigt schlafen.

Molokai ist die fünftgrößte der Hawaiischen Inseln und großenteils im Besitz einer Zuckerkompanie, für deren Betrieb die Insel aber zu wasserarm ist. Durch ganz unvernünftige Wirtschaft sind die Berge vor Jahren abgeholzt worden; Unmassen von Wildziegen und zahme Herden haben einen neuen Anbau des Waldes verhindert. Nun ist ein großer Teil der Berge eingegattert, Hirsche und Ziegen nach Möglichkeit abgeschossen, und so wächst der Wald auf den eingegatterten Stellen schnell heran. Mit dem Walde hofft man auch auf mehr Niederschläge. Zeitweise regnet es ja recht intensiv,

Digitized by Google

Landſchaft bei Honolulu.

Digitized by Google



Digitized by Google

aber die Berghänge sind sehr steil, das Gestein ungemein porös, so daß das Wasser, ohne zu befruchten, abläuft oder versickert. Erst der Wald wird den Boden dauernd feucht erhalten.

Der gefährlichste Feind der Aufforstung sind, wie gesagt, die Wildziegen, die hier in größeren und kleineren Herden leben. Woher sie stammen, weiß niemand; wahrscheinlich sind die Ahnen dieses Wildes entlaufene Hausziegen. Sie sind recht scheu und äugen vorzüglich. Als die Gesellschaft die Insel übernahm, wurden im ersten Jahr 6000 Stück abgeschossen, jetzt jährlich gegen tausend. Die einzige Möglichkeit, ihrer Herr zu werden, wäre die, Treibjagden abzuhalten; aber dazu fehlt es an Treibern und Schützen. Es klingt eigentümlich, wenn ich so spreche; aber wenn man einmal gesehen hat, wie die Ziegen alle menschliche Arbeit zunichte machen, so wird man verstehen, wenn ich der Vernichtung eines Tieres, dessen Fleisch obendrein ungenießbar ist, das Wort rede. Ganz anders verhält es sich mit der Ausrottung der hier eingebürgerten Hirschart (Cervus japonicus).

Vor etwa 60 Jahren wurde vom König Kalakaua hier ein Hirsch und neun beschlagene Tiere ausgesetzt, und diese haben sich ganz fabelhaft vermehrt. Dabei ist von einer Degeneration durch Inzucht absolut nichts zu merken. Unserer Ansicht nach geschieht der Abschuß dieser schönen Wildart lediglich des Gewinnes wegen. Das Wildbret ist vorzüglich und Decke und Geweih (letzteres besonders im Bast und noch weich von den Chinesen als Aphrodisiacum) sehr begehrt. Sie sollen durch Fegen Schaden machen. Na, ob das die Veranlassung ist, systematisch an die Ausrottung dieses Tieres zu gehen, bezweifle ich sehr. Vor einigen Jahren mögen sie wohl Schaden gemacht haben; damals wurden angeblich 3000 Stück, natürlich ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Jahreszeit, abgeschossen; aber jetzt sollten die Jagdherren im eigenen Interesse vernünftiger wirtschaften. Außer diesen beiden Wildarten kommen Wildschweine, Truthühner, Fasanen und Wachteln sowie zahlreiche Strandvögel vor. Raubwild jeglicher Art fehlt, soviel wir erfahren konnten; also paradiesische Zustände.

Bewohnt ist die Insel von Eingeborenen, Mischlingen, deren Ursprung nicht mehr festzustellen ist, und den Nachkommen eines Deutschen, namens Meyer, der sich hier vor etwa 40 Jahren bei

Digitized by Google

einem Schiffbruch ans Land rettete, von den Eingeborenen freundlich aufgenommen wurde und schließlich eine Eingeborene heiratete. Leider haben die Kinder, sehr stattliche, guterzogene Leute, das Deutschtum abgelegt, da sie nie mit Deutschen in Berührung kamen. Sie freuten sich aber aufrichtig, als sie erfuhren, daß wir Landsleute ihres Vaters seien. So erhielten wir auch bereitwilligst Erlaubnis, in dem Mister Meyer gehörigen Tal zu jagen.

Doch nun zu unserer eigentlichen Jagdtour.

Früh 9 Uhr waren unsere Pferde und Maultiere zur Stelle. Auf die Packsättel wurden Koffer und Kisten gepackt. Ich war erstaunt, wie schwer die Pferde beladen wurden. Dann schwangen wir uns in den Sattel, ich weniger kühn; denn Reiten ist eine meiner schwachen Seiten, und ich werde immer nervös, wenn ich in die Nähe von Stacheldrahtzäunen komme. Aber alles ging gut. Wir kamen ohne Unfall durch den Bach, und weiter ging es. Soweit man hier von einem Wege sprechen kann, folgten wir diesem; erst durch das weitzerstreute Dorf, vorbei an den in Verfall begriffenen Gebäuden einer einstigen Zuckerfabrik; dann kamen wir durch Dornendickicht, das allmählich einer Steinwüste Platz machte. Hier hatte einst der Wald gestanden. In unvernünftiger Weise war er niedergeschlagen worden; die an Niederschlägen einst so reiche Insel litt jetzt furchtbar unter der Dürre, und nun wurde mit unendlicher Mühe wieder aufgeforstet. Ob die Insel je viel tragen wird, ist sehr fraglich; am besten dürfte sich Obstbau rentieren.

Ab und zu strich ein Regenpfeifer oder ein Flug Schopfwachteln ab, sonst belebte nichts die Einöde; keine Vogelstimme ließ sich hier hören. Um so besser meinte es die Sonne mit uns.

Höher hinauf führte uns der Pfad. Wir kamen auf grüne Matten; freundlich leuchteten uns in der Ferne weiße Häuser entgegen. Hier wohnte der Verwalter der Insel. Wir hielten uns rechts, immer entlang am Rande von Schluchten, die Regenbäche in das morsche Gestein gefressen hatten. Da mir die Sache doch etwas ungemütlich wurde, stieg ich ab, und ehe ich mich versah, hatte sich mein Gaul losgerissen, und mit Rucksack und Büchse galoppierte er talab. Hubertus hilf, dachte ich; wenn der Gaul in so eine Schlucht stürzt, ist die Büchse hin. An den Gaul dachte ich nicht, — eigentlich hartherzig von mir. Endlich erwischte einer unserer Leute den Durch-

Digitized by Google

gänger, und wohlbehalten kamen wir am Mittag in der Jagdhütte auf dem Maunahui an, wo mir der sogenannte Jagdhüter entgegenkam. Ein komischer Kerl, ein Mischling von wohl allen Rassen, die auf den Hawaiischen Inseln hausen: klein und schlitzäugig, mit breiter Nase und breiten Lippen. Da kam Mia, seine teure Ehehälfte, die ihre japanische Herkunft nicht verleugnen konnte, ein Kind an der Hand, eines auf dem Rücken. Das Jagdhaus (stolzes Wort!) bestand aus

Unsere Jägerfamilie (links der Verfasser).

zwei Räumen, von denen wir den vorderen mit Herd in Beschlag nahmen; den hinteren bewohnte die Jägerfamilie. So gut wie möglich machten wir es uns behaglich; aber keine Bewegung von uns blieb unbeobachtet. Die ganze Jägerfamilie schaute und staunte; ununterbrochen sprach dazu Mia. Wenn wir nur verstanden hätten, was sie sagte! Den ganzen Tag und meist auch in der Nacht schwatzten die Leutchen.

Unsere Pferde, die wir auf die Weide gelassen hatten, konnten nicht lange ruhen; das Wetter war zu schön, das mußte benutzt

Digitized by Google

werden, den Wildziegen einen Besuch abzustatten. Hier oben in einer Höhe von 2500 Fuß war es mit der Vegetation besser bestellt. Üppig gediehen Gras, Bäume und Sträucher, so daß das Wild wunderbare Deckung und Äsung hatte, anderseits aber eine Nachsuche sich recht schwierig gestaltete. Das ganze Hochplateau war von tiefeinschneidenden Tälern zerrissen, in deren steilen Wänden die Ziegen ihren Stand hatten. Vorsichtig ritten wir am Rande der Schlucht entlang, auf oft nur fußbreiten Pfaden, von Zeit zu Zeit hinabspähend. Für mich, der nicht schwindelfrei ist, war das eine unangenehme Sache, aber was tut man nicht alles der Jagdpassion zuliebe. Da stoppt unser Jäger, wie eine Katze gleitet er aus dem Sattel; in der Ferne dort, die weißen Punkte, das sind Ziegen. Schnell werden den Pferden die Halfter abgenommen und um den Hals eine etwa 10 m lange Schleppleine gebunden. Vorläufig können sie hier oben grasen; wir birschen zu Fuß weiter. Doch die Leitziege hat uns schon eräugt, und flüchtig verschwindet das Rudel um die nächste Ecke. Vorsichtig ging es weiter vorwärts; da erblickten wir drei einzelne, vertraut äsend. Zu gleicher Zeit fielen unsere beiden Schüsse und mit ihnen unsere beiden ersten Ziegen.

Froh unserer ersten Beute ritten wir heim, gerade noch zur rechten Zeit, ehe uns ein kurzer, aber um so gründlicherer Tropenregen durchweichen konnte. Dem alten Prinzip treu, daß zu viel körperlicher Anstrengung auch entsprechender Schlaf gehört, legten wir uns früh zur Ruhe. Ein schönes Wort, das hier leider illusorisch war. Kaum war das Licht verloschen, und alles war ruhig im Hause, da wurde es lebendig in den Wänden. Da kroch's heran, sprang auf die Tische, kletterte in die Töpfe, knabberte hier und da, husch, husch, lief es über die Betten, da piepste ein Baby, kurz, eine ganze Mäuseversammlung. Krach! flog ein Stiefel dazwischen; ein allgemeines Flüchten, zwei Minuten Ruhe, dann ging das alte Lied wieder los. Aber jetzt wurde es auch im Nebenraum lebendig; der Schlag des Wurfgeschosses hatte das Jägerkitz geweckt, und nun brüllte es ungeachtet der Gesänge des Vaters. Mia benutzte die Gelegenheit zu einer ungeheueren Erzählung. Hubertus, warum schützest du nicht deine Jünger? Endlich siegte die Müdigkeit; trotz Mäuschen und Gesprächen schliefen wir ein, noch im Traum mit Mausefallenkonstruktion beschäftigt.

Digitized by Google

Unsere nächste Sorge war Fleisch. Da das Wildbret der Ziegen sozusagen ungenießbar ist, so galt unsere heutige Birsch dem Cervus japonicus. Früh saßen wir im Sattel. Waren wir gestern an meist nur mit Gras spärlich bewachsenen Schluchten entlang gekommen, so lernten wir heute die üppige tropische Hochlandsflora kennen. Dicht mit Bäumen, Sträuchern und hohem Gras waren hier die steilen, meist sumpfigen Schluchten bewachsen; von oben aus hatten wir

Unser Jagdhaus auf dem Maunahui.

ganz guten Einblick in diese dem Wild reichlich Äsung und Deckung gewährende Gegend. Oft mußten wir, um von einem anderen kleinen Plateau aus in neue Schluchten zu spähen, tiefe Täler durchqueren; eine schwere Arbeit für die Pferde auf dem schlüpfrigen, steinigen Boden. Was Wunder, daß das für mein Körpergewicht etwas schwache Pferdchen bei meinen mangelhaften Reitkünsten an einer besonders gefährlichen Stelle den Halt verlor und mit mir hinschlug, so schnell, daß ich mit einem Bein unter das Pferd zu liegen kam. Es tat zwar scheußlich weh, aber meine Knochen sind gut konstruiert; schon in Ungarn hatte ich dies einmal unter einem Gaul

Digitized by Google

erprobt. Auch diesmal war nichts gebrochen, und bald ſaß ich wieder oben. Schließlich konnten wir aber mit den Pferden nicht mehr weiter durch das Dickicht. Wir banden ſie an und birſchten zu Fuß, was mir viel ſympathiſcher war, weiter. Eine Gegend, geſchaffen zum Verlaufen. Da ſtanden vor uns, etwa 100 Schritt entfernt, fünf Tiere; da kein Hirſch dabei war, ſo ließen wir den Jäger eines für die Küche ſchießen. Es war Mittag geworden; nun ſchnell heim, denn kurz nach 1 Uhr pflegt der Tropenregen hier oben zu fallen, der uns in wenigen Augenblicken vollſtändig durchnäſſen konnte. Wie gut wäre es, wenn dieſer Regen auch in den tieferen Regionen fallen würde.

Wundervoll war der Ritt an einer etwa 1000 bis 1500 Fuß tiefen, dicht bewachſenen Schlucht entlang; ſie gehört Mr. Meyer. Waſſerfälle ſtürzen ſich an einigen faſt ſenkrechten Hängen in die Tiefe; in der Luft ſchweben ſchön weiße Tropikvögel (Phaëton aethereus). Am Ende der Schlucht brauſt das Meer in mächtiger Brandung gegen die Felſen. Wie froh waren wir, noch vor dem Regen das Jagdhaus erreicht zu haben, denn er ſetzte mit echt tropiſcher Gewalt ein und hörte vorläufig nicht wieder auf. Am Abend war ich mit dem Bau einer Mäuſefalle beſchäftigt, zum höchſten Staunen unſerer Jägerfamilie, als mir der Jäger erklärte, im Hauſe ſei eine richtige Mäuſefalle, er wiſſe nur nicht damit umzugehen; leicht erklärlich, denn die vermeintliche Mäuſefalle war ein — Schaumſchläger!

Böſe Tage folgten nun. Wir ſollten einmal den Vorgeſchmack der tropiſchen Regenzeit bekommen. Dazu kam, daß unſer Jagdſchloß nicht ganz „dicht hielt", und ſo peitſchte der Sturm den Regen durch alle — und das waren recht viele — Fugen. Zeit hatten wir ja reichlich; denn bei dem Wetter war an Jagd überhaupt nicht zu denken. So dichteten wir mit Holz und Papier, ſo gut es ging, die Wände ab; aber an dem Wellblechdach ſcheiterten unſere Künſte. Ab und zu wurde dies vom Sturme gehoben, und dann kam ein Regenſchauer durch die Öffnung, gerade auf unſere Betten. Da zeigte ſich, wie gut die weiſe Vorſicht meines Reiſegefährten war. Er hatte ſeine waſſerdichten Zelttücher mit; dieſe ſpannten wir nun über die Betten. So lagen wir wenigſtens trocken. Damit gewannen wir zugleich reichlich Waſchwaſſer, das ſich in einer ſpeziell dazu gelaſſenen großen Falte ſammelte.

Digitized by Google

Vier Tage und vier Nächte tobte dieser Wettersturm, so daß wir zuweilen fürchteten, unser leichtes Häuschen werde weggeblasen; es ächzte wohl, aber es hielt. Im Freien konnten wir nicht jagen, so bildeten wir uns als Kammerjäger aus. Meine primitive Mäusefalle wirkte ausgezeichnet. Die Konstruktion war höchst einfach. Auf den Rand des Tisches wurde ein Brettchen gelegt, dessen Ende

Partie aus unserem Jagdgebiet.

eine sich selbst wieder aufrichtende Klappe bildete. Hierunter befand sich ein Kübel mit Wasser. Auf dem Tische bis zum Ende des Brettes, wo der fetteste Bissen lag, gingen die Kirrbrocken. So hatten wir täglich unsere Strecke. Endlich ließ die Heftigkeit des Regens etwas nach; es war aber auch höchste Zeit, denn unser Fleischvorrat war zu Ende. Mit einiger Mühe wurden wir unserer Pferde wieder habhaft. Sie hatten die ganzen Tage über im Freien zugebracht, wie sie es gar nicht anders gewöhnt waren. Das Wetter war aber doch etwas zu schlimm gewesen; die Tiere sahen recht schlecht aus. Aber was half es, zu Fuß konnten wir schlecht jagen. Lange

Digitized by Google

birschten wir; schließlich banden wir die Pferde an, und nun ging es in den triefenden Wald. Keine Freude bereitete der schlüpfrige Weg; aber Hunger tut weh, und so schoß ich das erste Tier, das uns zu Gesicht kam. An diesem Tage sahen wir auch Wildschweine, leider nur für einen Augenblick, so daß ein schnell nachgesandter Schuß fehl ging.

Das Wetter hatte ausgetobt, die Sonne zeigte wieder ihr freundliches Gesicht, und wohlgemut zogen wir hinaus, diesmal einem neuen Revierteil zu. Dem Wilde schien es in dem nassen Walde auch ungemütlich geworden zu sein; allenthalben war es ausgetreten, so daß wir an einem Morgen 15 Stück, leider keinen Hirsch darunter, erblickten. Da wir noch Fleisch genug hatten, blieben sie unbeschossen. Schlechter erging es den Ziegen. Auf einem Hochplateau hatten wir eine weidende Herde entdeckt. Schnell sprangen wir herunter von den Pferden und birschten in großem Bogen um die Anhöhe. Aber der Wind war umgesprungen; als wir auf gute Schußnähe heran zu sein glaubten, erblickten wir auf etwa 200 m die ganze Herde in voller Flucht in der Felswand. So blieb nichts übrig, als zu versuchen, sie heranzuschießen, d. h., durch einige Schüsse kurz vor den Leithammel an die Felswand die Herde zur Umkehr zu bewegen. Dies ging über Erwarten gut. Kurz hintereinander hatten wir geschossen, und als die Kugeln gerade vor dem Leithammel auf die Felswand schlugen, machte er kehrt, mit ihm die ganze Herde, und so kamen sie fast auf uns zu. Leider klemmte sich der Repetiermechanismus meiner Büchse; dafür repetierte mein Freund mit acht Schuß seines Winshester-Karabiners, Kal. 25, aus der Herde sechs Stück heraus, darunter vier starke Böcke, die fast alle etwa 200 m hoch ins Tal hinabstürzten. Ich hatte schon manchen guten Schuß von Hauptmann Roth gesehen, aber das war doch seine Glanzleistung.

Dieses Schießen hatte ich untätig mit ansehen müssen; meine Büchse „wollte nicht mehr". Erst nach einiger Zeit war der Schaden repariert, und so erlegte auch ich auf dem Heimwege noch zwei Ziegen. Rätselhaft war es unserem Jäger, wozu wir die Gehörne brauchten, und so fragte er mich, ob ich als Medizinmann daraus Medizin braute. Auch von unserer Schmetterlingssammlung erwartete er ähnliche Verwendung. Diese Einleitung benutzte er, mir begreiflich zu machen, daß er wie seine Mia an Kopfweh litten. Ich gab jedem eine kleine

Digitized by Google

Dosis Migränin. Die Wirkung war großartig, und sicher priesen sie gegenseitig die gute Medizin; denn Mia sprach, soweit das möglich war, noch mehr als sonst. Bis dahin hatten diese harmlosen Leutchen sich Papierstreifen gegen Kopfweh an die Stirne geklebt. Und als wir ihnen nun gar noch etwas Gummipflaster schenkten, beklebten sie alle möglichen Körperstellen damit.

Eines Tages hatten wir mit unserem Jäger großen Streit. Wir waren auf der Wildziegenjagd. Alles ging gut. Auf dem Hochplateau hatten wir eine Herde bemerkt und birschten uns an, während wir unseren Jäger zurückließen. Der Wind stand gut; Deckung war genügend da. Um so erstaunter waren wir, daß die Ziegen plötzlich flüchtig abgingen. Uns konnten sie nicht wahrgenommen haben. Instinktiv wandten sich unsere Blicke rückwärts, wo der Jäger hielt. Da stand er auf dem höchsten Punkte und beobachtete unser Anbirschen. Na, Liebenswürdigkeiten waren es gerade nicht, die er zu hören bekam, und nun prallten Starrköpfe aneinander. Er war in seiner Jägerehre gekränkt, und durch Mißverständnisse, durch seine mangelhaften Kenntnisse im Englischen fast zur Raserei gebracht, erklärte er: „Morgen gehe ich!" Ich blieb, als ich sah, daß die Zornader meines Freundes bedenklich schwoll, ziemlich ruhig und erklärte, wir wollten später zu Hause mit — Mia die Sache besprechen. Der Abend verlief unter gänzlicher gegenseitiger Ignorierung sehr ruhig. Mit stiller Schadenfreude nahmen wir wahr, daß der Zorn die Neuralgie des armen Kerls zur schönsten Blüte getrieben hatte. Mia, die kleine schwatzhafte Frau, schien auch nicht gerade seiner Meinung zu sein, denn ihr Redestrom grenzte ans Fabelhafte. So war denn am nächsten Morgen der Mann „kirre". Die Verhandlungen konnten beginnen. Ein schweres Stück Arbeit; aber allmählich wurde ihm klar, daß er doch recht töricht handle, wenn er uns verlasse. Das Wort „Dollar" spielte dabei eine sehr große Rolle. So kam die Versöhnung zustande.

Unter lebhaftem Bedauern versicherte er uns, er sei so jähzornig, aber „inwendig" sei er gut. Er drückte dies in der Weise aus, daß er vor dem Munde, gleichsam als entströme diesem ein Dämon, tolle Handbewegungen machte und dann mit verklärtem Gesicht auf den Bauch deutete und mit dem Kopfe schüttelte. Ja, ja, man muß die Zeichensprache verstehen! Der Streit hatte Wunder gewirkt. Von

Digitized by Google

dem Tage an wurde der Jäger bedeutend eifriger und gab sich alle erdenkliche Mühe, sein Bestes zu leisten. Sollte ihm der bisher unbekannte Begriff des Schußgeldes, das wir ihm versprochen, plötzlich klar geworden sein?! Zur Belohnung bekam er auch ein Migräninpulver, welches ihn ganz gefügig machte.

Mit den Mäusen und unserem Jäger hatten wir nun Frieden. Da nahte ein neuer Störenfried. Eines Morgens ziehe ich meine langen Birschstiefel an; da zwickt mich etwas in den Fuß — und wie! Mit einem Schmerzensschrei fahre ich auf, heraus aus dem Stiefel; denn ich denke an einen Skorpion oder ähnliches. Da fliegt eine Wespe heraus; die erste, die mich im Leben gestochen hat, und ihrem Beispiel folgten noch zwei an diesem Tage. Auch unsere Jägersgattin klagte über einige Stiche. Da mußte das Haus einer gründlichen Revision unterzogen werden. Richtig, in einer dunklen Ecke des Wellblechdaches hing das Wespennest. Mit einem auf eine Stange gesetzten Licht wurde die Sippschaft ausgeräuchert und, was nicht verbrannte, erschlagen oder von Hauptmann Roth mit der Pistole erschossen. Übrigens eine sehr gute Schießübung.

Ziegen und Tiere hatten wir auf unseren Birschen nun genug geschossen resp. gesehen, aber die ersehnte Trophäe, ein gutes Hirschgeweih, war noch nicht erbeutet. Doch nach dem alten guten Spruch vom Jäger Unverdrossen ließen wir Ausdauer und Hoffnung nicht sinken, sondern birschten, so oft es das Wetter erlaubte, in den dichtbewachsenen Hängen. Endlich bekamen wir einen Hirsch zu Gesicht. Mit acht Tieren war er aus dem Dickicht heraus auf eine lichtere Weidefläche gezogen. Nun galt es, da die Entfernung für einen Schuß viel zu weit war, wenn möglich dem Rudel den Weg zu dem schützenden Tal abzuschneiden. Alles ging gut. Wir waren bereits auf etwa 200 Schritt heran, und ich machte mich eben zum Schuß fertig, da sprang der Wind um, und im nächsten Augenblicke war das Rudel hinter einer Erdwelle verschwunden. So schnell wir konnten, ging es nun vorwärts, um möglichst den Hirsch beim Einwechseln in das Dickicht zu erwischen. Da, wie ich mich spähend über die Felswand beuge, erblicke ich auf etwa 80 Schritt einen ganz kapitalen, vorher von uns noch nicht ausgemachten Hirsch. Meine erste Kugel ging fehl, aber die zweite saß. Ohne zu zeichnen ging er weiter, im nächsten Augenblick meinen Blicken hinter einem

Digitized by Google

Felsvorsprung entschwindend, um hier vom Hauptmann die zweite Kugel zu bekommen, die ihn nach wenigen Schritten niederwarf. Es war ein kapitaler Hirsch, und ich bedauerte nur, daß diese Art nicht mehr als sechs Enden zeigt.

In bester Stimmung birschten wir weiter und kamen noch ganz nahe an eine Sau heran, die mein Freund schwer krank schoß; sie brach zusammen. Als wir uns ihr näherten, kam plötzlich wieder Leben in das Tier, und nun nahm sie an. Mein Freund repetierte und repetierte, aber die Büchse war leer. So schoß ich denn die Sau, kurz ehe sie unangenehm werden konnte, nieder. Am nächsten Tage birschte Roth nochmals in dieser Gegend und streckte einen Hirsch und eine Sau. Ich war an diesem Tage allein auf Ziegenjagd gegangen. Zwei hatte ich erlegt, und sie waren in der steilen Wand verendet, aber nun kam die schwerste Arbeit: sie zur Stelle schaffen. Doch Jagdeifer hilft über manche Schwierigkeiten; so kam auch ich bis zu diesen schwindelnden Stellen. Aber wie sollte ich wieder zurückkommen? Da sah ich erst, wo ich mich befand. Die letzten drei Meter hatte ich mich zu dem Felsvorsprung herabgelassen; herauf konnte ich aber nicht wieder. Kein Ausweg schien zu sein; auf einer Seite die senkrechte Wand, auf der anderen 100 m Abgrund. In dieser unangenehmen Lage wurde ich wieder schwindlig. Endlich kam der Geist der Erleuchtung über mich; ich entdeckte unter einer überhängenden Platte einen Felsspalt und kroch auf allen vieren, die Büchse in der Hand und zwei Ziegenköpfe im Rucksack, vorwärts. Plötzlich kam mir das peinliche Gefühl: was nun, wenn der Spalt blind endigt? An ein Umkehren war nicht zu denken. Aber da, nach etwa 100 Schritt mündete der Spalt auf einen Wildwechsel. Ich konnte mich aufrichten. Gott sei Dank; denn die Situation war doch höchst peinlich, und die Kriecherei in der Ungewißheit erschien mir unendlich. Noch saß ich ausruhend und verschnaufend auf einem Felsen, da steinerte es, und auf 40 Schritt erschien eine Ziege, gefolgt von fünf Böcken, darunter ein ganz kapitaler, und ich — hatte keine Patrone mehr. So mußte ich mich, wenn auch schweren Herzens, mit dem Anblick begnügen. Als ich zu meinem Pferde zurückkehrte, war es durchaus nicht mit dem Duft der Ziegenköpfe einverstanden und benahm sich recht ungebührlich, aber ich blieb im Sattel und erreichte so in recht flottem Trab das Jagdhaus.

Digitized by Google

Die Umgebung des Hauſes hatte auch ſeine Reize. In einer dichtbewachſenen Schlucht entſprang in einer tiefen, kühlen Grotte ein Bach, der uns das Trinkwaſſer lieferte. Hier pflegten wir in

An der Quelle.

dem kalten, klaren Waſſer, das etwas unterhalb der Grotte einen kleinen, von überhängendem Pflanzenwuchs halb überwucherten Teich bildete, zu baden. Ganz entſetzt darüber war unſere tüchtige Jägersgattin; ſie glaubte, man müſſe ſterben, wenn man die eiſige Flüſſigkeit auf den Körper bekomme.

Digitized by Google

Muntere bunte Stare trieben um unsere Hütte ihr Wesen und holten die Küchenabfälle. Gegen Abend hörten wir in den nahen Schluchten das Locken der Fasanen, von denen wir nur einige Hähne zum Abbalgen schossen. Sie sind fast genau wie die chinesischen Ringfasanen, die wir später in ihrer Heimat erlegten, gezeichnet, nur etwas lebhafter in den Farben; Schopfwachteln fanden wir allenthalben auf den Grasflächen. Zweimal bekamen wir auch Truthühner zu Gesicht, die wie die Wachteln aus Amerika importiert sind.

Eigentlich waren wir mit unserem Jagdresultat recht zufrieden und wären wohl zu Tal gefahren, hätten wir nicht erfahren, daß unser Dampfer drei Tage später, als wir erwartet hatten, abgehe. So lenkten wir unsere Rosse (stolzes Wort!) nochmals der Gegend zu, wo wir die Ziegen so zahlreich angetroffen hatten. Aber der Wind stand schlecht; es war nichts zu machen. Deshalb beschlossen wir, im weiten Bogen die Täler zu umgehen. Das war eine böse Kletterarbeit mit den Pferden auf den nur fußbreiten Pfaden in den steilen Wänden. Doch das half nichts; ohne die Pferde hätte die Umgehung zu lange gedauert. Da wurde es plötzlich unter uns im Tal lebendig; ein Rudel Hochwild wurde flüchtig, darunter ein Hirsch. Mein Freund war am Schuß, aber der war schwer anzubringen; denn nur von Zeit zu Zeit wurden die schön gefleckten Tiere zwischen den Büschen sichtbar. Auf den Schuß hin trennte sich der Hirsch von den Tieren und verschwand im Wald. Erst ganz weit unten im Tal tauchte er wieder auf, und wieder fielen zwei Schüsse, ehe er verschwand. Ich hatte genau mit dem Glas beobachtet: der Hirsch hatte nicht gezeichnet, aber ich hatte nur eine Kugel an der Wand stauben sehen. Obgleich unser Jäger hoch und teuer schwur, der Hirsch sei gesund, kletterten wir ins Tal, um nach Schweiß zu suchen. Endlich, das erste Tröpfchen. Nun folgte eine Schweißsuche, an die ich denken werde, kein Lüftchen regte sich im Tal, dafür brannte von oben die Sonne, als sollten wir gebraten werden. Bald bekamen wir den schwerkranken Hirsch wieder zu Gesicht, worauf ihn eine weitere Kugel niederwarf.

Mit der Nachsuche hatten wir uns auch unserem Ziegenrevier genähert und setzten uns auf dem besten Wechsel an. Der Jäger trieb, laut bellend, denn vor Hunden haben die Ziegen riesigen Respekt. Nicht lange hatten wir zu warten, da kamen die Edlen

Digitized by Google

vom Stamme Meck sehr flüchtig in der Wand an, leider alle auf einmal, sonst wäre die Strecke wohl größer gewesen. Da wir die Tiere nur immer für Sekunden zu Gesicht bekamen und die Entfernung meist recht groß war, hatte das Treffen seine Schwierigkeiten. Trotzdem brachte Hauptmann Roth drei, ich zwei zur Strecke; zwei schwer krankgeschossene gingen leider verloren. Auf dem Heimweg glückte es mir, noch mit meiner letzten Patrone einem sehr starken Bock das Lebenslicht auszublasen, während Roth einen Bock mit seiner letzten Patrone anschweißte, der sich bald niedertat. Um nach Hause zu reiten, Patronen zu holen und so den armen Kerl von seinen Leiden zu erlösen, war es zu spät geworden; er mußte bis morgen dulden, falls er bis dahin nicht verendete.

Der Tag des Abstieges war gekommen, die Packpferde beladen, unser Jäger bezahlt. Wie staunte er und besonders Mia über das viele Geld, was wir ihnen aushändigten. Jetzt ging ihnen ein Licht über den genaueren Inhalt unseres Disputes auf; so reich waren sie noch nie gewesen. Unsere Karawane schickten wir auf dem alten Wege hinab, während wir nochmals nach den Ziegentälern ritten, um den kranken Bock zu erlösen. Er saß noch im Wundbett. Als mein Freund schoß, stürzte er den Abhang herab. Auf dem weiteren Ritt kamen wir an ein Rudel äsende Ziegen. Ich suchte mir den stärksten Bock aus. Auf den Schuß hin stob die Herde auseinander, und es gelang mir, einem Bock gerade in dem Augenblick, als er über den Grad verschwinden wollte, die Kugel aufs Blatt zu setzen, die ihn in das jenseitige Tal warf. Mit vieler Mühe und Schweißtropfen überstieg ich den Rücken, und durch das Klagen geleitet, fand ich den Bock in dickem Dornengestrüpp, wo ich mir erst einen Weg mit dem Jagdmesser bahnen mußte. Da höre ich Roth rufen, im selben Augenblick steinert es in der Wand, und auf einem Felsvorsprung hoch über mir erscheint ein starker Bock. Auf den Schuß wollte er flüchtig werden; aber die Kräfte versagten. Vergeblich nach Halt suchend und laut klagend stürzte er zu mir herab in die Tiefe. Roth, für den ich verdeckt stand, erzählte mir später, es habe einen merkwürdigen Eindruck gemacht, wie plötzlich der Bock scheinbar abgestürzt sei, und er dann erst den dumpfen Knall der 11 mm-Büchse vernommen habe.

Mit unserer Gesamtstrecke (3 Hirsche, einige Tiere, 2 Sauen,

Digitized by Google

21 Ziegen, 1 Truthahn, diverse Fasanen, Wachteln usw.) des etwa 14tägigen Jagdausfluges konnten wir zufrieden sein, und voller Dankbarkeit schieden wir von Mr. Monroe, der noch für unser Gepäck und Expedierung sorgte. Im Moana-Hotel in Honolulu, wo wir am nächsten Morgen eintrafen, erregten wir in unseren Kostümen mit so reicher Beute natürlich einiges Aufsehen.

Wir hatten nicht lange Ruhe. Weihnachten stand vor der Tür, und da Wilders Steamship Co. zu sehr billigem Preis eine Fahrt

Der Regenbogenfall auf Hawaii.

nach Hawaii und dem berühmten Vulkan Kilauea arrangierte, so benutzten wir diese Gelegenheit. Außer uns beteiligten sich nur zwei Damen und vier Herren. Es war eigentlich für amerikanische Verhältnisse spottbillig: 5 Dollar pro Tag, Schiff, Hotel, Wagen, Essen, Führer usw. einbegriffen.

Das Wetter war leider ziemlich rauh, und es blies recht böse von Osten; aber wir waren ja einiges Schiffsschwanken gewöhnt und dampften wohlgemut auf dem kleinen Dampfer „Kinau" ab. Dicht ging es an der Küste entlang; deutlich sahen wir unter Palmen hervorlugend die weißen Villen, dort das Moana-Hotel. Jetzt passieren

Digitized by Google

wir den erloschenen Krater, das Wahrzeichen Honolulus, den Diamand Head. Wir kommen in die gefürchtete Straße von Molokai, und hier bläst es noch ärger. Arme Seekranke, überraschend schnell seid ihr befallen worden! Nun schützt uns keine Insel mehr vor der Gewalt des Windes; ungehindert streicht er über das offene Weltmeer. Bei Maui, der Insel mit dem größten erloschenen Vulkan der Welt, dem Haleakala, wurde das Meer ganz uneben, und traurig sah es um die Japaner aus, die, für die Plantagen von Hawaii bestimmt, dichtgedrängt auf dem Verdeck hockten. Ab und zu kam ein See daher und kühlte die heißen Stirnen. Die armen Leutchen litten scheinbar sehr an Magenverstimmung.

Am Weihnachtsmorgen erreichten wir nach zweitägiger Fahrt Hawaii, und unvergeßlich wird uns der Anblick bleiben, der sich unserem Auge bot. Fast senkrecht fällt die Küste einige hundert Fuß hoch ins Meer, und Hunderte von Wasserfällen ergießen sich, teils von ziemlicher Größe, oft 200—300 Fuß hoch ins Meer. Einmal zählte ich zu gleicher Zeit 18 derartige Wasserfälle, und ich glaube, daß nirgends auf der Welt sich ähnliches findet. Erhöht wurde der Anblick durch den großen Wasserreichtum der Fälle, da gerade Regenzeit war; im Sommer wird mancher jetzt stolze Fall sich nur als Silberfädchen zeigen.

Auf den Höhen sahen wir Farmen, enorme Zuckerfelder, Zuckermühlen und vor allem die großartigen, hoch auf Bambusgestellen angelegten Äquadukte, auf denen das Zuckerrohr in die Mühlen geflößt wird.

Von Zeit zu Zeit warf die „Kinau" Anker, um die Japaner, welche für die betreffende Farm bestimmt waren, an Land zu setzen. Bei der schweren See war das keine Kleinigkeit, und hin und wieder lag ein Männlein oder Weiblein im Wasser. Höchst amüsant gestaltete sich vollends die Beförderung an Land; denn einen Hafen gab es nicht, und an Landung war bei der enormen Brandung nicht zu denken. Da senkte sich an einem Kran eine mächtige Kiste herab, in der zwei handfeste Kerle standen. Geschickt wurde nun das Boot mit seiner lebenden Ware so herangerudert, daß es auf einen Wellenkamm in die Höhe der Kiste kam; vier kräftige Arme griffen zu, und wohl oder übel flog der erste Japaner in die Kiste. War diese voll, so hob sie der Kran empor, und leer kam sie bald darauf wieder

Digitized by Google

herab. Einfach und praktisch, aber nicht sehr angenehm für die Beteiligten.

In strömendem Regen kamen wir am Weihnachtsabend in Hilo, der Hauptstadt von Hawaii, an. Das Hotel war mäßig, Essen miserabel, von Weihnachtsstimmung keine Ahnung, dafür eine Familie Ping Pong spielender Amerikaner. Das war zu viel, und nachdem ich nach einhalbstündiger vergeblicher Arbeit endlich das selbstsichernde amerikanische Patentschloß — das der Teufel holen möge — meiner Zimmertür offen hatte, verkroch ich mich in recht trauriger Stimmung in mein Zimmer. Wie flogen meine Gedanken heim, wo der Lichterbaum brannte und die Verwandten sicher meiner gedachten. Endlich war die Nacht vorüber; es regnete nur noch wenig, und wir fuhren nach dem Regenbogenfall, einer der Hauptsehenswürdigkeiten von Hawaii. Aus einer Höhe von 30 m stürzt sich der sehr schöne, im Sonnenlicht einen wundervollen Regenbogen gebende Fall in ein rundes Becken von etwa 50 m Durchmesser, dessen Tiefe noch nicht festgestellt ist. Dieses von senkrechten Felswänden eingeschlossene Becken hat keinen sichtbaren Abfluß, was bei dem porösen Gestein nicht wundernimmt. Für die Amerikaner jedoch scheint dies ganz besonders merkwürdig zu sein, denn immer und immer wieder machen sie uns darauf aufmerksam.

Am Nachmittag fuhren wir mit der Bahn bis zu deren Endstation. Es war höchst interessant. Zuckerfelder, Kaffeeplantagen, Urwald und eben in der Urbarmachung begriffenes Land wechselten ab. Ungeheure Haufen aufgelesener Steine zeigten uns, welche Arbeit dazu gehört, hier Plantagen anzulegen. Der Urwald bleibt teilweise stehen, um die Niederschläge zu erhöhen. An größeren Farmen hielt der Zug, und hier standen dicht gedrängt die ärmlichen Arbeiterwohnungen, — ein trauriger Anblick.

Die nun folgende Wagenfahrt in der Sturmnacht war nicht sehr erbaulich, und voller Freude begrüßten wir in dem netten, 4000 Fuß hoch gelegenen Volkano-Hause das prasselnde Kaminfeuer und das vorzügliche Essen.

Bei schönstem Sonnenschein erwachten wir. Ganz nahe beim Hotel begann das ungeheure Lavafeld, in dessen Mitte sich Dampf erhob. Hier ist der Halemaumau, das Haus des Feuers. An vielen Stellen zeigt diese Lava mächtige Risse; wirft man Holz hinein, so

Digitized by Google

flammt es auf. Da erheben sich, wie Schornsteine, Lavasäulen; hier ist ein Loch in einer enormen Lavablase, die Vorhalle der Hölle genannt; wir steigen hinein, aber lange halten wir es in der heißen Schwefelluft nicht aus. Da ist wieder die Lava im Überfließen wie ein plötzlich stehengebliebener Wasserfall erstarrt. Immer heißer wird der Boden unter unseren Füßen, die Risse in der Lava, die Schwefelniederschläge häufen sich, und nun stehen wir vor dem ungeheuren Trichter des Halemaumau. Aus der Tiefe steigen dichte Dämpfe auf. An manchen Stellen glüht die Lava. Wir wälzen Felsstücke hinab, und dumpf brausend kommt die Antwort der mächtigen Feuergötter aus der Tiefe. Jetzt schlafen die Mächte, aber wer weiß, ob sie nicht nur ruhen, um dann mit ungeheurer Kraft auszubrechen, alles mit einem Schlage zu vernichten, jahrhundertelange Arbeit in Stunden zu zerstören, eine neue Welt zu schaffen wie vor fünf Jahren in Neuseeland. Wie angebracht die Mahnung war, in möglichst schlechten Stiefeln die Tour zu machen, sollte ich auch bald merken. Ich suchte nach den schönen Schwefelkristallen etwas abseits vom Krater. Hier war der Boden lehmig und weich; plötzlich fuhr ich bis über die Knöchel in den heißen Brei, ein unangenehmes Gefühl. Die Schuhe waren halb verbrannt und unbrauchbar, und die so mühsam gesammelten Schwefelkristalle waren mir bei dem ersten Schreck natürlich aus der Hand gefallen.

Mächtige Lavablase.

Einen merkwürdigen Eindruck macht die Vegetation an den Stellen, wo die Schwefeldämpfe dem Boden entsteigen; die Bäume sterben bald ab, und eine schmutzigweiße Schicht überzieht sie. Der

Digitized by Google

Besuch des Kilauea Iki (d. h. der Kleine) bot uns wenig Neues, wie überhaupt der ganze Krater auf uns nicht den Eindruck machte, den die großartigen amerikanischen Reklamen versprachen. Wenn der mächtige alte Herr schlecht gelaunt ist, muß der Anblick überwältigend sein; aber augenblicklich verhielt er sich ziemlich ruhig.

Sehr interessant war die Unterhaltung mit einem Herrn, dem Sohne eines amerikanischen Missionars und einer eingeborenen Mutter. Er teilte uns mit, daß seit etwa 40 Jahren das Christentum den Kanaken die Kleidung gebracht habe; von der alten Blumentracht, die heute noch teilweise in Samoa üblich, habe man nur die Kränze und Girlanden behalten, eine Sitte, die sich auch die eingewanderten Amerikaner und Europäer zu eigen gemacht haben. Handwerk und das Verständnis, daß man für Geld etwas kaufen kann, hätten die Eingeborenen leicht gelernt, aber den Begriff des wahren Wertes des Geldes und Geldeswertes habe man ihnen verschwiegen, und vor allem, daß der Grund und Boden Wert habe. So sei jetzt aller Grundbesitz in den Händen der „weißen" Männer (zu denen Chinesen und Japaner auch gerechnet werden). Die Eingeborenen hätten den Geschmack an den Sitten der christlichen Völker gelernt und gingen nun daran zugrunde. — Das sagt der Sohn eines Missionars!

Wollten wir den Dampfer nach Honolulu noch erreichen, so hieß es früh aufstehen, denn um 6 Uhr mußten wir fahren. Zu unserem Kummer hatte es die ganze Nacht hindurch in Strömen geregnet. Aber nun machte sich die poröse Beschaffenheit des Gesteins angenehm bemerkbar; aller Regen wurde gleichsam wie von einem Schwamm aufgesogen, so daß wir eine sehr schöne, oder besser, eigenartige Fahrt hatten. Der Weg kreuzt eine ganze Anzahl mehr oder weniger verwitterter Lavaströme, denen teilweise eine schöne Vegetation entsprießt. In dem Garten eines reichen Chinesen, Besitzers einer Zuckermühle, wurde das mitgebrachte Frühstück eingenommen, zu dem der Hausherr einen Korb wundervoller Orangen schickte. Die Straße war von einer großen Anzahl von der Kirche kommender Reiter und Reiterinnen belebt, letztere alle im Herrensattel.

Hatten wir auf der Fahrt nach Hilo über die Ausschiffung der Japaner gelacht, so sollten bei unserer Abfahrt von Honoipo die Eingeborenen an unserer Verladung ihre Freude haben. Die See ging sehr hoch, und so blieb nichts anderes übrig, als, sobald eine Woge

Digitized by Google

das Boot hob, von der Brücke hineinzuspringen, was für die Damen meist recht peinlich war. Aber alles ging gut vonstatten, selbst die Verladung einer etwa drei Zentner schweren eingeborenen Lady, unserer späteren Freundin. Die Zeit auf der schönen Fahrt längs der Küste verfloß uns rasch. An verschiedenen Plätzen warfen wir Anker, um Rindvieh an Bord zu nehmen. Den armen Tieren wurde ein

Rinder werden an Bord gebracht.

Tau um die Hörner geschlungen, das an dem Bootsrand befestigt wurde. Zu 16—20 Stück wurden sie so durch das Wasser nach dem Dampfer gezogen, wo sie mittels eines Kranes an den Hörnern emporgewunden wurden.

Das Denkmal, das zur Erinnerung an die Ermordung des großen Entdeckers Cook († 14. Febr. 1779) errichtet ist, macht einen recht traurigen Eindruck.

Wie überall an Bord war man auch hier schnell bekannt und zwar mit der gewichtigen hawaiischen Dame; gastfrei, wie es hier

Digitized by Google

Brauch ist, bot sie uns herrliche Orangen und Bananen an und lud uns sogar ein, sie in ihrer Villa zu besuchen. Wir sollten echt hawaiisch essen, sogar das Menü verriet sie uns: Früchte, Fisch, Eselragout und — ihr Schoßhündchen, extra und eigenhändig zubereitet, aber nicht etwa geschlachtet, sondern in Seewasser ersäuft; das gäbe dem Fleisch einen fein salzigen Geschmack. Zu unserem Bedauern wurde aus der Einladung nichts, da sie dieselbe im letzten Augenblick zurücknahm, weil sie für den Tag von einem der wenigen übriggebliebenen Prinzen zu Gast gebeten wurde. Eine amüsante Bekanntschaft verdankten wir ihr, die einer — hawaiischen Tänzerin! Leider hatte diese Jüngerin Terpsichores nichts mehr von ihrer jugendlichen Elastizität bewahrt, mit der sie einst im Berliner Panoptikum das Publikum ergötzte. Sie freute sich sichtlich, Deutsche zu sehen, und konnte nicht genug von ihrem zehnmonatigen Aufenthalt in Deutschland erzählen. Sie bedauerte auch, daß die Hawaiischen Inseln nicht deutsch wären, schon der Sprache wegen, da wir so sprächen, wie wir schrieben, genau wie Hawaiier.

Der hohe Seegang hatte unsere Tischgesellschaft bedeutend gelichtet. Außer uns erschienen nur noch drei angesessene Landwirte, alle drei Deutsche, und bald klagten auch sie über die notleidende Landwirtschaft, genau wie daheim. Unsere Zeit erlaubte es uns leider nicht, der liebenswürdigen Einladung eines älteren sehr netten Landsmannes Folge zu leisten. Er war schon lange „draußen". Als junger Artillerieoffizier hatte er den Dienst quittiert, um mit Kaiser Maximilian nach Mexiko zu gehen; mit ihm hatte er gefochten, ihn auch sterben sehen. Wehmütig dachte er an ihn zurück, voller Groll an die, welche sein Unglück heraufbeschworen. — Zum letztenmal sollten wir am Morgen Diamand Head passieren; bei ruhigem herrlichem Wetter liefen wir in den Hafen von Honolulu nun zum drittenmal ein.

Nur noch wenige Tage blieben uns bis zur Abfahrt unseres Dampfers; ewig konnten wir ja nicht in diesem Paradies bleiben. Die kurze Zeit benutzten wir noch zu kleinen Ausflügen meist nach schönen Aussichtspunkten. Außerdem wurden Einkäufe gemacht, unsere Jagdbeute verpackt, Platten entwickelt usw. Sehr nett war die Silvesterfeier. Der große Speisesaal des Hotels war in einen Garten verwandelt; Stühle und Tische waren bekränzt; lange Blumengewinde

Digitized by Google

zogen ſich von den Tiſchecken zur gewölbten blumengeſchmückten Saaldecke. Für jeden Gaſt lag eine Girlande zum Umhängen am Platze. Zu dem ſehr guten Diner ſpielte die Eingebornen-Kapelle. „Tout Honolulu“ nahm an dem Feſt und folgenden Ball teil. Und als es zwölf ſchlug, da begann ein Lärm, Geſchrei und Gejohle, wie bei derſelben Gelegenheit in Berlin.

Unſer Aufenthalt hier ging zu Ende. Wehmütig nahmen wir Abſchied vom Hotel, von ganz Honolulu, bedauernd, daß die ſchöne Zeit zu Ende war; voll befriedigt von dem Aufenthalt in einem Land und einer Stadt, wo uns faſt alles gefiel, einem Fleckchen Erde, das ich jetzt, wo ich ſo viel geſehen, wohl als das ſchönſte bezeichnen möchte. Aloha Honolulu!

Digitized by Google

Japan im Winter.

Der Tag des Abschiedes war gekommen, und traurigen Herzens gingen wir bei herrlichem Sonnenschein an Bord der „City of Peking“, eines alten, aber sehr gut gehaltenen, bequemen amerikanischen Dampfers, der uns nach Jokohama bringen sollte. Geschmeidige braune Gestalten tauchten nach ins Meer geworfenen Geldstücken, bis die angehende Schiffsschraube den Meeresgrund aufwühlte und das Wasser undurchsichtig machte. Noch lange blickten wir auf das allmählich unseren Blicken entschwindende Honolulu, zum letztenmal lugte unser Hotel aus den Palmen hervor zu uns herüber. Wie eine Säge ragen die schroffen Felskämme gen Himmel, immer kleiner werdend, dem Auge entschwindend; wir sind wieder allein, draußen auf dem weiten Weltmeer.

Hätte Nunnez Balboa den Großen Ozean im Winter 1902/03 entdeckt, er würde ihn sicher nicht den „Stillen“ genannt haben, denn diesem Namen machte er, so oft wir mit ihm in Beziehung traten, absolut keine Ehre. Er rollte unser Schiff wieder unheimlich hin und her, und manch armer Kranker fragte alle paar Stunden, wie viel Meilen wir gelaufen wären. Zu sehen gab es auch nichts, kein Vogel ließ sich blicken, nur ab und zu ein fliegender Fisch. „Mangelhafte Umgegend“, meinte mein Freund. Bei etwas ruhigerem Wetter war ab und zu zur Übung Feuerlärm, und da bekamen wir die gesamte Schiffsbesatzung zu sehen. Die Manöver klappten leidlich; man sah den Leuten eben an, daß jeder wußte: es war blinder Lärm.

150 Meilen Fahrt statt 350 pro Tag war eigentlich etwas wenig, aber was half es; es wehte stark aus Nordwest, und Regenschauer

Digitized by Google

gingen nieder. Wie sehnten wir uns nach dem strahlenden Himmel von Honolulu; alles war grau in grau; vierzehn Tage ging so die stumpfsinnige Fahrt in ewigem Einerlei dahin. Da endlich wird es im Westen etwas dunkler, jetzt zeigt sich das Land. Das erste japanische Fischerfahrzeug passiert uns. Deutlicher werden die Konturen der Berge mit den uns von japanischen Bildern bekannten knorrigen Bäumen; hie und da ein Haus, wie die Schweizerhäuschen an die Felsen angeklebt. Wir umfahren die Landzunge und biegen dann nördlich in die Tokio-Bucht ein. Auf Untiefen, auf den Bergen, meist prahlerisch weithin sichtbar, erheben sich die Forts zum Schutze von Jokohama und des wertvollen Hafens. Am Feuerschiff wird gestoppt. Vier Ärzte kommen an Bord, um die sogenannte Untersuchung vorzunehmen; überall dieselbe Farce. „Alles wohl an Bord!" Befriedigt verlassen die Kollegen das Schiff; wir dürfen in den Hafen dampfen. Wie ein Bienenschwarm umdrängen die Boote unser Schiff, unbekümmert um den Regen. In Ermangelung von Gummimänteln und Südwestern hatten die Schiffer sich aus einer Art Gras Hüte und Mäntel gefertigt; sie sehen aus wie Stachelschweine im Ruhezustand.

Vom Grand Hotel erscheint die Dampfpinasse; dem Hotelportier werden die Kofferschlüssel für die Zollrevision übergeben, und zum erstenmal besteigen wir eine „Jinrikscha", dieses im ganzen Osten beliebte leichte, von einem Manne gezogene Gefährt, um ins Hotel zu fahren, wo wir uns bald sehr wohl fühlten. Hier in Jokohama war es recht kalt, und in dicken Wintersachen machten wir unseren ersten Rekognoszierungsbummel. Es ist übrigens merkwürdig, daß man trotz der großen Anzahl von Reisebeschreibungen immer noch Weltreisende trifft, die glauben, in Japan gäbe es keinen Schnee.

Kein Land der Erde hat auf mich einen so überraschenden Eindruck gemacht wie das Leben in den Straßen Japans. Kann man sich aus den Bildern keine richtige Vorstellung machen, oder was ist es? Ich weiß es nicht. Hier kam uns alles fremd, eigenartig, ich möchte sagen theatralisch vor, während man bei den Völkern der Tropen mehr das Gefühl der Selbstverständlichkeit empfindet. Als wir in die eigentliche japanische Stadt kamen, hatten mein Freund wie ich die Empfindung: das ist nicht echt, das ist für die Fremden arrangiert. Und doch war es echt, ja sogar schon etwas europäisch angekränkelt. Das war ein Leben und Treiben wie auf dem Jahrmarkt, und doch war nichts

Digitized by Google

Besonderes los. Ewig zum Lachen aufgelegt, stolzieren ein paar junge Mädchen an uns vorbei; eine stößt versehentlich Hauptmann Roth

Japanisches Theater.

an, dessen Vollbart schon ihr Interesse erregt hatte, und nun brach ein Lachen und Kichern los, als wäre das Originellste der Welt passiert. Niedlich sind die jungen Mädchen (alte übersieht man dort besser), häßlich die Männer; sie haben wirklich etwas Affenartiges. Die

Digitized by Google

Kinder sind höchst amüsant; wie Puppen sehen die kleinen Mädchen in ihren langen Kimonos aus. Ruhig ohne viel Lärm spielen sie auf der Straße, man könnte sagen: sie beschäftigen sich. Schon die kleinsten Knirpse rauchen, und es mutete ganz eigentümlich an, zu sehen, wie ein Junge von etwa fünf Jahren, die Zigarette in der Hand, zur Mutter sprang und noch ihre Brust nahm, um dann sofort weiter zu spielen. Dieses lange Nähren der Kinder ist in Japan nichts Seltenes*).

Fahnen und originelle Bilder zeigten uns, welche Genüsse die Theater versprechen. Trotz der Kälte stehen die Schiebetüren der Häuser weit offen; die Hausbewohner sitzen um ein Gefäß mit glimmenden Kohlen, klopfen ihre Pfeifchen aus, schwatzen und wärmen sich die Hände. Fast jedes Haus hat einen Kaufladen oder Werkstatt, und man kann vielfach von der Straße aus zusehen, wie und wo die Kunstwerke entstehen.

Natürlich besuchten wir gleich am ersten Tag eines der vielgerühmten, ja sagenumwobenen Teehäuser, das „Zu den 100 Stufen", die man erklimmen muß, um von hier aus einen schönen Blick über die Stadt zu haben. Wer mit großen Erwartungen ein Teehaus betritt, wird arg enttäuscht sein, denn zu sehen ist wirklich fast nichts. Für gute Worte und meist recht viel Geld besorgen die Besitzer eines solchen „Lokales" einige Geishas, die zu einer für unsere Ohren schauerlichen Musik und Gesang eine Art Schrittanz aufführen.

Kommt man in ein Teehaus, so sollte man eigentlich, wie ja in jedem japanischen Haus, die Schuhe ausziehen; in Jokohama ist dies aber nicht nötig. Sofort eilen die buntgekleideten, stark geschminkten und gemalten Mägdelein, oft noch reine Kinder, herbei, begrüßen mit tiefen Verbeugungen und unter Lufteinziehen den Fremdling, der die meist europäisch eingerichteten Räume betritt. Selbst Bilder schmücken die Wände; so sahen wir wiederholt unsere Kaiserfamilie und Bismarck. Nun wird mit großer Umständlichkeit ein Wärmtopf für die Hände, Zigaretten, Konfekt und schließlich der grüne japanische Tee gebracht. Viel Freude hatten die jungen Dinger darüber, wie ungeschickt wir uns mit den Eßstäbchen anstellten; dazu wurde ununter-

*) Auch bei uns kommt es ja vor; so sah Verfasser eine Zigeunerfrau, die ihrem sechsjährigen Knaben noch die Brust gab.

Digitized by Google

brochen gelacht und geredet, — ein Kauderwelsch von Englisch und Japanisch. Drei Täßchen Tee schlürfen wir, dann verlassen wir unter lebhaftem Bedauern der jungen Damen, mit der Versicherung bald wiederzukommen, das Teehaus. Unter tiefen Bücklingen begleiten

Geishas im Hofe eines Teehauses.

sie uns zur Türe, bis bei der letzten besonders ehrerbietigen Verbeugung eine junge Dame den Teetisch mit Ofen, Tassen und all dem anderen Puppengerät umwarf.

Wer nach Japan geht, nehme ein großes Portemonnaie oder besser einen inhaltschweren Kreditbrief mit; denn zu kaufen gibt es da viel. Wer aber eine Gattin hat, der verschiebe den Besuch der

Digitized by Google

Seidengeschäfte auf die letzten Tage, sonst bekommt er von Land und Leuten wenig zu sehen. Uns kam der Regen und Schnee ganz gelegen, da konnten wir in aller Ruhe durch die Geschäfte bummeln, ansehen und handeln. Wer letzteres nicht tut, wird schmählich übervorteilt. 30 Prozent ist der geringste Abzug; wir haben sehr oft nur den halben Preis und weniger bezahlt. Wurden wir nicht handelseinig, so erschien der Händler meist am Abend im Hotel, und so wurde die Stunde nach dem Diner meist die amüsanteste des Tages. Da hockten vor meiner Tür 6—10 Händler. Jeder mußte seine Schätze in mein Zimmer bringen; dann blieb ich mit den Sachen allein, um sie genau zu untersuchen; denn es gibt keine größeren Künstler in der Gaunerei als die Japaner, also ist Vorsicht sehr geboten. Jeder durfte dann einzeln herein, und so kamen manche Geschäfte zustande. Ein Händler kam sechs Abende, ehe wir handelseinig wurden.

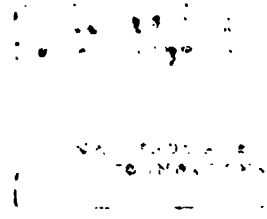
Sehr interessant ist der Besuch einer Cloisonnéfabrik. Auf eine Bronze- oder Silbervase wird ein Bild aufgezeichnet und mit einem Klebstoff überzogen. Dann setzt ein sehr geschickter Mann genau der Zeichnung entsprechend ein sehr dünnes, schmales Silberband auf, das er in viele kleine Stückchen zerschnitten hat. Ist dies geschehen, und sind die Silberstückchen durch Erwärmen festgelötet, so werden die hierdurch gebildeten Zellen mit Emaillefarbe, die in den Werkstätten selbst gerieben wird, und von deren Beschaffenheit die Güte des Cloisonnés abhängt, ausgefüllt; dann erfolgt der erste Brand. Um eine möglichst fehlerfreie Emaille zu erhalten, werden die Zellen nicht auf einmal gefüllt, sondern allmählich, und nach jedem Brennen wird neue Farbe aufgetragen. Kommt der Gegenstand dann aus dem letzten Brand, so wird er auf einer ungemein einfachen Vorrichtung geschliffen, wobei die Leute mit Händen und Füßen arbeiten.

In neuerer Zeit ist ein Cloisonné mit durchsichtiger, glasartiger Emaille und solches mit verschleierten Zellen sehr beliebt geworden, letzteres besonders für Schneebilder. Es ist sehr teuer und gute Stücke doch noch recht selten. Der Hauptplatz hierfür ist Tokio, während sonst Jokohama und Kioto die besten Sachen liefern. Der Preis richtet sich nach der Sorgfalt, die auf die Arbeit verwandt ist, und nach der Fehlerfreiheit der größeren Emailleflächen. Ist man einmal auf diese Unterschiede aufmerksam geworden, so ist es leicht, sich vor Betrug zu schützen. Cloisonné von geringer Güte, wie man es größten-

Digitized by Google

Jokohama im Schnee.

Digitized by Google



Digitized by Google

teils in unseren Importgeschäften sieht, verkaufen die Japaner in ihrem eigenen Lande an die Reisenden nicht, wie uns in mehreren Geschäften gesagt wurde, und wie wir es auch durch Vergleich unserer mitgebrachten Stücke mit denen in den europäischen Läden bestätigt

Japanerin in Winterkleidung.

fanden. Mit dem Porzellan ist es anders; da überwiegt das billige Zeug. Wirklich gute Stücke bekommt man oft erst zu sehen, wenn man in einem Geschäft schon einen ganzen Posten gekauft oder wiederholt ein Geschäft besucht hat. In guten Geschäften kann man getrost größere Bestellungen machen; so gab ich Auftrag für ein großes Eßservice für 18 Personen. Ich wählte etwa 150 verschiedene

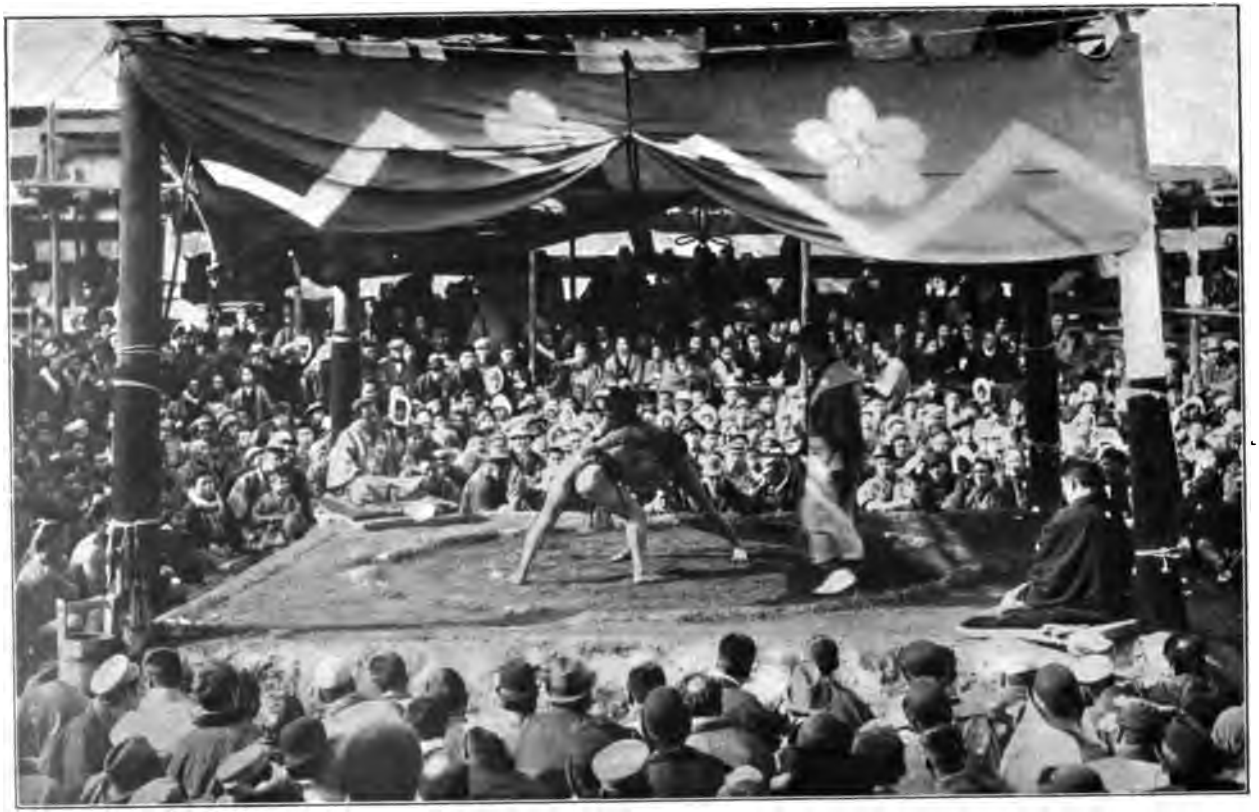
Digitized by Google

Muster: Blumen, Episoden aus dem Satsumaaufstand, japanische Märchen („unseren" Reineke Fuchs) und Landschaftsbilder. Die Sachen wurden prompt geliefert und kamen, geradezu künstlerisch verpackt, unversehrt in Deutschland an. Jedes Stück hatte seine Marke; wäre etwas zerbrochen gewesen, so hätte ich diese eingeschickt und das Stück kostenfrei nachgeliefert bekommen. Dann erst erfolgte die Bezahlung der zweiten Hälfte der Summe, die erste bei Bestellung. Sehr scharf muß man bei japanischem Porzellan zwischen dem eigentlichen und dem Satsumaporzellan unterscheiden. Letzteres ist gelblich; die Glasur zeigt unendlich viele feine Sprünge, die dadurch entstehen, daß der Porzellanerde Haare beigemischt werden, die beim Brennen verschwinden. Durch die Sprünge wird eine eigentümlich weiche Tönung erzeugt. Auf diesem Satsumaporzellan ist die Malerei größtenteils so fein, daß man die Lupe zur Hand nehmen muß, um die wundervolle Arbeit schätzen zu können; dementsprechend sind natürlich auch die Preise.

Sehr interessant war für uns ein Besuch einer Möbelfabrik. Das zu verarbeitende Holz kommt in roh behauenen Stämmen in die Fabrik, wo es erst einige Tage in Räumen mit feuchtem Dampf untergebracht wird, um die Stämme, die ja an sich innen feuchter sind als außen, möglichst gleichmäßig feucht zu machen. Dann kommen sie in einen heißen Trockenraum, bis das Holz fast ausgedörrt ist. Die weitere Bearbeitung geschieht mit höchst primitiven Instrumenten, mit denen aber doch so wundervolle Sachen hergestellt werden. Die Männer verrichten die eigentliche Arbeit; den Frauen fällt nur das Abschleifen und Glattschaben der Schnitzereien mit Glasscherben und Sandpapier zu. Ist ein Möbelstück fertig, so erfolgt der Anstrich mit dem herrlichen, matten Lack, dessen Bereitung uns ja leider noch ein Geheimnis ist. Nun wird, wenigstens in einer guten Fabrik, das fertige Stück noch nicht verkauft, sondern bleibt, ganz gehörig bandagiert, noch längere Zeit im Trockenboden, um nachträgliches Sich-werfen zu verhindern. Ich kaufte einen wundervollen Schrank, der tadellos ankam und sich sehr gut hält.

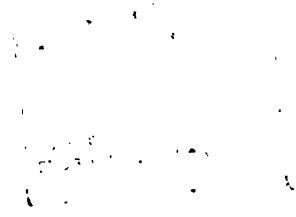
Sehr viel Vorsicht ist nötig beim Einkauf von Bronzesachen. Es gibt herrliche Stücke, aber auch sehr gute Imitationen. Am beliebtesten sind Elefanten-, Vogel- und Affenmuster, teils als Figuren, teils auf Vasen. Hier empfiehlt es sich, in allen, auch in den kleinsten

Digitized by Google



Japaniſche Ringkämpfer.

Digitized by Google



Digitized by Google

Läden herumzusuchen, und man wird manches gute Stück bekommen. Gerade umgekehrt soll man beim Einkauf von Seidenstickereien verfahren. Unzweifelhaft das beste Geschäft ist das von Nishimura in Kioto. Er gibt zwar keine Prozente, aber die Sachen sind wunderbar. Man könnte sagen, die Bilder sind mit Nadel und Faden gemalt. Wie bekannt, werden die Stickereien in Japan von Männern hergestellt. Diese Künstler müssen natürlich mit ihrem Handwerk, denn als solches muß man es bezeichnen, sehr früh, schon mit sechs Jahren, anfangen. Man ist erstaunt, was die jungen Leute schon leisten. Was wir in Europa großenteils an Stickerei auf Ofenschirmen sehen, ist von Kindern hergestellt. Nur ab und zu taucht einmal ein nach japanischem Begriff wirklich gut gesticktes Bild in einem europäischen Geschäft auf und wird gebührend bewundert. Der verlangte Preis ist aber dann in der Regel unverhältnismäßig hoch.

Ein weiterer Kunstgewerbezweig ist die Herstellung der tauschierten Stücke. Sie geschieht in der Weise, daß auf den zu bearbeitenden Gegenstand ein Blatt Seidenpapier mit der Zeichnung gespannt wird. Mit einem scharfen Stahlmeißel werden die Linien des Bildes in den Bronze- oder Stahlgegenstand punktiert; Flächen werden mit unzähligen Linien schraffiert. Nun erst beginnt die eigentliche Arbeit des Künstlers, der teils breitere, teils haarfeine Goldfäden in die punktierten und schraffierten Linien hineinhämmert. Es gehört eine echt japanische Geduld dazu, ununterbrochen an einer derartigen subtilen, langsam fortschreitenden Arbeit zu sitzen. Ich bestellte einen Zigarettenkasten, an dem ein Mann zwei Monate zu arbeiten hatte; dabei war der Preis nicht einmal sehr hoch.

Am wenigsten verständlich für den Laien sind Schönheit und Wert der Goldlackgegenstände; man muß diese Kunst wirklich erst studieren. Für unser Auge viel wohlgefälliger sind die eingelegten Lackgegenstände. Bilder, Kasten, Albumdeckel und Ofenschirme in dieser Weise hergestellt sind sehr beliebt. Aus den Lackplatten werden die Konturen der Bilder ausgesägt und geschnitzte Elfenbein- oder Perlmutterstücke eingelassen oder aufgeklebt; die Sachen sind ein schöner Schmuck und sind dabei gar nicht teuer.

Zum Schluß möchte ich zu Nutz und Frommen aller Reisenden einige Geschäfte aufzählen, die ich als die besten gefunden habe.

Digitized by Google

In Jokohama.

Asher & Bond, Kuhn & Komor. (Wer nicht viel Zeit hat, wird in diesen beiden Geschäften alles finden für nicht zu hohen Preis; bei größeren Käufen kann man 20% abziehen.)

Bronze:
K. Kahuha . . . . Nr. 61 Benten Dori,
Miyasaki . . . . . Nr. 7 Benten Dori.

Lackbilder:
Kobayashi . . . . Nr. 4 Benten Dori,
Fujiya . . . . . Nr. 47 Benten Dori.

Cloisonné:
Kawano . . . . . Nr. 37 Honcho Dori.

Porzellan:
Kawamoto . . . . Nr. 18 Honcho Dori.

In Kioto.

Bronze:
K. Inouje . . . . . Sanjio Awata,
Nogawa . . . . . 22 Shijo Otabichio.

Cloisonné:
Takahara . . . . . Sonjodari Higashi.

Damaszenerwaren:
G. Komai . . . . . Nr. 70 Schinmonzen.

Seidenstickereien:
Nishimura . . . . . Sanjo Kurasumara.

Satsumaporzellan:
Yasuda Kioto . . . Tojiki Goshikaisha.

Natürlich empfiehlt es sich, auch andere Geschäfte zu besuchen, denn inzwischen werden neue entstanden sein.

Da wir bei diesem unserem ersten Besuche uns wenig vom Lande ansahen, komme ich später wieder darauf zurück; denn im Januar macht das Reisen in einem Lande, in dem man auf Kälte nicht eingerichtet ist, nicht so viel Freude als im Frühjahr, wenn die Kirschen blühen und die Menschen mit der Natur gewissermaßen zu neuem Leben erwachen. Von diesem Standpunkte gingen auch wir aus und

Digitized by Google

richteten unsere Reise so ein, daß wir nach einem Abstecher von drei Monaten nach China und Korea zur Zeit der Baumblüte nach Japan zurückkehrten.

Von Jokohama fuhren wir bei Schneegestöber mit der „Iyo Maru", einem sehr schönen, neuen japanischen Dampfer, ab. Sehr angenehm war es uns, daß der erste Offizier ein Deutscher war,

Verschneiter Park.

erstens der Gesellschaft und zweitens der Sicherheit wegen; denn zweimal war er es, der im entscheidenden Augenblicke auf die Brücke lief, um die durch Unachtsamkeit der japanischen Offiziere drohende Kollision zu verhüten. Den mehrtägigen Aufenthalt in Kobe benutzten wir zu einer Einkaufstour nach Kioto; dann dampften wir durch den Inlandsee nach Schanghai weiter.

Das Meer wurde bei Moji spiegelglatt, die tiefblaue Farbe machte einer hellgrünen Platz; wir kamen in flacheres Wasser. Allmählich wurde dasselbe schmutziggelb, — der Vorgeschmack von Chinas

Digitized by Google

Flüssen. Immer mehr Segler begegneten uns, hier und da auch ein Dampfer. Flach breitete sich die asiatische Küste vor uns aus. Der Jantsekiang führt ungeheure Schlammassen ins Meer, die sich zum Teil an seiner Mündung bei Wusung ablagern und so eine der Schiffahrt oft recht hinderliche Barre bilden. Wir hatten Glück und kamen bei hohem Wasser ohne Aufenthalt darüber hinweg und dampften den Fluß nach dem weit oberhalb liegenden Schanghai hinauf. Diese Fahrt bietet wenig Interessantes, mit Ausnahme der vielen Dschunken in ihrer verschiedenen Bauart. Die Ufer ähneln in mancher Beziehung denen der unteren Weser.

Digitized by Google

Eine Hausboottour nach dem Ta-Hu.

Gleich bei der Ankunft in China macht sich ein bedeutender Unterschied gegen Japan geltend; das europäische Element herrscht vor. Je näher man Schanghai kommt, desto größer wird der Schiffsverkehr. In langer Reihe, wie Perlen an der Schnur, liegen die Kriegsschiffe der verschiedenen Nationen. Hier grüßt die Kriegsflagge von S. M. S. Thetis, dort weht es von dem schönen Generalkonsulat schwarz-weiß-rot. Im „Astor-Haus" fanden wir gute Unterkunft; doch fühlten wir uns bei unserem zweiten Aufenthalt in Schanghai im Hôtel des Colonies wohler. Dieses lag uns auch bequemer, in der Nähe der Klubs und der Chinesenstadt. Hier in Schanghai sollten wir im Kreise zweier Korpsbrüder und einer Anzahl sehr netter, überaus gastfreier Deutschen reizende Tage verleben und im deutschen wie im Schanghai-Klub manche Flasche leeren. Sehr lohnend ist der Besuch der Chinesenstadt, gewissermaßen Canton im kleinen, und so wollen wir lieber bei Beschreibung der letzteren Stadt das Leben und Treiben etwas genauer betrachten.

Um uns auch einen Blick in ein chinesisches Vergnügungslokal werfen zu lassen, hatten unsere Freunde in einem Theater einen Tisch belegt. Früchte und Tee standen bereit; viele neugierige Gesichter begrüßten uns bei unserem Eintritt. Am merkwürdigsten wirkt der gänzliche Mangel an Kulissen und das Auftreten der völlig schwarz gekleideten, als unsichtbar geltenden Diener. Wie meist, spielte Zwietracht und Kampf die Hauptrolle. Der Held des Stückes hatte seinen Feind erschlagen und floh über das Gebirge, d. h. er kletterte über einige Stühle und Tische. Als er in eine Schlucht

Digitized by Google

hinabstieg, oder besser, vom letzten Tische herunter, war ihm ein Hinterhalt in Gestalt eines vorgehaltenen Strickes gelegt, über den er fiel. In dieser Weise ging das Stück weiter. Neben mich hatte sich ein sehr eleganter Chinese gesetzt und erklärte alles. Er reichte mir dann auch zur Erfrischung des Gesichtes einen über heißem Wasser angewärmten Flanellappen, der von Hand zu Hand ging. Eigentümlich berührt in den Theatern die Sonderung der Geschlechter; die Herren sitzen im Parkett, die holde Weiblichkeit im ersten Rang. Auf dem Heimwege versuchten wir noch mehrere Singhallen zu besuchen; aber es war zu spät, und die Künstlerinnen ließen sich bereits auf den Schultern ihrer Diener oder in Sänften heimtragen. Gehen können die armen Geschöpfe mit ihren „Lilienfüßchen" kaum. Den Schluß des Abends bildete der Besuch einer Opiumbude. Junge Mädchen reichten uns den heißen Reisschnaps und machten uns die Opiumpfeifen zurecht. Geschmeckt hat es mir nicht. Die schönen Träume blieben auch aus; aber, aber am nächsten Morgen der Kopf. Was schuld daran war, weiß ich nicht; aber der Jammer verging, und die Erinnerung an den interessanten, fidelen Abend blieb.

Etwa sechs Meilen vor der Stadt liegt die Jesuiten-Missionsanstalt Sikawei. Hier wird praktisches Christentum betrieben, d. h. Chinesen werden von den als Chinesen, sogar mit schönen Zöpfen ge- oder verkleideten Patres in Handwerk, Kunst und Wissenschaft unterwiesen. Wenn sie dann zum Christentum übertreten, so freuen sich die geistlichen Herren, Bedingung ist es aber nicht. Überhaupt ist es mit der Bekehrung der Chinesen ein eigen Ding. Die Leute, die sich zur Taufe anbieten, sind großenteils Diebe und Gauner, die sich durch die Flucht ins Christentum dem allerdings eisernen Arme chinesischer Gerechtigkeit zu entziehen suchen; denn die Missionare schützen ihre Täuflinge und — im Hafen liegen ja viele Kriegsschiffe der weißen Teufel. Merkt aber dann ein christlicher Chinese seinen Tod nahen, so hängt er sein christliches Gewand an den Nagel, wird, was seine Väter waren und stirbt als treuer Anhänger des Confucius. Was sollen überhaupt die ganzen Bekehrungsversuche bei einem Volke, das eine so gute Religion hat; nie und nimmer wird es gelingen, einen auch nur halbwegs in die Wagschale fallenden Bruchteil der Bevölkerung zu bekehren. Und da die Missionare hier so arrogant auftreten, wie in fast keinem Lande der Erde, weil sie

Digitized by Google

Chineſiſches Theater.

Digitized by Google

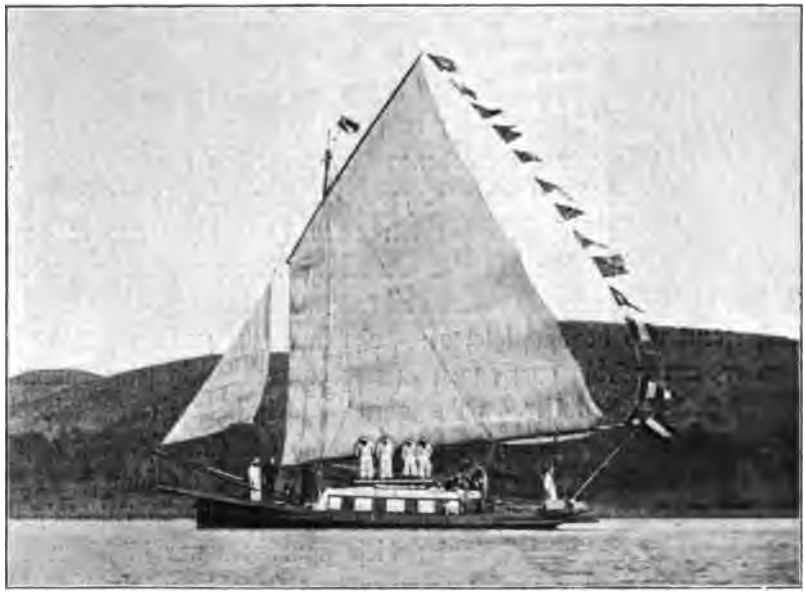
Digitized by Google

einen Rückhalt an den länderhungrigen Mächten haben, so ist die ewig steigende Erbitterung der Chinesen wohl zu verstehen. Da soll man dann nicht über Greueltaten schimpfen und die „armen Märtyrer" beklagen, die dem Glauben zum Opfer fallen. Die Sache liegt ganz anders. Das freie Herrenleben gefällt den Missionaren, deren Vorbildung obendrein recht oft, mit wenigen Ausnahmen, eine sehr mangelhafte ist. Sie werden gut bezahlt — die amerikanischen Missionare bekommen sogar für jeden Zuwachs ihrer Familie 1000 Dollar! — und leben wie die Fürsten. Meist sitzen sie weit im Lande, und man kümmert sich wenig um sie, wenn sie nur einen guten Streckenbericht von neu erworbenen Seelen an das Kirchenoberhaupt schicken. Kommt dann aber einmal eine Revision, so ereignen sich eigentümliche Geschichten. Ein Missionar hatte scheinbar ein ganz besonderes Geschick, den Chinesen das Christentum plausibel zu machen. Immer berichtete er von neuen Bekehrungen. Sein Vorgesetzter erschien hocherfreut und beabsichtigte, die große Gemeinde zu begrüßen, nachdem er, um würdig empfangen zu werden, rechtzeitig seine Ankunft mitgeteilt hatte. Voller Freude sahen die geistlichen Herren, wie die Kirche sich füllte. Alles ging gut, bis nach der Andacht. Da erhob sich vor der Kirche ein gar heidnisch Geschrei und Geschimpfe. Und was war der Grund? Der schlaue Missionar hatte in Wirklichkeit fast gar keine Chinesen getauft; diese figurierten nur in seinen Berichten. So hatte er für Geld eine größere Anzahl veranlaßt, in die Kirche zu kommen. Als es aber ans Bezahlen ging, da wollte der christliche Küster das Heidengesindel betrügen. Er erhob, wie das in China bei jedem Geschäft üblich ist, seinen „Squeece"; denn er wollte seine Prozente haben. Und so erscholl aus den Kehlen der „Gläubigen" der höchst fatale Ruf: „No cash, no Hallelujah!" (Wenn kein Geld, dann kein Halleluja.) Daß derartige Vorgänge nicht ohne Wirkung auf die Chinesen bleiben, ist sicher, und dann möchte ich einmal sehen, was wir in Europa für Gesichter machten, wenn plötzlich Chinesen erschienen und uns zur Lehre des Confucius oder Buddha bekehren wollten. So wird es in China, solange die Missionare dort ihr Wesen treiben, niemals ruhig werden. Der Handel hat mit darunter zu leiden, und die Mächte kostet es viel Geld und Blut.

Schnell tritt man sich durch das häufige Zusammensein im Klub

Digitized by Google

näher, und so erhielten wir von Herrn E., den wir erst einige Tage vorher kennen gelernt hatten, die Einladung, mit ihm eine Tour auf seinem Hausboot zu machen. Wir hatten schon die Absicht gehabt, ein solches zu mieten. So kam uns dieses liebenswürdige Anerbieten um so gelegener; denn es macht sicher mehr Freude, unter guter



Unser Hausboot.

Führung in fremdem Lande zu reisen und zu jagen, als wenn man sich erst die guten Gegenden selbst suchen muß, zumal bei beschränkter Zeit.

Diese Hausboote sind mit die angenehmsten Einrichtungen, die ich kennen gelernt habe, und daher auch sehr beliebt. Meist flach gebaut, tragen sie eine geräumige Kabine, Küche und Waschraum. Auf dem Deck finden einige bequeme Stühle Platz, wenn man das Segel nicht gebraucht. Die nötige Dienerschaft, Koch usw. sorgen, daß man keinen Mangel leidet.

Wir warteten einen der Bootszüge ab, die, von einem Dampfer gezogen, regelmäßig auf dem Flusse laufen und an Stelle der Bahn den Verkehr nach dem Innern vermitteln, und drängten unser Boot mitten

Digitized by Google

hinein, um möglichst ruhige Fahrt zu haben. Einige Chinesen wurden zwar darüber böse, aber das beachteten wir nicht, und so verbrachten wir, allerdings mit mehreren Störungen, die erste Nacht an Bord, bis wir früh in Soochow die Zollgrenze zu passieren und zugleich unsere Namen zu Protokoll zu geben hatten. Bei einem Spaziergange hatten wir die Trümmer einer völlig zerstörten, sehr großen Stadt zu überklettern. Jetzt wucherte hier Gras und Strauchwerk, aus dem Fasanen, Wachteln, Elstern und Tauben abstrichen. Weiter führte uns am Mittag ein Bootszug zwischen unzähligen Kähnen hindurch, entlang an der mächtigen, teilweise mit uralten Eisengeschützen armierten Stadtmauer, vorbei an einer ganzen Flottille von Kriegsdschonken, von denen eine große Anzahl Vorderladergeschütze drohten. Diese Schiffe hält ein hoher Mandarin zur Bekämpfung des in China noch recht verbreiteten Seeräuberwesens. Viel Mühe machte oft das Passieren der engen, jetzt recht wasserarmen Kanäle in den Städten. Am Ufer und an den Brücken sammelte sich immer viel Volk, um uns Fremde zu begaffen. Unser Plan ging dahin, durch den „Kaiserkanal", auf dem der Tributreis nach dem Norden verschifft wird, in den Jantse zu gelangen; aber leider wurden die Ufer repariert, und so mußten wir zurück, wodurch wir einen Tag verloren. Wie ein Netz breiten sich die unzähligen Kanäle über diesen Teil Chinas, und uns war es manchmal rätselhaft, wie unsere Leute sich zurechtfanden. Aber es ging, und bald sahen wir den Tahu liegen, einen schönen, großen See mit bewaldeten Inseln.

Während das Boot meist recht langsam in den Kanälen vorwärts kam, jagten wir auf den Feldern, die geradezu musterhaft angelegt waren, oder zwischen den zahlreichen, von hohem Gras überwucherten Chinesengräbern. Hier hielten sich besonders gern die schönen chinesischen Ringfasanen und Wachteln auf. In den mit niederem Unterholz bewachsenen Berghängen machten wir ein Treiben, bekamen auch ein Zahnreh und einen Fuchs, ja sogar einen Seeadler zu Gesicht; leider kam er nicht zur Strecke. Von meinem Stand hatte ich einen sehr schönen Blick über die Felder, ein fast ganz unter Bäumen verstecktes Dorf nach dem weiten Spiegel des Sees. In langen Zügen zogen Reiher, Kormorane und Enten vorbei, — ein Vorgeschmack für kommende Tage.

Digitized by Google

Hier sollten wir zum erstenmal die Verwendung der Kormorane zum Fischfang sehen. Um ein Boot laufen etwas außerhalb des Bordrandes Stangen, auf denen die abgerichteten Kormorane sitzen. Jeder hat einen Ring um den Hals und einen etwa $^{3}/_{4}$ m langen Bindfaden an einem Ruder. Soll der Fischfang beginnen, so stößt der Fischer die ganze Gesellschaft dieser gefräßigen Fischräuber, meist etwa 20 Stück, ins Wasser, die nun fast ununterbrochen tauchend

Chinesen fischen mit Kormoranen.

nach den Fischen jagen. Haben sie einen, so versuchen sie natürlich, ihn hinunterzuschlucken, woran der Halsring sie hindert. Nun wurde uns auch der Strick am Ruder der Vögel klar. An einer Stange hat der Fischer einen Haken befestigt, um den er durch schnelles Rotieren den Strick wickelt, und so zieht er die gefiederten Jäger ans Boot, wo ihnen die Beute abgenommen wird. Alte, vielgebrauchte Kormorane kommen von selbst ans Boot und liefern die Beute ab. Natürlich ist diese Art Fischfang der Fischerei ungemein schädlich, und es können so tatsächlich ganze Flüsse ausgefischt werden.

Wenn wir durch Dörfer kamen, die alle sehr sauber gehalten sind, und in denen große Steinkrüge mit Fäkalien unsere heimischen

Digitized by Google

Misthaufen ersetzten, so zeigte sich, obgleich nur alle paar Jahre einmal ein Europäer hierher kommt, die Bevölkerung durchaus nicht unfreundlich, kaum neugierig; nur die Hunde kläfften uns derart an, daß ich einmal, obgleich mitten im Dorf, nahe daran war, einige niederzuschießen; denn die großen Fixköter schienen sehr bösartig. Friedhöfe in unserem Sinne gibt es nicht; für jede einzelne Leiche wird ein besonderer, durch die Priester mit unendlicher Schwierigkeit bestimmter Platz gewählt. Hierhin schafft man den meist lackierten und somit hermetisch verschlossenen Sarg, bedeckt ihn mit Matten oder überschüttet ihn mit Erde. Viele dieser Grabhügel, speziell am Ta-Hu, sind von Zypressen umgeben. Auf einer Insel fanden wir ein Tal, in dem sich eine ganze Reihe Gräber von Mandarinen befanden, meist mit sehr schönen, türartigen Zugängen. Dies war für mich, nächst dem Kirchhof bei Filipstadt in Schweden, der friedlichste und zugleich durch seine Einfachheit schönste.

Unser sehnlichster Wunsch war natürlich, einen der hier nicht zu seltenen Zahnhirsche (ähnlich dem Munjak) zu erlegen, von denen hier auf der Insel Mosai eine gehörnte und eine ungehörnte Art vorkommt. Zu diesem Zweck mieteten wir im Dorf eine Anzahl Leute als Treiber; die Kerle warfen sich mächtig in die Brust, sie verständen die Sache sehr gut, und so wählten wir nur unsere Stände, während wir den Leuten das Anstellen der Treiber überließen. Durch den dabei verursachten Lärm wurden leider die meisten Hirsche verscheucht. Nach dem Trieb schoß Hauptmann Roth einen ganz zufällig vor ihm hochwerdenden Hirsch. Nun nahmen wir die Leitung trotz des Protestes der Zopfmänner in die Hand, stellten uns oben auf dem Bergrücken auf, da wir vorher beobachtet hatten, daß alle Stücke über die Höhe geflüchtet waren. So schoß auch ich ein Tier.

Froh unserer erfolgreichen Jagd und mit gutem Appetit strebten wir dem Boot zu und bezahlten den Treibern den ausbedungenen Lohn. Doch waren dieselben damit nicht zufrieden. Wir saßen schon im Boot, um nach dem weiter im See liegenden Hausboot zu rudern, als die Chinesen herankamen und das Boot festhielten, dabei laut schreiend und schimpfend. Immer mehr Zopfträger kamen angesprungen; zwei sehr elegant gekleidete junge Chinesen schienen noch aufzureizen; einige brachten sogar lange, dicke Bambusstangen mit. Ich saß

Digitized by Google

mit dem Rücken gegen das Ufer und konnte so nicht sehen, was hinter mir vorging. Da sehe ich plötzlich meinen Freund mit dem Drilling, den er schnell geladen hatte, in Anschlag gehen und gerade über mich hinweg zielen. Mich schnell umsehend, erblicke ich einen Chinesen, der gerade mit einer mächtigen Stange ausgeholt hatte, um mich über den Kopf zu schlagen. Wäre dies zur Ausführung

Der Verfasser mit der Tagesstrecke.

gekommen, so jagte ich heute in den ewigen Jagdgründen. Das angeschlagene Gewehr wirkte aber Wunder, die erhobene Bambusstange sank zu Boden. Den Augenblick benutzte Herr E. Blitzschnell sprang er auf den frechsten zu und versetzte ihm einige wohlgezielte Boxstöße, die ihn fast ins Wasser warfen. So war unser Boot frei, aber einer unserer Leute war an Land geblieben. Während wir zu Abend aßen, gingen die Friedensverhandlungen vor sich, und wir erhielten die Aufklärung. Ein englischer Polizeioffizier hatte ebenfalls in den Bergen gejagt und pro Hirsch, den er schießen würde, einen Dollar versprochen; so hatten die Treiber geglaubt, wir müßten ihnen dasselbe zahlen. Schließlich beruhigten sie sich und waren mit

Digitized by Google

einem Trinkgeld zufrieden. An Jagd war hier nicht mehr zu denken; so segelten wir mit Tagesgrauen ab.

Auf Wachteln hatten wir immer die besten Erfolge; es gibt deren eine Unzahl in den Reisfeldern. Die Jagd auf Enten war weniger ergiebig, obgleich wir tatsächlich Millionen streichen sahen; aber sie sind durch fortwährendes Schießen von seiten der Chinesen ungemein scheu geworden. Die Chinesen kirren sie mit Reis und Lockenten an und schießen dann mit einer Kanone, die mit ganz grobem Schrot geladen ist, in die eben aufstreichenden Enten. Dabei sollen sie zuweilen sehr große Strecken erzielen. Ich hatte früher zur Winterszeit an der Küste der Ostsee und auf Spitzbergen Enten in enormer Zahl gesehen; was wir aber hier und später auf dem Überschwemmungsgebiet des Peiho an Wassergeflügel zu Gesicht bekamen, spottet doch jeder Zahlenangabe. Unser Aufenthalt auf der Insel Dang-Ding-San war von wenig jagdlichem Erfolg gekrönt; nur eine ganz amüsante Sache passierte uns. Wir ließen einen Hang durchdrücken; die Treiber schrieen: „ein Stück Wild", und „bum" fällt ein Schuß, dann ein Heulen, noch ein Schuß, und alles ist stumm. Statt des Wildes war ein Hund geschossen worden, der seiner Farbe wegen im Dickicht als Fuchs angesprochen wurde und nun seine Fixköterseele aushauchte. Kaum waren wir an Bord, als gemeldet wurde, der Herr des erschossenen Hundes käme und wollte einen Dollar Schadenersatz. Roth griff schon in die Tasche, nahm aber zugleich einen Apparat, um die Kerle im Boote zu photographieren. Kaum aber erblickten sie den Zauberapparat, als sie den Dollar im Stich ließen und schleunigst die Flucht ergriffen — auf der Platte hatten wir sie aber doch.

Das Fahren auf dem Ta-Hu ist recht gefährlich, denn vernünftige Karten mit Tiefenangaben existieren nicht, noch weniger natürlich Leuchtfeuer. So war es zuweilen recht schwierig, einen sicheren Ankerplatz zu finden oder in die Häfen zu gelangen. Die Inseln im Ta-Hu sind wirklich idyllisch, und sicher ständen hier europäische Villen, wenn die Seeräuber und Moskitos nicht wären. Denn wenn man auch wohl für Leib und Leben wenig Gefahr liefe, so würden die Villen sicher bei Abwesenheit der Europäer ausgeplündert werden.

Wie aus unzähligen Grundmauern von Gebäuden, aus vielen mit schönen Ornamenten versehenen Steinen zu vermuten ist, müssen früher hier große Städte mit hoher Kultur gestanden haben. Wann und

Digitized by Google

von wem sie aber zerstört worden sind, wußte uns niemand zu sagen. Auch hier waren wieder die Dörfer blitzsauber, die Felder meist mit Reis, Wein und Obst bebaut und alles geradezu musterhaft gehalten. Auch einen Trauerzug bekamen wir zu Gesicht, sicher ein seltenes Ereignis für eine so kleine Gemeinde. Voran schritten einige weißgekleidete Männer, denen die Leichenträger mit an einer Bambusstange hängendem Sarge folgten. Hinter diesem ging eine Frau, die

Boot auf dem Ta-Hu.

von hochgehaltener Spindel einen Faden spann, der vielleicht das Symbol des Lebensfadens bedeutete. Ihr schlossen sich, die lautklagende Witwe führend, die Klageweiber an; es war ein furchtbares Gejammer, immer wieder heulten sie auf. Als sie aber uns weiße Teufel, etwas hier so Seltenes, zu Gesicht bekamen, schwiegen sie für einen Augenblick; selbst die Witwe konnte nicht umhin, ihre Schmerzgefühle für einige Zeit auszuschalten. Der größte Teil des Dorfes schien durch den Trauerfall mit betroffen; denn wir sahen sehr viele Leute, die zum Zeichen der Trauer weiße Mützen trugen.

So vergingen uns unter Jagen und Sehen die Tage. Unser liebenswürdiger Wirt mußte wieder in sein Geschäft, und langsam kehrten wir nach Schanghai zurück, hochbefriedigt von der gemüt-

Digitized by Google

lichen Hausboottour. Noch eine mir bis dahin nur aus Büchern bekannte Jagdart, ein Dachsgraben, sollten wir mitmachen. Die Sache ist hier meist dadurch erschwert, daß der Dachs zu seinen Bauen Bambusdickicht wählt. So muß denn der Bambus mit der Wurzel herausgegraben werden; meist eine schwierige Arbeit, aber gesund, „a very good exercice". Bei dem Graben eines Baues hatte sich eine ganze Anzahl Chinesen angesammelt. Der eine erklärte, das sei sein Bambusgebüsch, er wolle für die Erlaubnis Geld haben; aber anstatt aller Antwort, ob absichtlich oder unabsichtlich, weiß ich nicht, flog ihm plötzlich eine ganze Ladung Erde aus der Tiefe entgegen. Die anderen Chinesen lachten, so lachte er mit und — trug die mit den Wurzeln ausgegrabenen Bambussprossen nach Hause. Wie wir später erfuhren, brachte ihm jeder 20 Cent. Den Tag beschloß ein gemütliches Jagdessen in der Wohnung von Herrn E. Unsere Abreise rückte heran. Noch einmal luden wir unseren Kreis, in dem wir uns so schnell heimisch gefühlt hatten, zu einem Abschiedsessen in den Schanghai-Klub und feierten die unvergeßlichen Tage.

Mit meinem leider inzwischen verstorbenen Korpsbruder Dr. Sch. D., der sich in Tientsin als Rechtsanwalt niederließ und eine juristische Professur an der Tientsiner Universität übernommen hatte, schifften wir uns auf der „Tsingtau", einem Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie, ein. Eine riesig fidele Gesellschaft hatte sich hier unter einem sehr liebenswürdigen Kapitän zusammengefunden, und so wurde die Fahrt eine der nettesten, die wir je mitgemacht haben.

Digitized by Google

Über Nordchina und Korea nach Japan.

Bei ruhigem, trübem Wetter dampften wir nordwärts, vorbei an S. M. S. „Bismarck" und einigen chinesischen Kriegsschiffen. Immer dichter wurde der Nebel, und die auf See unangenehmste Situation trat ein: wir stoppten und suchten uns durch fast ununterbrochenes Tuten und Klingeln etwa passierende Schiffe vom Halse zu halten. Bald vernahmen wir als Antwort auf unser Lärmen das Tuten eines anderen Dampfers, und gespensterhaft glitt er ganz dicht an uns vorbei. Im großen und ganzen lieben es die Kapitäne nicht, ruhig zu liegen, im Gegenteil flotte Fahrt; denn wer die größte Fahrt läuft, ist bei einer eventuellen Kollision der Stärkere; und wenn nicht alle Schiffe ruhig liegen, halte ich es für gar nicht unrichtig, mit einiger Fahrt zu laufen, wenigstens in Gewässern, wo man weniger Gefahr läuft, Fischerboote zu überrennen. Zehn Stunden hatten wir ruhig gelegen, da machte sich ein mächtiger Nordwestwind auf und fegte die See klar, brachte uns zugleich aber einen in der entgegenstehenden Strömung doppelt fühlbaren Seegang, so daß wir lange Zeit nur 3—4 Meilen liefen. So kam es auch, daß wir mit 24 Stunden Verspätung in Tsingtau eintrafen.

Die jetzt durch starke Forts geschützte Einfahrt mit ihren vorgelagerten Inseln, ebenso das Hinterland mit dem sägeförmigen Gebirge erinnert stark an Norwegen. Über das, was in der Stadt gebaut worden ist, waren wir einfach starr. In den wenigen Jahren, seit wir es „gepachtet" haben, ist hier eine blitzsaubere Stadt mit gefälligen Bauten, schönen, breiten Straßen, elektrischem Licht usw. entstanden. Eine einfache, aber sehr praktische Anordnung ist hier

Digitized by Google

Tschifu.

Digitized by Google

Digitized by Google

beim Bau der Straßen getroffen. In die Straßen sind Steinplatten von etwa 1 Fuß Breite in fortlaufender gerader Linie eingelegt. Dies ist für die einräderigen chinesischen Schiebkarren, auf denen die Zopfmänner ganz unglaubliche Lasten zu transportieren vermögen, bestimmt. Durch das Fahren auf den glatten Steinen wird ihnen die Arbeit bedeutend erleichtert und, was die Hauptsache ist, die Straßen werden von den schmalen Rädern der Schiebkarren bei feuchtem Wetter nicht so leicht ausgefahren. Alles ist deutsch; die Chinesen, die sich scheinbar ganz wohl fühlen, bemühen sich, Deutsch zu lernen, und als Geschäftsleute betteln die Bettler deutsch.

Mit dem hier ansässigen Rechtsanwalt R., den ich von der Universität her kannte, traten wir einen Rundgang an. Der Weg führte uns bald aus dem Städtchen heraus, an der sehr hübschen Klarabucht entlang, wo das Haus des Gouverneurs liegt. Weiterhin kamen wir an dem Rennplatz und den sehr nett gebauten Kasernen vorüber und gelangten an die Oberförsterei, deren Hauptaufgabe jetzt ist, die leider in früherer Zeit von den Chinesen abgeholzten Iltisberge wieder aufzuforsten; ein hartes Stück Arbeit, und mit Recht ist das Betreten der Kulturen streng verboten. Manchem Reisenden haben sicher die Verbottafeln schon zu spöttischen Bemerkungen Veranlassung gegeben, wie ja auch seinerzeit durch die deutschen Zeitungen ein Sturm der Entrüstung ging, als in Tsingtau die Hundesteuer eingeführt wurde. Wir sprachen an Ort und Stelle mit einigen Herren, die selbst Hunde hatten, und hörten, daß alle froh seien über die Steuer, denn jedermann habe sich früher 10—12 Hunde gehalten, es sei geradezu unglaublich gewesen, dazu noch die vielrassigen Chinesenhunde; kurz, der Aufenthalt wurde bedeutend beeinträchtigt. Dieser Unfug hat nun natürlich mit einem Schlag aufgehört. So hat eben jedes Ding zwei Seiten; aber leider sind recht viel Menschen bei uns, wenn es sich um die Kolonien handelt, nur allzuschnell mit der Redensart bei der Hand: „so was ist aber auch nur bei uns Deutschen möglich", oder „natürlich, wieder ein Verbot". Unter 100 Fällen, wo man dies hört, kann man sicher sein, daß 99 von Leuten geäußert werden mit einem Gesichtskreis von ihrem Marktplatz, Leute, die sich nie fremde Luft um die Nase haben wehen lassen. Wer einmal in englischen Kolonien reist und betritt einen öffentlichen Garten oder dergleichen, hat erst einmal eine halbe Stunde an den

Digitized by Google

rechts und links vom Eingang aufgehängten Tafeln zu lesen. Da ist noch viel, viel mehr verboten als bei uns, und doch ist es mir lieber, als die Zustände in Amerika, wo wenig verboten ist, z. B. jeder ruhig hinter seinem Hause schießen kann. Wird einer getroffen, so heißt es, „warum gehst du dahin, wo geschossen wird". Es ist ja wahr, wir haben manchen Zopf, aber unsere Bevölkerung bedarf einer gewissen Bevormundung und Warnung, daß sie nicht über die Stränge schlägt und — ihr nichts passiert. So schön das ungebundene Leben „da draußen" für einen selbständigen Mann ist, so fühlt doch auch dieser sich wieder wohl, wenn er in unsere geordneten Verhältnisse zurückkehrt, vorausgesetzt, daß er nicht zu lange im Ausland war und somit ganz „Herr" geworden ist.

Doch zurück nach Tsingtau. Der Weg führt uns durch die Reste einer chinesischen Stadt, die von der Regierung aufgekauft wurden, da sie die Brutstätte des Sumpffiebers bildeten. Hunderte von Chinesen räumten die Trümmer weg, während die neue Ansiedlung einige Meilen weiter landeinwärts erbaut ist. Der Bau des Hafens schritt auch rüstig vorwärts. Da Holzpfeiler für den Bau der zahlreich vorhandenen Bohrmuschel wegen nicht gebraucht werden konnten, so wandte man Zementpfeiler an. Zwei T-Träger waren durch Bandeisen verbunden, unten angeschärft und der zwischen dem Eisen befindliche Raum mit Zement ausgegossen. Leider hatten die Bauten eine fast dreimonatige Verzögerung dadurch erhalten, daß die große Taucherglocke in der Weihnachtsnacht bei einem kolossalen Sturm umgeworfen und versackt war, wobei natürlich die in der Glocke angebrachten elektrischen Maschinen sehr gelitten hatten.

Das Frühstück nahmen wir bei unserem Bekannten ein, dann gingen wir mit ihm an Bord. Unterwegs kauften wir einen eben knospenden Pfirsichbaum, den wir, mit Karten, Zigarren, Bierflaschen usw. behängt, dem Kapitän als Geschenk für die „schnelle Fahrt" vor die Kabine stellten. Er hatte einen riesigen Spaß an der Sache, zumal als er sah, daß ich aus dem Hinterhalt sein fröhliches Lachen knipste. Leider mußten wir schon am Nachmittag weiter fahren. Gegen Morgen passierten wir das Nordostvorgebirge von Schantung mit den davorliegenden Inseln, ein Lieblingsaufenthaltsort für Seehunde. Eine dieser Inseln ähnelt Torghatten in Norwegen, auch sie ist von einem hohen Höhlengang durchzogen.

Digitized by Google

Blick von der Stadtmauer in Peking.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nach etwa 20stündiger Fahrt erreichten wir Tschifu, einen während des russisch-japanischen Krieges vielgenannten Ort. Leider ist Tschifu chinesischer Freihafen, und so wird es Tsingtau schwer werden, gegen diesen Handelsplatz aufzukommen; doch hofft man, daß Tsingtau, wenn die Bahn fertig ist, als Ausfuhrhafen größere Bedeutung gewinnen wird; schon jetzt hat sich der Handel merklich gehoben.

Die Fremdenniederlassung liegt von der recht unsauberen Chinesenstadt getrennt sehr schön auf einer bergigen Halbinsel. Hier kaufte ich zu billigem Preis einen ganzen Posten in der Missionsschule hergestellte geklöppelte Seidenspitzen (so sind die Missionen doch zu etwas gut). Zu sehen war in Tschifu außer Verladen von Bohnenkuchen nichts, und wir waren ganz zufrieden, als unser Schiff weiter dampfte. Schon bald, nachdem wir das Mündungsgebiet des Jantsekiang verlassen, hatte das Meer wieder eine anständige Farbe angenommen; doch jetzt nördlich von Tschifu wurde es allmählich wieder lehmig gelb; wir näherten uns dem Peiho. Bei Ebbe erreichten wir die den Zugang zum Peiho sperrende Barre und mußten das Schicksal von zehn anderen Dampfern teilen und Hochwasser abwarten. Ein Dampfer davon lag schon drei Tage. Endlich setzte die Flut ein, und nun ging es mit Volldampf los. Ab und zu knirschte der Kiel ganz verdächtig auf dem Grund; lachend sahen wir, wie ein anderer Dampfer neben uns stecken blieb. Doch plötzlich saßen wir auch fest. Nun wieder rückwärts, wieder vor, immer mehr kamen wir vorwärts. Noch mehrmals wurde das Manöver wiederholt; dann hatten wir die Barre passiert und dampften in den eigentlichen Fluß hinein. Da lag Taku, dort die Reste der einstigen Forts. Als uns die Stelle gezeigt wurde, von wo aus S. M. S. „Iltis" gekämpft und gesiegt hatte, erschien es uns fast unglaublich, auf wie nahe Entfernung das kleine Schiff gegen die so gut armierten Forts gefochten hatte. In Tongku stiegen wir aus, um so auf möglichst schnellem Wege per Bahn Tientsin zu erreichen. Im Astor-Hause, das von Deutschen geleitet und auch von den deutschen Offizieren sehr viel besucht wird, fanden wir sehr gutes Unterkommen und Schutz vor einem der so häufigen unangenehmen Sandstürme.

Unter Führung eines chinesischen Bureaubeamten von Herrn v. R. machte ich eine Rundfahrt durch die Chinesenstadt. Zum Unterschied

Digitized by Google

von Schanghai fielen mir hier die breiteren, luftigeren Straßen auf. Die Chinesen machen hier einen viel stattlicheren Eindruck als im Süden. Die Tracht ist reicher, sorgfältiger. Die Frauen, an denen mir speziell die weiten, roten, unten geschlossenen Hosen auffielen, verwenden auf ihre Frisur sichtlich mehr Sorgfalt. In den Läden kaufte ich neben sehr fein aus angestrichenem Peihoschlamm gearbeiteten Figuren, die leider, wie mir schon in Tientsin vorausgesagt worden, nicht heil in Deutschland ankamen, kleine Fläschchen für Schnupftabak, deren Merkwürdigkeit darin besteht, daß sie nicht von außen, sondern von innen gemalt sind. Sonst bilden ziselierte Bronzesachen, Malereien und Stickereien noch beliebte Kaufobjekte. Auf den Straßen herrscht das übliche rege Leben. Die Schiebkarren sind hier scheinbar unbekannt; ihre Stelle wird durch von kräftigen Ponys gezogene Karren, deren Räder mit schweren Nägeln über und über beschlagen sind, ersetzt. An allen Straßenecken stehen Nußhändler mit einer Art Knobelbecher in der Hand. In einem unten mit Leder bespannten Bambusstück stecken eine größere Anzahl mit Zeichen versehener Eßstäbchen. Der Becher wird geschüttelt und dann eine bestimmte Anzahl Stäbchen gezogen; hieraus wird dann der in Nüssen bestehende Gewinn berechnet.

Hier sah ich eine mir bis dahin unbekannte Art Portemonnaie. Ein Rikshakuli, der über ein allerdings gewaltiges Gehörorgan verfügte, trug sein Käsch (viel war es zwar nicht) — im Ohr.

Peking war unser nächstes Ziel. Grau in grau lag jetzt im Vorfrühling die Gegend; sie erinnerte fast an unsere um diese Jahreszeit für den Laien auch recht trostlose Rübengegend, nur mit dem Unterschied, daß hier Kamele in langen Zügen die Straßen bevölkerten. Durch eine mächtige in die Stadtmauer gesprengte Bresche dampfen wir in den Bahnhof ein. Da man sich mit den Hotelkulis doch nicht verständigen kann, so ist eine sehr praktische Einrichtung damit getroffen, daß sie bei Abend Papierlaternen mit dem Namen des Hotels tragen. Vom Bahnhof führt der Weg durch eines der mächtigen Tore, aus dem uns als Willkommengruß von Peking eine gewaltige Staubwolke entgegenwehte. Dann sausten unsere Rikshas die Gesandtschaftsstraße entlang nach dem in einer alten Tempelanlage untergebrachten deutschen „Hôtel du Nord“, das eigentlich mit seinen verschiedenen Höfen und kleinen Häuschen ein kleines Städtchen für sich bildet.

Digitized by Google

In einem furchtbaren Sandsturm mußten wir die erste Besichtigung der Stadt beginnen, leider ohne Führer. Die Haupt- oder jetzt Ketteler-straße bietet ungeheuer viel Interessantes, und man könnte sie, wäre sie nicht so namenlos schmutzig und staubig, malerisch nennen. In der Mitte zieht der erhöhte Damm, den jetzt eine etwa ein Fuß hohe Staubschicht deckt. Da kommen Kamelkarawanen einher, ihnen folgt mit großem Gepränge ein Mandarinenzug, dann wieder bringt man

Bahnhof von Peking.

eine Leiche mit den Klageweibern; alles überholend und noch mehr Staub aufwirbelnd, saust ein Reiter vorbei. Da hinken, nur in Fetzen von Lumpen gehüllt, entsetzlich aussehende Krüppel, neben ihnen eine rotgeschminkte, lilienfüßige Jungfrau, die wieder ganz anders als die Damen in Tientsin frisiert ist, kurz ein wahrhaft ewig wechselndes Bild. Hier sehen wir wundervoll geschnitzte Eingangstüren und Häuserfassaden, dort den mit allerhand Getier und Knochen aus-staffierten Laden eines Medizinmannes. Über all dem ragt, die Straße überspannend, als Warnung und zur Sühne vom Sohn des Himmels errichtet, das Denkmal für unseren ermordeten Gesandten v. Ketteler mit der warnenden Aufschrift in Deutsch, Lateinisch und Chinesisch.

Digitized by Google

In der vielgerühmten Pekinger Cloisonnéfabrik fanden wir zu unserem Erstaunen nichts, was unsere Kauflust gereizt hätte; im Vergleich zu unseren japanischen Einkäufen waren die Sachen plump und ohne Geschmack gearbeitet. „Kenner" behaupten zwar, das chinesische Cloisonné sei besser, aber mir fehlt es demnach an dem richtigen Kunstverständnis (ich bin nicht traurig darüber!). Ein Besuch des Confucius- und Lamatempels bietet wohl mehr für den Historiker als für den Laien; die Bauwerke sind leider sehr schlecht gehalten und werden zum Teil nur noch durch Stützen vor dem Untergang bewahrt. Bald hatte sich eine ganze Anzahl grinsender, bettelnder Lamapriester um uns versammelt. Wir begegneten den Priesterzöglingen, die in ihrem ungeheueren gelbsamtenen Raupenhelm einen wirklich urkomischen Eindruck machten. Ein Priester, scheinbar ein guter Geschäftsmann, bot mir in einem dunklen Winkel einen „Tempelschlüssel" zum Kauf an; er hatte uns sicher für Raritäten sammelnde Amerikaner gehalten, denn die lassen sich allen Schwindel aufhängen.

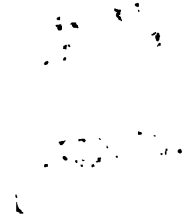
Das Gesandtschaftsviertel, besonders aber die Umfassungsmauern, zeigen noch sehr viele Kugelspuren von dem letzten Boxeraufstand. Jetzt stehen natürlich eine große Anzahl teils neue, teils renovierte Bauten; eine stattliche Truppenmacht liegt in den Kasernen. Das ganze Viertel ist mit hohen festungsartigen Mauern umgeben und umschlossen von einem tiefen zementierten Wassergraben mit schrägen Abhängen. Der Teil der mächtigen Stadtmauer, an den das Gesandtschaftsviertel stößt, ist durch Gittertore abgeschlossen. Einige hundert Schritt um die ganze Festungsanlage sind alle Häuser und Bäume beseitigt, um im Notfall ein freies Schußfeld zu haben. Bricht heute noch einmal ein Aufstand los, so können die Europäer ruhig aushalten; wenn die Chinesen nicht mit ganz erdrückenden Massen und ihnen nicht eigener Todesverachtung anstürmen, so können sie nichts machen; denn daß Proviant und Waffen genügend vorhanden sind, daran ist wohl nicht zu zweifeln. Auch dürfte dann die „Verbotene Stadt", der Kaiserliche Palast, der leider auch den Fremden verschlossen ist, in ziemliche Gefahr kommen.

Auf dem langen Wege zu dem Himmelsaltar fiel uns, wenn wir Tauben in der Luft streichen sahen, ein eigentümliches Heulen und Flöten auf, bis wir hörten, daß die Chinesen den Tauben, um sie vor Raubvögeln zu schützen, Flöten anbinden, die dann durch den

Digitized by Google

Himmelstempel in Peking.

Digitized by Google



Digitized by Google

Luftzug tönen. Wie erstaunten wir aber, als unser Boy uns diese Flöten brachte; wir hatten kleine Röhrchen erwartet, statt dessen sind sie so groß wie mäßige Äpfel; gefertigt sind sie aus einer äußerst leichten, festen Masse. Zum Altar des Himmels führt eine mit mächtigen Platten gepflasterte Straße, die, ehe der Kaiser sie passiert, jedesmal renoviert wird. Als wir sie benutzten, schien der Kaiser lange nicht diesen Weg gezogen zu sein. Die Himmelstempelanlage ist sehr ausgedehnt; schön und gut gehalten, macht sie inmitten eines Waldes einen wirklich feierlichen Eindruck. Hier ist auch der mächtige aus mehreren Aufbauten bestehende marmorne Altar des Himmels, auf dem der Kaiser persönlich alljährlich ein Opfer darbringt. Auf dem Rückweg zu unserem Hotel machten wir noch einen Gang durch das Geschäftsviertel speziell zu den Juwelieren; aber auch hier bekommt man Edelsteine nicht geschenkt. Wie gewandte Geschäftsleute die Chinesen sind, sollte ich in einem Seidenladen erfahren. Als sie merkten, daß wir Deutsche waren, erschien sofort ein junger Chinese und sprach uns deutsch an. Da kamen zwei deutsche Soldaten; sofort entschuldigte er sich bei uns, einem Englisch sprechenden Kollegen uns überlassend, und bediente die Soldaten. Der eine von ihnen schien noch nicht lange „draußen" zu sein und sah den Chinesen ganz erstaunt an, der ihn hier in der Muttersprache begrüßte; der andere Soldat hatte seine Freude daran. Ich bin sicher, daß die Mühe, die das Deutschlernen den Chinesen gekostet hat, sich reichlich bezahlt macht.

Um einen Ausflug von Peking weiter nach dem berühmten Nankow-Paß und den Ming-Gräbern zu unternehmen, war es noch zu früh im Jahre. In Peking hatten wir das Wesentlichste gesehen, so kehrten wir nach Tientsin zurück, wo kurz nach uns Prinz Rupprecht von Bayern eintraf. Ihm zu Ehren gab das Offizierkorps am nächsten Tag ein Frühstück, zu dem auch wir liebenswürdigerweise Einladungen erhielten. Außer an diesem Tage haben wir noch manchen fidelen Abend in der jetzt als Offizierskasino eingerichteten alten Tientsiner Universität verlebt. Hier sind auch in Baracken das Hospital und die Wohlfahrtseinrichtungen, wie z. B. Selterwasserfabrik, in geradezu mustergültiger Weise untergebracht.

Der Peiho war aus seinen Ufern getreten, hatte die Reisfelder überschwemmt, und nun hatten sich auf der unabsehbaren Wasserfläche Milliarden von Wasservögeln angesammelt. Man soll eigentlich keine

Digitized by Google

Zahlen angeben, wo selbst Schätzungen absolut unsicher sind, aber solche Massen von Vögeln, wie wir sie hier zu sehen bekamen, dürften nicht viele Gegenden der Erde beherbergen. Meilenweit hörte man das Rauschen der Flügel beim Aufgehen und das Geschrei, wenn ein Chinese mit der Kanone dazwischen schoß. Wir waren mit der Bahn nach Nan-tjun gefahren und jagten nun vom Boot aus; doch waren die Tiere ungemein scheu. Ein Offizier, der mit uns fuhr,

Straßentypen in Söul.

versuchte sein Heil mit der Kugel auf fliegende Schwäne, die in Zügen von Tausenden vorüberstrichen, aber vergeblich; schließlich brachte er einen sitzenden Schwan zur Strecke. Außer Schwänen waren noch verschiedene Arten Enten und Säger sowie einige Taucher da. Als wir zurückkamen, war der letzte Zug nach Tientsin schon abgefahren. Ich wandte mich an den Bahningenieur, einen Engländer, mit der Bitte, uns seine Dräsine und einige Chinesen zu borgen, was er mit der größten Liebenswürdigkeit tat, und nun sausten wir in dem offenen Wagen in zwei Stunden nach Tientsin. Die Fahrt war recht angenehm, aber das Wetter sehr kalt. Nach einem gemütlichen Abschiedssessen

Digitized by Google

verließen wir Tientsin. Mehrere Herren hatten uns noch das Geleite zur Bahn gegeben, und ganz wehmütig schieden wir von den Landsleuten, die uns auch hier so gastfrei aufgenommen hatten.

In Tongku, wo die Pinasse der „Genkai Maru", die uns nach Kobe bringen sollte, lag, hatten wir nicht gerade zu unserer Freude einige Stunden zu warten, da wir die Flut abwarten mußten, um über die Barre zu dem auf der Reede liegenden Dampfer zu gelangen. Endlich war es so weit, und wir dampften gegen schwere See an. Eine Welle nach der anderen fegte das Deck, und wir flüchteten in den sogenannten „Salon"; da unten aber war's fürchterlich. Ein kleiner Ofen, der eine furchtbare Wärme verbreitete, und die vielen Seekranken machten den Aufenthalt unerträglich; aber an Deck konnte man nicht zurück, so hieß es aushalten und sich selbst resp. seine Regungen besiegen. Als es über die Barre ging, wurde die Sache ganz ungemütlich; in dem schweren Seegang prallte die Pinasse alle Augenblicke mit kolossaler Gewalt auf den Grund, ein höchst peinliches Gefühl. Jetzt stoppte der Kahn; wir klettern an Deck und sehen, wie unser Schifflein längseit der „Genkai Maru" auf und ab tanzt. An ein Herablassen des Fallrepps war nicht zu denken. So hieß es von der Kommandobrücke der Pinasse nach dem Deck des großen Dampfers hinüberspringen. Im Augenblick, als ich abspringen will, um drüben mir hilfreich entgegengestreckte Arme zu fassen, bekomme ich von hinten einen Stoß, springe zu kurz und schlage mit den Schienbeinen gegen die eiserne Kante. Liebenswürdig war ich in dem Augenblick nicht gerade; da fiel mein Blick auf einen eben an Bord transportierten Koreaner, und all mein Groll war verflogen. Der arme seekranke Kerl mit seinem durchnäßten, hellblauen Gewande und seinem durchsichtigen schiefsitzenden Roßhaarhut flog wie ein Gepäckstück herüber und kollerte über das Deck, ein unglaublich komischer Anblick. Außer uns war noch ein sehr netter Engländer als einziger weiterer europäischer Passagier an unserem Tisch, sonst Koreaner und Japaner.

Wir legten auf der Fahrt nach dem im russisch-japanischen Krieg so viel genannten Tschemulpo für einige Stunden in Tschifu an. Die Fahrt durch den der Westküste von Korea vorgelagerten Inselarchipel ist, da hier keine Leuchttürme existieren, recht gefährlich; hierzu kommt noch der gewaltige Unterschied zwischen Ebbe und Flut, der zuweilen

Digitized by Google

30 Fuß beträgt. Tschemulpo bietet für den Fremden so gut wie nichts; deshalb fuhren wir sobald als möglich nach Söul, der Hauptstadt von Korea. Die Bahn fährt durch ein fruchtbares meist hügeliges Gebiet, vorbei an einer großen Zahl kleiner Stationen. Kurz vor Söul passiert sie auf sehr langer Brücke ein breites, jetzt fast trockenes Strombett, dann kommen wir in die meist aus strohgedeckten Lehmhütten bestehende Hauptstadt. In dem einzigen von einem Missionar

Hauptstraße von Söul.

a. D. geführten Hotel fanden wir ganz gutes Unterkommen, erfuhren aber zugleich, daß zu sehen recht wenig, zu kaufen auch nicht viel Interessantes vorhanden sei.

Höchst merkwürdig ist die Kleidung dieser neugierigen, harmlosen Menschen. Im Kindesalter, d. h. bis zum 14. Jahr, wo der Jüngling meist heiratet, tragen die Kinder Zöpfe und sind so für unser Auge kaum nach Geschlecht zu unterscheiden. Nach der Verheiratung schlingt der junge Gatte sein Haar zum Knoten, über den er den „Rauchhut", eine Art Mütze aus Roßhaar, meist mit einem Knick, stülpt; hierüber kommt der ebenfalls durchsichtige, breitkrempige Zylinder, der mit Bändern befestigt wird. So arm das Volk ist, so

Digitized by Google

treibt es in den Hüten einen ziemlichen Luxus; denn der Preis für einen Hut schwankt zwischen 3—40 Mark. Die Kleidung besteht in weißen Filzschuhen, faltenreichen, unten zugebundenen Hosen und einer Art Kaftan, der aber nicht zugeknöpft, sondern zugebunden wird. Die Farbe ist meist weiß; doch ist auch blau, rot und grün in allen Nuancen sehr beliebt. Ich staunte über die wunderbare Zartheit der Farben und wollte derartige Stoffe kaufen, erfuhr aber, daß die

Hauptmann Roth beim Handeln.

Koreaner sich die Stoffe selbst färben und durch das häufige Waschen die schönen Töne, natürlich nur vorübergehend, entstehen. Neben der weißen und bunten Tracht sieht man auch strohgelbe Gestalten mit großem, pilzförmigem Hut, einen viereckigen Fächer vor das Gesicht haltend; diese Leute sind in Trauer. Ist Landestrauer, so legt die ganze Bevölkerung diese Tracht an. Stirbt nun gar die Kaiserin, so darf niemand heiraten, bevor der Kaiser sich eine neue Gattin gewählt hat. Daher kommt es auch, daß alle Jünglinge aus Vorsicht so früh wie möglich heiraten. Die Frauen haben eine uns unverständliche Unsitte, durch fest über die Brust gezogene Bänder

Digitized by Google

den Busen möglichst wegzubinden. Im übrigen tragen sie außer der gewöhnlichen Tracht meist noch einen über den Kopf gehängten Mantel. Grün ist die von den Frauen, Rot die von den kleinen Mädchen bevorzugte Farbe. Die Haartracht ist ähnlich wie bei den Chinesinnen. Das Volk wird, wenn im Beamtentum nicht einmal ein vollständiger Wechsel geschaffen wird, wohl nie vorwärts kommen. Jedermann arbeitet nicht mehr, als er zum Lebensunterhalt braucht; legt er etwas zurück, so wird es ihm von den Beamten allmählich abgenommen. In jedem Fremden sehen sie natürlich einen Krösus, der für die paar Kuriositäten gehörig bluten soll. Zu kaufen gibt es schlecht gearbeitete Schmucksachen aus Bernstein und Malachit, geschnittene Steine, Stickereien, unechte Bronzen, ein bronzenes Eßservice, bestehend aus einer großen Anzahl Schälchen, und Waffen. Ich kaufte einen Bogen, mit dem ich im flachen Bogen über 150 Schritt in Holz schoß; der Pfeil flog mit solcher Wucht, daß das die Spitze bildende stumpfe Eisenstück etwa 8 cm in das Holz eindrang.

Merkwürdig nimmt sich in diesen holperigen Straßen die elektrische Bahn aus; Lastwagen sieht man in den Straßen nicht. Die Beförderung der Lasten geschieht durch Ochsen (auch Bullen) und durch Menschen. Wir waren oft erstaunt, welche Lasten die Kinder zu schleppen vermochten.

Der Feldbau ist nicht rationell; alle 3—5 Jahre werden die Felder bebaut, dafür aber zweimal im Jahre geerntet. Ein Besuch des Theaters bot so wenig, daß es sich nicht lohnt, darüber zu schreiben; es war nur ein Höllenlärm. Als wir eines Morgens vor das Hotel traten, hatten sich Kuriositätenhändler eingefunden; doch hatten sie nichts Besonderes. Der Hotelwirt führte uns, um uns die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Es war allerdings recht wenig, da wir den Palast des Umbaues wegen nicht besuchen konnten. Nur ein altes Marmordenkmal, über dessen Ursprung nichts bekannt ist, und ein Tor, das auf der alten nach Peking führenden Tributstraße zur Erinnerung an die Unabhängigkeitserklärung errichtet ist, sei erwähnt. Als ich dort war, schrieb ich in mein Tagebuch: wer wird nun hier durchziehen, Rußland oder Japan? Seitdem sind zwei Jahre verflossen, die Japaner sind hier hindurchgezogen; das Riesenreich kämpft gegen den mächtigen Zwerg; ein heißes Ringen, dem

Digitized by Google

die zivilisierte Welt mit bangem Blick zuschaut. Denn bleibt Japan schließlich Sieger, dann leb wohl europäischer Handel. Jetzt wird es wohl allen Menschen allmählich die Bedeutung des Bildes unseres Kaisers klar geworden sein: „Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter!" An Rußland war es, zu wachen; aber in unglaublicher Kurzsichtigkeit unterschätzten die meisten Beamten die Gefahr, und wenn auch seit Beginn des Krieges Hervorragendes geleistet wurde

Söul.

und die Truppen mit ungeheurer Tapferkeit gekämpft haben, wird doch alles an der fabelhaften Energie der Japaner zuschanden werden.

Um rechtzeitig mit des „Genkai Maru" weiter zu kommen, nahmen wir Abschied von Söul und kamen bei recht unruhigem Wetter wieder an Bord. Die Fahrt nach Fusan bot nichts. Fusan selbst liegt sehr schön; es ist größtenteils von Japanern bewohnt und scheint rasch aufzublühen. Hierhin werden aus dem Innern die Felle von Tiger, Bär, Leopard, Otter und Dachs in großen Mengen gebracht, daneben Adlerbälge und Federn, speziell die schönen weißen Federn des Silberreihers, von denen ich einen ganzen Posten kaufte.

Die Straße von Korea ist wegen der hier so häufigen Stürme gefürchtet; mit Recht, wie wir gar bald merken sollten. Pfeifend

Digitized by Google

kam der Wind von Osten über das weite, offene Meer, eine Sturzsee nach der anderen fegte das Deck, so daß sich niemand aus der Kabine wagte. Es war eine böse Nacht; wegen des unglaublichen Rollens unserer „Genkai Maru“ war an Schlafen nicht zu denken; denn mit Händen und Füßen mußten wir uns in der Koje anstemmen, um nicht heraus oder gegen die Wand geworfen zu werden. Dazu klirrten und klapperten in der Pantry Gläser und Teller, die Koffer wanderten, dazu das Klatschen der Wellen gegen die Schiffswände und das Ächzen und abgerissene Husten der armen Seekranken. Kurz, wieder einmal war so eine Wasserfahrt ein Vergnügen eigener Art. Doch auch diese Nacht ging vorüber; das junge Tagesgestirn brachte uns ruhigere See unter dem Schutze des Landes, und durch die wunderbare Einfahrt von Nagasaki wurden wir für alles erduldete Ungemach entschädigt.

Digitized by Google

Frühlingstage in Japan.

Nach fast dreimonatlicher Abwesenheit betraten wir in Nagasaki wieder japanischen Boden. Hier lag unser großer Kreuzer „Hertha". Leider war die Zeit zu kurz, an Bord einige Bekannte aufzusuchen, und so vertrieben wir uns die zwei Stunden Aufenthalt in Läden, wo uns ein Klagelied über den Mangel an Fremden gesungen wurde. Die Weiterfahrt nach Kobe über Moji durch die Inlandsee bot des herrschenden Nebels und Regenwetters wegen wenig Genuß, und wir waren sehr froh, als wir in Kobe die „Genkai Maru" verlassen und unter grünenden und blühenden Bäumen wandern durften.

Kobes Hauptsehenswürdigkeit ist der Daibutsu, eine 47 Fuß hohe Bronzestatue Buddhas, in derem Innern sich ein Altar und Götzenbilder befinden. Für unseren Geschmack ist das Bildwerk nicht so schön; später sahen wir bessere. Wohl aber gefiel uns ganz ausnehmend ein ganz dicht dabeistehendes, von zwei Knaben gehaltenes Bronzebecken.

Unser Rikshamann, ein ganz geweckter Mensch, fuhr uns dann in ein sehr schön gelegenes Teehaus. Nachdem wir die Stiefel ausgezogen hatten, lagerten wir uns um einen etwa fußhohen Tisch, auf dem bald der grüne japanische Tee, ein mir ganz sympathisches Getränk, dampfte. Nun erschienen auch die Teemädchen, noch erhitzt von dem eben genommenen heißen Bade. Gleich bei unserer Ankunft hatten wir nach Geishas geschickt, aber auch dort brauchten die Damen lange zu ihrer Toilette. Endlich kamen sie, sich tief vor uns verneigend, nahmen kichernd Platz und packten ihre Instrumente aus

Digitized by Google

wollenen und seidenen Tüchern. Eine Ewigkeit dauerten die Vorbereitungen, das „Stimmen" der Instrumente. Endlich war der richtige Mißton, pardon, Ton gefunden. Bald den Fächer, bald die freie Hand bewegend, unter langsamem Drehen über den Boden

Im Hofe eines Teehauses (Kobe).

gleitend, „tanzte" die Geisha zum Gesang, Lautenspiel und Trommeln ihrer Gefährtinnen. Abwechselnd tanzten bald die größeren, bald die beiden kleinen „Ratten". Mit einem Geldgeschenk und Apfelsinen beglückt, verließen die Puppen trippelnd das Teehaus.

Nicht weit von Kobe, auf der Strecke nach Kioto, liegt die große Industriestadt Osaka, wo in dem Jahre eine allgemeine Landes-

Digitized by Google

ausstellung stattfand. Daß Reklame die Seele des Geschäfts ist, haben die Japaner gar bald herausgemerkt, und so ziehen sich an den Bahngleisen entlang oft die unglaublichsten Plakate; selbst Bismarcks Kopf wird vielfach verwandt, und hoch oben in den Bergen, auf Meilen sichtbar, erheben sich die mächtigen Buchstaben der Reklamen. Eine sehr praktische Einrichtung war für die Aus-

Geishas im Teehause zu Kobe.

stellungsbesucher getroffen. Für 3 Mark konnte man Mitglied der „Welcome Society“ werden, wofür man neben Ermäßigungen in manchen Hotels auch auf der Bahn eine solche von 20 % hatte.

Die Ausstellung selbst ist mit außerordentlicher Sorgfalt eingerichtet und durchgeführt. So waren unter anderem in der Landwirtschaftsabteilung nicht nur Anbau, Gewinnung und Verarbeitung der Produkte, sondern auch ihre Feinde und Schädlinge in überraschend übersichtlicher Anordnung ausgestellt. Uns interessierte natürlich am meisten die Kunstausstellung, in der leider die Gegenstände nicht recht zur Geltung kamen. Hier war es hauptsächlich die dem Europäer

Digitized by Google

schwer verständliche Kunst des Gold- und Rotlackes, die die Japaner fesselte. In der Gemäldeausstellung waren sehr schöne Kakemonos (Gemälde in japanischer Art). Hatten sich aber die Künstler in Gemälden nach europäischem Geschmack versucht, so litten sie schmählich Schiffbruch; das war schon mehr „Übersezession". Die Stickereien,

Nachtkirschenbaum in voller Blüte in Kioto.

unsere ganze Schwärmerei, ließen uns wieder einmal die Begrenztheit unseres Geldbeutels bedauern.

In etwa halbstündiger Bahnfahrt erreicht man von Osaka aus Kioto. Hier herrschte ein reges Leben. Die Straßen waren mit Menschen gefüllt; alles war in froher Stimmung.

„Kirschblütenfest," das ist das zweite Wort, das der Fremde im Frühjahr in Japan im Munde führt. Er ist mit angesteckt von dem Freudentaumel, in dem sich Japan um die Zeit der Pfirsich- und Kirschblüte befindet. Sie hegen und pflegen ihre Bäume wie die Kinder, und steht dann alles im Blütenflor, schimmert es rot und

Digitized by Google

weiß zwischen dem Dunkel der Nadelhölzer, dann zieht alles hinaus und lagert sich unter dem Blütenschnee. Dicht vor unserem Hotel, im Maruyama-Park in Kioto, steht der größte Kirschbaum der Welt. Jeder der weit ausgelegten Äste ist gestützt, und nun strahlt er in einer Blütenpracht, wie wir sie nicht geahnt hätten. Bei Nacht beleuchten mächtige Pechflammen die Bäume. Wie weit die Blumenliebe der Japaner geht, hörten wir ja auch von den Berichterstattern des letzten Krieges. Allenthalben sah man Offiziere und Soldaten mit

Kirschblütenfest in Kioto.

blühenden Kirschzweigen in den Händen, und auf die Leichenhügel der Gefallenen legte man blühende Zweige als letzten Gruß. Doch zurück nach dem friedlichen Japan.

Auf dem Platze bei dem Kirschbaume sind Tee- und Belustigungsbuden aufgeschlagen. In bunter Reihe ziehen die Familien einher. Da schreiten, hübsch sittsam, tadellos geschmückt, die künstlerische Frisur frisch geordnet, junge Mädchen in ihren bunten Kimonas auf hohen Stöckelpantoffeln; hier singt eine Sängerin in den höchsten Tönen und entlockt ihrem Shamisen grimme Laute; dazu tanzen, wie aufgezogene Puppen, eine Anzahl kleine Mädchen, fröhlich lachend. Dort wieder sieht man Pilger in ihrer eigentümlichen Tracht, den mächtigen pilzförmigen Hut auf dem Kopfe; sie

Digitized by Google

kommen von weit her, den berühmten Kirschbaum zu sehen und in den Tempeln zu beten. Ja selbst einige Ainos, diese Ureinwohner Japans, die nur noch auf der Nordinsel Jeso wohnen (an ihren mächtigen Bärten leicht erkenntlich), waren vertreten. Kurz, ein Bild, wie man es farbenprächtiger wohl kaum zu sehen bekommt. Der Besuch des berühmten Kirschblütentanzes enttäuschte uns einigermaßen; wir verstehen eben die Art des Tanzes und der Musik nicht. Dagegen war die Teezeremonie (die Bereitung des Tees unter sehr großen Förmlichkeiten, von einer Geisha ausgeführt) und das Servieren durch allerliebste kleine Mädchen wirklich entzückend.

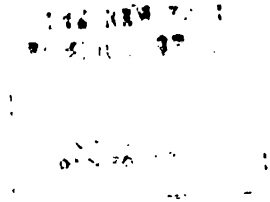
Der Kenntnis halber und weil es ja auch ganz gesund ist, hatte ich mir einen Masseur bestellt. Dieses Geschäft ist hier ausschließlich in den Händen von Blinden, und allenthalben sieht und hört man diese unglücklichen Geschöpfe, wie sie langsam, mit ihren Fühlstöcken tastend, die Straßen entlang gehen und ab und zu auf einer kleinen Knochenflöte pfeifen, um ihre Ankunft zu melden. Die Massagekunst ist bei den Japanern von alters her hoch ausgebildet, wenn auch nicht auf so wissenschaftlicher Grundlage, wie bei uns. Dafür wird aber um so gründlicher gearbeitet, und eine solche Behandlung dauert gewöhnlich zwei Stunden. Mir wurde ein solcher Blinder ans Bett geführt. Ich hatte bösen Hexenschuß, und nun ging der Zauber los. Mein Freund hatte mehr Spaß an der Sache als ich, und jedesmal, wenn früh um 6 Uhr der Knetgewandte kam, drehte sich mein Freund vergnügt im Bett herum: also noch zwei Stunden! Der Masseur war sehr bei der Sache, er geriet förmlich in Ekstase, und es dauerte niemals lange, so stieg er in mein Bett und arbeitete so, über mir stehend, weiter. Die Japaner selbst wenden, wie wir, die Massage gegen Rheumatismus an, woran sie, ihrer zugigen Papierhäuser wegen, häufig leiden.

Ein schier unendliches Kapitel könnte man in jeder Stadt Japans über die Tempel schreiben, denn ihre Zahl geht ins Fabelhafte. So will ich mich mit einigen Notizen begnügen, die für die meisten zutreffen. Betritt man den Tempelgarten, so finden sich an großen Gestellen Holztäfelchen, auf denen Namen und Spenden der Gläubigen verzeichnet sind. Weiterhin führen meist Stein- oder Bronzelaternen nach dem eigentlichen Tempel, zu welchem Stufen hinaufführen, die der Besucher nur ohne Schuhwerk betreten darf. Im Tempelinnern sind

Digitized by Google

Der Fuji.

Digitized by Google



Digitized by Google

die Priester mit möglichst lärmenden Gebetübungen, Trommeln usw. beschäftigt, während die Menge andächtig vor den Buddhabildern betet, unbekümmert um die Fremden. Wie ganz anders mutet diese Gläubigkeit der „Heiden" an gegenüber dem Verhalten vieler Christen, z. B. im Kölner Dom. Die Götterbilder, meist von Bronze, sind vergoldet, ebenso die Wände und das Schnitzwerk der Decken, soweit sie nicht Malereien zeigen. Die Stelle der bei uns üblichen Opferteller

Tempeltor in Kioto.

oder -büchsen vertreten mächtige offene Kisten, in die das Geld vom Sitzplatz des Betenden aus geworfen wird. Natürlich fliegt viel daneben, das der Einfachheit halber von einem Priester zusammengefegt wird.

Von der Jugend sehr bevorzugt sind die Gärten des Hiranotempels. Hier finden sich auf einem weiten Platze sämtliche in Japan vorkommende Kirschbaumarten, und es war ein reizendes Bild, die Unzahl von Kindern unter den über und über mit Blüten bedeckten Bäumen spielen zu sehen. Als wir mit dem Apparat ankamen, stürzte die ganze Gesellschaft heran, und trotz aller Bemühungen der Lehrer

Digitized by Google

ließ sich die junge fidele Horde nicht von uns fernhalten. Einige Stunden später begegnete uns ein Teil der Kinder auf der Straße, und mit Hurra kamen sie unseren Rikshas nachgestürmt.

Man wundert sich jetzt während des Krieges oft, was die Japaner im Marschieren leisten können; wer aber im Lande war, findet es selbstverständlich. Beträgt doch die Zahl der Rikshamänner etwa 60000, und was die laufen können, das sollten wir bei einer Fahrt

Japanische Schulkinder.

nach dem Biwasee erfahren. Den fünfviertelstündigen Weg legten die beiden Leute, die uns zogen, fast ununterbrochen im Laufschritt zurück, und haben sie auf der Rückfahrt keinen Fahrgast, so ziehen sie sich gegenseitig. Bis Otsu fährt man mit dem Wagen. Von hier steigt man auf einer der vielen von den Japanern so beliebten Treppen nach dem auf einem Hügel gelegenen Tempel und Teehaus von Miidera hinauf, um hier einen wundervollen Blick über den Biwasee zu haben. Zur Rückfahrt benutzten wir nicht unsere Rikshas, sondern fuhren mit dem Boot auf dem einen Abfluß des Biwasees darstellenden Kanal nach Kioto zurück. Dieser Kanal hat eine Länge

Digitized by Google

von 11 km und führt durch einen fast 3 km langen Tunnel. Außer zur Schiffahrt dient dieser Kanal noch zur Bewässerung und verschiedenen Fabriken als Kraftquelle.

Sehr beliebt ist auch ein Ausflug nach den Stromschnellen von Hodsugawa. Man fährt mit der Bahn oder der Riksha nach Kameoko und dann auf langen, flachen Booten den reißenden Gebirgsbach hinunter. Die Geschicklichkeit der Bootsleute ist geradezu erstaunlich. In blitzschneller Fahrt saust das Boot durch die Stromschnellen, fliegt

Mitidera am Biwasee.

um die Felsen herum, daß es sich oft nur um Zentimeter Spielraum handelt. Der Boden biegt sich, wenn man über die Felsen hinweggleitet. Zuweilen steuern die Leute direkt auf einen Felsen zu, und man glaubt, im nächsten Augenblick werde das Boot bei der reißenden Fahrt zerschellen, aber da gleiten wir auch schon vorbei. Ängstliche Naturen mögen sich vielleicht dabei ungemütlich fühlen; sonst ist es ein wahrer Genuß, in diesem tief eingeschnittenen Tal an den steilen Felswänden entlangzugleiten. Die Strecke, die man im Boot zurücklegt, beträgt 20 km, wozu wir 1½ Stunde brauchten.

Das kaiserliche Museum birgt die Kunstschätze des Mikado, eine herrliche Sammlung. Ganz speziell fiel mir darin ein Buch auf aus

Digitized by Google

dem 18. Jahrhundert mit den Bildern von etwa 100 Insekten. Sie sind so naturgetreu gemalt, daß man sie wirklich auf dem Papier sitzen zu sehen glaubt.

In zwei Stunden erreicht man mit der Bahn die alte Residenz Nara. War die Fahrt dorthin nicht gerade angenehm, denn das Coupé war mit schwatzenden, meist angejährten Amerikanerinnen gefüllt, so wurden wir in diesem entzückenden Ort reich belohnt.

Zahme Hirsche im Tempel zu Nara.

Hier werden Hirsche (Cervus japonicus) als heilig gehalten, und die schönen Tiere sind natürlich ganz zahm. Zuweilen schnuppern sie zudringlich die Reisenden an, stecken den Windfang in die Taschen und nehmen, was sie finden. Wunderbare alte Bäume überschatten die mit Steinlaternen eingefaßten Wege. Mächtige Bronzehirsche schmücken die Brunnen. An kleinen Bächen liegen zwischen den Tempeln Teehäuser, wo wir frühstückten. Es gibt hier viel zu sehen. Gegen Entgelt tanzen weiß gekleidete Priesterinnen im Tempel, oder der Fischwächter ruft die heiligen Fische, die herangeschwommen kommen. Auf den Pfiff nahen Schildkröten aus dem Gebüsch. Selbstverständlich erscheint zugleich auch das Rotwild; kurz, es ist hier ein Stückchen Paradies übrig geblieben. Auch an merkwürdigen Bäumen ist kein Mangel. So sind die Wurzeln von sieben Bäumen ineinander

Digitized by Google

gewachsen, ihre Stämme scheinbar zu einem verflechtend, so daß man den Eindruck hat, einen einzigen Baum mit verschiedenen Blättern zu sehen. So blühten gerade in derselben Baumkrone Magnolien, Kirschen und zwei Kamelienarten. Wie in Kioto, ist auch hier ein eigentümlicher Gebetsbrauch. Die Gebete werden auf Zettel geschrieben, diese gekaut und dem Gott möglichst an Stirn oder Mund gespuckt. Trifft man eine dieser Stellen, so wird das Gebet sicher erhört. Es ist fabelhaft, zu welcher Virtuosität es einige besonders eifrige Gläubige bringen, denn dem etwa 25 Fuß hohen Gott klebten sogar einige Gebete am Helm. Eine andere Gebetsübung besteht in dem Kriechen durch ein kurz über dem Erdboden in einen Baum gehauenes Loch.

Lassen die chinesischen Theater recht viel zu wünschen übrig, so stehen die japanischen auf sehr hoher Stufe. Vor allem haben sie seit alters her die von uns erst seit kurzem adoptierte Drehbühne, ganz vorzüglich gemalte Kulissen und außerdem noch den „Blumenpfad", ein über das Parkett laufendes Brett, das als Zugang der Schauspieler dient und zugleich den Zuschauern Gelegenheit gibt, die oft wundervoll gestickten, zuweilen einen hohen kulturhistorischen Wert besitzenden alten Gewänder zu betrachten. Gespielt wird vorzüglich, allerdings mit etwas reichlichem Pathos und Übertreibung, um die Handlung noch verständlicher zu machen. Selbst der Europäer, der kein Wort Japanisch versteht, kann stundenlang mit Interesse einer derartigen Vorstellung folgen.

Unsere Einkäufe waren besorgt, das Wichtige gesehen; so konnten wir die Weiterfahrt nach Yokohama antreten. Fast 20 Stunden, eine harte Arbeit, aber auch sie wurde geleistet. Der Wunsch aller im Frühjahr Japan besuchenden Fremden ist, eine Einladung zu dem vom Mikado in seinen Gärten gegebenen Kirschblütenfest zu erhalten. Wir hatten erst den Bescheid erhalten, in diesem Jahre falle das Kirschblütenfest aus. Um so angenehmer waren wir überrascht, als uns beim Tiffin unser so überaus liebenswürdiger Gesandter, Graf Arco, mit der Mitteilung begrüßte, das Fest finde doch statt, und Einladungen für uns seien bereits unterwegs. Das Fest fand zwei Tage später statt. Nach einem sehr gemütlichen Frühstück in der Gesandtschaft in Tokio fuhren wir nach dem Palastgarten. Er ist sehr schön angelegt, mit herrlichen alten Bäumen; natürlich spielten Kirschbäume

Digitized by Google

die Hauptrolle. Allmählich fand sich das gesamte diplomatische Korps mit Damen und die höheren japanischen Würdenträger ein. In den Teehäusern wurde Tee, Kuchen und Liköre gereicht, serviert von Dienern in goldverzierten blauen Fracks und roten Beinkleidern. Ein Vergleich liegt mir auf der Zunge, aber da wir zu Gast waren, will ich sagen: sie sahen nicht vorteilhaft aus. Es herrschte bald ein buntes Treiben, die Damen waren alle in großer Toilette, die Japanerinnen im Kimono erschienen. Amüsant war es, die Zylinder zu sehen; da können unsere Dorfkriegervereine mit ihren gewiß oft vorsintflutlichen Angströhren nicht heranreichen an die Gebäude der Hutmacherkunst, die hier getragen wurden.

Japans beliebteste Sommerfrische ist Nikko; es liegt entzückend, wenn auch das japanische Sprichwort: „Gebrauch das Wort ‚herrlich' nicht, bevor du Nikko gesehen", etwas übertrieben ist. Leider ist vor einigen Jahren durch ein Unwetter die heilige rote Lackbrücke, die nur der Mikado und seine Familie betreten durften, weggerissen worden; aber die prächtigen, unter mächtigen alten Bäumen gelegenen Tempel machen einen unvergeßlichen Eindruck. Sehr hübsch machten sich im Grün der Wälder die rosa blühenden Azaleenbäume; allerorten trafen wir sie bis hinauf zu dem 2000 Fuß höher als Nikko gelegenen Chuzenji-See. Nach Tokio zurückgekehrt, sollten wir an einem Tage Bekanntschaft mit einem Teifun und einem recht kräftigen Erdbeben machen.

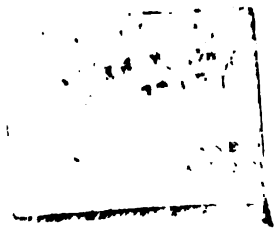
Ein Ausflug von Jokohama nach dem großen Daibutsu von Kamakura durfte nicht versäumt werden. Wenn wir auch schon eine ganz erbauliche Anzahl dieser friedlich dasitzenden Buddhabildnisse gesehen hatten, so wirkte dieses nicht nur durch seine Größe und Umgebung, sondern speziell durch den wunderbaren Gesichtsausdruck. Weiterhin führte uns der Weg nach der reizenden Insel Enoshima, die durch eine lange Brücke mit dem Festland verbunden ist. Hier ist so recht der Platz für Austern- und Muschelfischer, und so findet man in den Läden auch allerhand hübsches Meergetier zu kaufen.

Von dem Teehaus, in dem wir aßen, hatten wir einen prächtigen Blick auf die Küste und den Fuji. Tief in den Felsen hinein zieht sich eine Höhle, in die man auf schmalem Brückensteg hinabsteigt; übler Räucherduft kommt uns entgegen, denn das Ende der Höhle ist jetzt in ein Heiligtum für die Göttin des Guten, Benten, um-

Digitized by Google

Panorama von Nikko.

Digitized by Google



Digitized by Google

gewandelt. War sie es doch, die den grimmen Drachen, der in dieser Höhle hauste und die Fischer bedrohte, aus freien Stücken heiratete

Priester im Tempel zu Nikko.

und ihn durch Liebe in ein zahmes Tierchen verwandelte, das niemand mehr etwas zuleide tat. Ja, ja, die Frauen!

In Jokohama bekam ich etwas zu sehen, was wohl wenigen Reisenden beschieden ist. Zum ersten Male war eine Ainotruppe als Schauspieler von Jeso nach Japan gekommen und führte nun Szenen aus ihrem Leben auf. Sogar einen Theaterzettel mit vielversprechender

Digitized by Google

Zeichnung hatten diese „bärtigen Männer des Nordens" herausgegeben. Als ich ins Theater kam, war gerade Pause; die ganze Bühne wimmelte von Kindern, die neugierig einmal hinter den Vorhang sehen wollten. Der Impresario trat auf und erzählte eine lange Geschichte; der Vorhang rauschte zur Seite, und vor uns hockten die langbärtigen Ainos, einst Ureinwohner von Japan, jetzt Vertreter eines aussterbenden Volkes. Die Ainos sind Bärenanbeter. Als eifrige Jäger suchen sie einen möglichst jungen Bär zu erbeuten, der, von der Bärin geraubt, an der Brust von Frauen aufgezogen wird. In einem Stall wird er später gehalten, bis sein Stündchen geschlagen hat; dann wird er wütend gemacht, aus dem Stalle gelassen und von den ihn mit einem Pfeilhagel erwartenden Ainos getötet; sein Schädel aber wird als Heiligtum verehrt. Dieser Lebenslauf des Bären wurde uns nun vorgeführt. Nur der Schluß dieses Bärendramas war etwas anders; denn der in diesem Falle noch recht junge Bär wurde mit einem Maulkorb versehen (die Krallen wird man ihm wohl vorsichtshalber auch ausgerissen haben), aus dem Stall geschleppt und nun gekniffen, gezogen und geschlagen, bis er halb rasend wurde und ein ganz jämmerliches Gebrüll ausstieß. Auf dem „Blumenpfad" wurde er, um ihn dem Publikum aus nächster Nähe zu zeigen, mehrmals hin und her gezogen; dann begann die Jagd. Mit stumpfen Pfeilen wurde das arme Tier beschossen, und blieb ein Pfeil in dem zottigen Pelz hängen, so biß der Bär danach, ein Zeichen, mit welcher Wucht die Pfeile trafen. Das Publikum heulte wie rasend Beifall. Endlich trat Ruhe ein; der Bär war erlegt. Siegesmatt setzten sich die Ainos zum Mahle, auch die Frauen, denen zum Zeichen, daß sie verheiratet, Bärte tätowiert waren; doch mußten die Frauen mit Essen und Trinken warten, bis ihre Herren und Gebieter ihnen für einen Augenblick Schüssel oder Becher reichten. Der sich hieran schließende Tanz bestand in Marschbewegungen und Händeklatschen, wie man es bei wilden Völkern häufig sieht. War die ganze Vorstellung auch recht interessant, so war ich doch froh, als sie zu Ende war.

Einer der schönsten und zugleich wegen seiner heißen Quellen in ganz Ostasien sehr bekannter Ort ist das in den Bergen gelegene Mijanoshita. Wir wohnten hier in dem japanisch-europäischen Futija-Hotel, wo wir uns äußerst wohl fühlten.

Dem Nebel, der die ersten Tage uns alle Aussicht nahm, folgte

Digitized by Google

herrlicher Sonnenschein, und so wanderten wir mit einigen Trägern nach dem wirklich entzückend an einem See gelegenen Hakone. Ur-

Partie bei Hakone.

alte Kryptomerien überschatten den kleinen Ort. An dem Ufer liegen Teehäuser, mit ihrer Sauberkeit zur Rast einladend. Auf einer in den blauen See hinausragenden Halbinsel hat der Mikado sich in

Digitized by Google

europäischem Stil ein Schloß gebaut, um in dieser weltfernen Gegend Ruhe und den Blick auf den Fuji genießen zu können. Um nach Mijanoshita zurückzukehren, wählten wir den weiteren, aber sehr lohnenden Weg. Zuerst fuhren wir im Boot über den See, dann führte der Weg bergauf, teils durch sehr schönen Wald, vorbei an Ortschaften, die den Rheumatikern, deren Japan eine recht stattliche Anzahl aufzuweisen hat, mit heißen Schwefelquellen Heilung bringen. Bei Ojigoku passierten wir den Bergrücken, und unseren Augen bot sich ein herrlicher Blick über das weite Japanische Hügelland. Der Abstieg war teilweise nicht sehr angenehm. Allenthalben drang aus dem lehmigen, schlüpfrigen Boden Schwefeldampf, hier und da floß fast kochendes Wasser, so daß man recht vorsichtig vorwärts schreiten mußte.

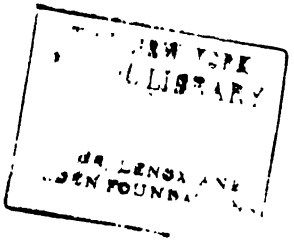
Im Hotel harrte unser die nicht gerade angenehme Überraschung, daß eine Stangensche Reisegesellschaft angekommen war. Es ist mir ein Rätsel, wie junge Leute eine derartige sogenannte Gesellschaftsreise mitmachen können durch Gegenden, wo man mit europäischen Sprachen und nicht gerade allzugroßer Ungeschicklichkeit durchkommt. Für ältere, bequeme Leute mag ja eine derartige herdenweise Weltbesichtigung ganz angenehm sein. Aber für einen Mann, der doch wirklich sehen und lernen will, ist mir dieses Geführtwerden ein Greuel. Streng an die Tage gebunden, von allen anderen Reisenden mit schiefem Blick angesehen, werden die armen Menschen nun um die Welt gejagt. Ist an einem Orte schlechtes Wetter, so kann nicht gewartet werden bis der Himmel seine Schleusen schließt, sondern zur bestimmten Stunde geht es weiter. Und dann, unter jeder Reisegesellschaft finden sich ein oder zwei unangenehme Menschen, und diese müssen einem doch naturgemäß die Laune verderben. Da hatten unsere in Mijanoshita auftretenden Landsleute einen Herrn bei sich, der litt an dem Wahn, er habe eine gute Stimme. Blickte jemand nur auf das Klavier, so erklangen seine Weisen. An den Engländerinnen und Amerikanerinnen hatte er immer ein dankbares Publikum; aber die armen Mitreisenden hatten nun schon seit Monaten Abend für Abend das zweifelhafte Vergnügen und zitterten bei dem Gedanken, daß ja erst die Hälfte der Reise vorbei sei. Aber was half es, sie mußten weiter mit ihrem Lohengrin ziehen.

Eine große und ziemlich beschwerliche, aber um so lohnendere Tour führt nach dem Tempel von Saijoji. Über Kiga führte der Weg

Digitized by Google

Insel Enoschima.

Digitized by Google



Digitized by Google

steil bergan über Hügel und durch Schluchten, dann auf dem Höhenzug entlang. Allenthalben gaukelten auf den Frühlingsblumen im Sonnenschein Schmetterlinge. Da plötzlich lag, von der Sonne strahlend beschienen, der schneebedeckte Kegel des Fuji, das Wahrzeichen Japans, vor uns; nicht lange sichtbar, denn mit der wärmer scheinenden Sonne ballten sich Wolken um das Schneehaupt, um ihn unseren Blicken bald zu entziehen. Immer höher müssen wir hinauf, keuchend und schweißtriefend kommen wir auf dem runden Kegelhaupt des Miojogatake an; aber welcher Lohn für den anstrengenden Weg bietet sich unserem Auge! Auf der einen Seite breitet sich hinter niederen Höhenzügen die weite, fruchtbare Ebene aus, gesäumt durch das grauschimmernde Meer, aus dem sich in weiter Ferne Enoshima erhebt; auf der anderen Seite, in greifbarer Nähe, das bewaldete Hügelland, Mijanoshita und all die anderen malerisch gelegenen Dörfchen, an den Berghängen gleichsam angeklebt, und weiter hinten, aus der Ebene sich erhebend, der Kegel des Fuji, dessen Schneehaupt jetzt, wo die Wolken sich gesenkt hatten, um so strahlender gen Himmel ragt. Ein herrlicher Anblick, von dem wir uns kaum losreißen konnten. Flott kamen wir bergab, bald bogen wir in ein Laubdickicht ein, bis uns ein wunderbarer Kryptomerienhain aufnahm. Da lugten auch aus dem schweigenden Walde die Tempeldächer hervor. Eine lange, von zwei mächtigen Bronzegöttern flankierte Treppe führt zu dem Tempel hinauf, der im Gegensatz zu fast allen anderen japanischen Tempeln nicht bemalt, aber gerade deshalb um so schöner ist, denn so kommt erst die Feinheit des Schnitzwerkes recht zur Geltung. Allenthalben hingen bronzene oder eiserne Sandalen, oft von enormer Größe, als Spende von Lahmen, die hier Heilung gesucht hatten. In langem Zuge wurden Kranke herbeigetragen, um zu beten und vom heiligen Wasser zu trinken. Auf uns machte die ganze Anlage dieses Tempels von Saijoji einen viel tieferen Eindruck als das prunkvolle und so viel gepriesene Nikko.

Die Fußwanderung war doch recht anstrengend gewesen, und doppelt angenehm empfanden wir die Einrichtung der Rikscha, die uns nach Odawara und Yumoto brachte. Allenthalben flatterten vor den Häusern an Bambusstangen mächtige Papierfische im Winde, welche die Anzahl der Knaben angeben, mit der jede Familie gesegnet ist; in einem Falle zählte ich 16! Es war gerade der 3. Mai, der

Digitized by Google

Jahrestag der Knaben, nach dem das Alter gezählt wird. Zur Feier des Tages ließ alt und jung Drachen steigen, und ich habe sicher in meinem ganzen Leben nicht so viel Drachen in der Luft gesehen wie in Odawara in einer Stunde. An manchen hingen eine Art Äolsharfen, an anderen Laternen. Der Weg von Yumotu nach

Japanischer Reisezug.

Mijanoshita hinauf wurde uns nicht gerade leicht, aber um so besser schliefen wir nach der herrlichen Tour.

So gut es uns in Mijanoshita gefiel, einmal mußte geschieden sein. Kobe war unser nächstes Ziel, um die Kisten mit all unseren Einkäufen zu expedieren und von hier aus noch einmal die Ausstellung von Osaka zu besuchen. Wie schon früher einmal lernten wir hier so recht die japanische Lernbegierde und zugleich auch ein an Arroganz grenzendes Selbstbewußtsein kennen. Schon mehrfach

Digitized by Google

war es uns aufgefallen, wie Kadetten sich in unserer Nähe zu schaffen gemacht hatten und immer um uns herum waren, bis sich einer ein Herz faßte und uns auf deutsch ansprach. Nun folgte ein zweiter, der unsere englischen, und ein dritter, der unsere französischen Sprachkenntnisse auf die Probe stellte. Sie wollten wie jeder Japaner wissen, wie uns Japan gefiele; am Schluß überreichten sie ihre Visitenkarten, auf welchen die Namen und „Kadett der Kaiserlichen Kadettenschule" sehr gut deutsch geschrieben waren. Man kann wohl daraus ersehen, welches System die Japaner in ihre militärische Erziehung legen. Mehrere versprachen, mich später in Deutschland aufzusuchen. Ob sie wohl kommen werden? Wer weiß, ob nicht mancher der Knirpse bereits auf dem Schlachtfeld gefallen ist.

In Kobe hatten wir zur Abwechslung das Great Eastern-Hotel aufgesucht und waren recht zufrieden. Bei der Abreise hatten wir, wie überall, uns verbeten, die Hotelzettel (auf die merkwürdigerweise manche Reisende so stolz sind), auf unsere Koffer zu kleben, widrigenfalls wir dieselben im Salon an die Wand pappen würden. Aber mit der dem Orientalen eigenen Widerborstigkeit klebte der Hotelboy unter den Augen des grinsenden Managers die bunten Zettel auf unser Gepäck. Mein Freund sagte kein Wort, löste den größten Zettel ab und ging, vom Manager gefolgt, in den sehr schön gelb tapezierten Salon, um seine Drohung wahr zu machen. Auf Bitten des schreckensbleichen Hotelbeherrschers tat er es nicht, und in einer halben Minute war die scheußliche Reklame von den Koffern entfernt.

In der Bahn, die uns von Kobe nach Mijajima führte, ging es echt japanisch zu. Obgleich vier Babys, denen die Damen von Zeit zu Zeit ganz ungeniert die Brust gaben, im Coupé waren, schrie doch keins während der fast fünfstündigen Fahrt. (Wären doch unsere Würmer auch so brav!) Die Herren zogen natürlich die Stiefel aus, um auf den Sitzen hocken zu können. Mir gegenüber saß ein Offizier, der tatsächlich die reinste Schimpansenphysiognomie hatte. Als er nun gar seinen Mantel genau so ungeschickt wie ein Affe anzog, konnten wir nicht umhin, leise uns Bemerkungen zuzuflüstern. Zum Glück leise, denn nach wenigen Minuten setzte sich ein Japaner zu mir und sprach mich im fließendsten Deutsch an, und sofort noch ein anderer, der auch die ganze Strecke mit uns gefahren war. Beides Ärzte, die lange in Deutschland gewesen waren. Von der Bahnstation

Digitized by Google
1639504

Hahn mit etwa 4 m langen Schwanzfedern (Japan).

Mijajima fährt man im Dampfboot nach der reizenden Insel gleichen Namens, unserem Ziel, hinüber. Als wir landeten, erschien freundlich grinsend, dabei ein Gebiß fletschend, wie ich es noch nie gesehen hatte, ein Soldat und zeigte einen Zettel, auf welchem deutsch, englisch und französisch stand, daß das Photographieren streng verboten sei. Auf unser heiliges Versprechen, keine Spione zu sein, und nachdem auf der Polizei das Warum, Woher und Wielange unserer Anwesenheit festgestellt worden war, wanderten wir durch den sehr schön gelegenen Ort an der Küste entlang, unserem in einem schmalen Tal gelegenen Hotel zu.

Mijajima verdankt seine Berühmtheit einem großen auf Pfählen am Meeresufer errichteten Tempel, zu dem als Zugang vom Meer ein mächtiger hölzerner Torbogen gedacht ist. In dem Tempel werden, wie auf der ganzen Insel, zahme Hirsche gehalten. Damit die heiligen Tiere nicht beunruhigt werden, gibt es hier keine Hunde. Auch ein heiliges, sehr wohlgenährtes Pferd beherbergt die Insel. Aber alle Heiligkeit kann doch nicht verhindern, daß von Zeit zu Zeit dem Pferd die Hufe geschnitten werden müssen, und da das edle Tier dies sich nicht ohne weiteres gefallen läßt, so wird es dann als gewöhnliches Pferd behandelt, gefesselt, zu Boden geworfen und ihm das überflüssige Horn der Hufe entfernt. (Ob übrigens diese Art des Hufschneidens auch

Digitized by Google

sonst in Japan üblich ist, weiß ich nicht.) Den ganzen am Meere sich hinziehenden Weg entlang reiht sich Laterne an Laterne, und dieselben bieten, wenn sie angezündet sind, einen reizenden Anblick.

Das von uns aufgesuchte Haku-un-do-Hotel, bestehend aus mehreren kleinen Häuschen, ist sehr nett; aber die Verständigung war recht schwierig. Daß wir zu essen und ein Nachtlager haben wollten, verstanden die jungen Damen aber doch, und so waren wir recht zufrieden, wenn wir auch ganz gern etwas Insektenpulver gehabt hätten.

Unser japanischer Kollege, der in einem noch viel netteren anderen Hotel wohnte, lud uns am nächsten Tage ein, den Schwertkampf, der zur Feier der Einweihung des neuen Polizeigebäudes stattfand, anzusehen. Jedermann konnte sich zum Kampfe melden. Mit Fechtmaske und Brustpanzer, ein Zweihänderschwert aus Bambus in der Hand, traten die Kämpfer, teils ganz alte Männer, vor. Nie in meinem Leben habe ich so gewandt fechten sehen. Wie der Blitz fuhr der Hieb vor; ab und zu eine Finte. Bald rechts, bald links, bald mit beiden Händen schlugen sie zu, feuerten den Gegner durch Zu- und Zwischenrufe an oder suchten ihn irre zu leiten. Wir konnten uns von dem Schauspiel kaum trennen. Man sieht aber, wie die Japaner an ihrer alten Kampfweise mit dem kurzen Schwert hängen, und als wir kürzlich von den mit dem Schwert bewaffneten Sturmkolonnen vor Port Arthur lasen, erinnerten wir uns an das Schauspiel. Wie manchem Russen mag das kurze, haarscharfe Schwert den Schädel gespalten haben.

Die Insel selbst ist, da sie der Marinestation Kure vorgelagert ist, sehr stark befestigt. Deshalb ist das Photographieren so streng verboten und nur ein kleiner Teil der Insel den Fremden zugänglich. Kaum verließen wir unser Hotel, so erschien der Polizeisoldat „mit den Klaviertasten im Mund", um hinter uns herzuschleichen. Über unsere Schmetterlingsnetze mußte er genau Auskunft haben. Um nicht beide belästigt zu werden, trennten wir uns; da gab er das Nachgehen auf. So fing ich munter Schmetterlinge, bis plötzlich zwei Soldaten mit vorgehaltenem Bajonett mir den Weg verlegten und mir Unverständliches zuriefen. Meine Antwort entlockte ihnen nur ein breites Lachen, und so wich ich der rohen Gewalt.

Digitized by Google

Eine Dampferpartie nach dem stark befestigten Kriegshafen und weiter in die Inlandsee war sehr nett; am amüsantesten aber war eine Rundfahrt im Boot um Mijajima. Früh 7 Uhr fuhren wir ab; aber kaum waren wir unterwegs, da folgte uns unser Freund Polizeisoldat, zur Freude unserer Ruderer, die sich doppelt ins Zeug legten. Der Beschützer Japans lag, das Fernglas nicht von den Augen lassend, auf dem Verdeck seines Bootes. Natürlich taten wir immer so, als photographierten wir, zeigten nach den Befestigungen und ließen sein Boot immer näher kommen. Schon öffneten sich seine Lippen, und es schimmerte weiß dazwischen, da setzten wir Segel, und freundlich lächelnd fuhren wir davon. Allenthalben sahen wir an den Hängen, meist ziemlich exponiert, Befestigungen, konnten die Geschütze zählen, und trotzdem diese nervöse Vorsicht.

Am Abend hatten wir einen entzückenden Ausblick. Sämtliche an der Küste und in den Tempelhainen stehenden Steinlaternen, mehrere Tausend an der Zahl, leuchteten aus dem Dunkel der Nacht gleich Glühwürmchen. Dazu die Totenstille in der Natur, das leise Rauschen des ruhigen Meeres, und über dem allen die silberne Scheibe des Vollmondes, der das Bild magisch beleuchtete und Felsen, Tempel und die sie überragenden uralten Bäume sich gespensterhaft vom Himmel abheben ließ. Da drängte sich einem unwillkürlich die Frage auf: Haben die Heiden so unrecht, wenn sie die Gestirne und die Wunder der Natur anbeten?

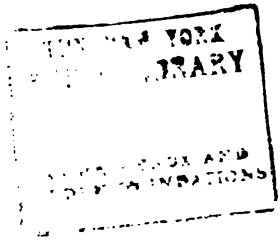
Auch uns hielt lange die andächtige Stimmung umfangen. Langsam erlosch Licht für Licht. Der Mond verschwand hinter den Bergen. Das war unsere letzte Nacht auf Mijajima, einem der schönsten Punkte der Erde.

Früh 6 Uhr setzte uns der kleine Dampfer nach dem Bahnhof über. Wie unser Schatten folgte uns der Polizeisoldat mit dem furchtbaren Gebiß; keinen Blick ließ er von uns, bis unser Gepäck besorgt und wir in den Wagen gestiegen waren. In einem breiten Lächeln gab er seiner Freude, einer sichtlichen Erleichterung, über unsere Abreise Ausdruck, und als wir ihm bei der Abfahrt zuwinkten, da grüßte er voller Herzlichkeit. Wieder einmal war das Vaterland vor zwei Spionen bewahrt. Über Schimonoseki fuhren wir so schnell wie möglich nach Nagasaki. Wir hatten genug von Japan. Die Frauen sind ja nette Puppen, die Männer aber unangenehme

Digitized by Google

Tempel in Nara.

Digitized by Google



Digitized by Google

Menschen, von einer geradezu unglaublichen Arroganz. Und wie soll das nun erst werden?

Die Kohleneinnahme in Nagasaki dauerte noch eine ganze Zeit, als wir an Bord der „Honkong Maru" waren, die uns nach Schanghai bringen sollte. Mit fabelhafter Geschwindigkeit werden die Kohlen von Frauen in Körben an Bord gebracht. Natürlich fällt dabei eine ganze Menge Kohle ins Meer, und ununterbrochen wird von einer Anzahl Booten aus mit engen Netzen nach den Kohlenstücken gefischt. Es ist erstaunlich, wieviel die Leute aus dem Schlamm herauslesen.

Digitized by Google

Von Japan nach Singapore.

Die Fahrt nach Schanghai auf der absolut verbauten „Hongkong Maru“ war nicht gerade angenehm, und so waren wir sehr zufrieden, als wir in Schanghai anlangten, wo wir schon vor zwei Monaten von unseren Freunden so liebenswürdig aufgenommen worden waren. Die Zeit bis zur Abfahrt des „Ziethen“, der uns nach Hongkong bringen sollte, benutzten wir, um uns mit leichten Sachen für die Tropen zu versehen. Mehrere Herren begleiteten uns nach Wusung, wo der schöne, neue Dampfer auf der Reede lag. Von Booten aus brannten die Chinesen ungeheure Mengen Feuerwerk ab, um die Strom- und Meergötter geneigt zu machen; denn unter Führung eines früheren deutschen Offiziers, jetzigen Militärinstruktors der chinesischen Armee reisten neun chinesische Militärschüler nach Deutschland, um sich weiterzubilden. (Hoffentlich lernen sie nicht so viel wie die Japaner.) Leider litt mein Freund in diesen Tagen an einer sehr heftigen Augenentzündung, so daß er von der schönen Fahrt recht wenig Genuß hatte. Wie wohl fühlte ich mich, nun endlich wieder auf deutschem Boden zu sein; alles sauber und gut. Fast einen Tag lang hatte das Meer noch die gelbe Farbe von dem Schlammwasser des Jantse, und es war ganz amüsant, als die Kinder des Militärinstruktors, die ja in China nur gelbe Flüsse gesehen hatten, plötzlich beim Anblick des durchsichtigen, grünen Meeres zu ihrem Vater mit dem Rufe liefen: „Papa, sieh mal, hier ist das Meer grün!“

Die Einfahrt von Hongkong ist sehr schön; der Hafen wimmelt von Schiffen aller Nationen, und ein Blick auf die sich am Berghang

Digitized by Google

und dem schmalen Küstenstreifen entlang erstreckende Stadt läßt uns den Hut abnehmen vor dem, was die Engländer hier in 60 Jahren geschaffen haben. Sie wußten und wissen nicht nur die besten Plätze zu wählen, sie verstehen es auch, dieselben durch gewagte Unternehmungen und durch Wahl der richtigen Beamten zu verwerten. Wir befanden uns hier gerade in der heißen, regnerischen Zeit, aber im deutschen Klubhause mit seiner herrlichen Aussicht über Stadt und Hafen, seinen luftigen Räumen und der vorzüglichen Verpflegung wurden uns bei guter Geselligkeit die Regenstunden nicht lang. Wie immer im Sommer war die Pest auf dem Höhepunkt, denn so viel festgestellt werden konnte, kamen im Durchschnitt täglich 30 Todesfälle vor. Allenthalben sah man Pestkranke in Körben vorbeitragen; aber man gewöhnt sich daran, wie später auch in Bombay, wo in Stadt und Umgegend täglich 700—1000 Menschen an dieser Krankheit starben; dafür ist man eben in dem menschenreichen Osten. Und doch machte es einigen Eindruck, als eines Tages ein englischer General mit Vorläufern auf der Straße daherkam und plötzlich einer seiner rotgekleideten Diener zusammenbrach und in wenigen Sekunden verschied. Die Chinesen haben eben eine solche Angst vor den europäischen Krankenhäusern, daß sie lieber sterben, als daß sie sich darin behandeln lassen.

Von Hongkong fährt natürlich jeder Reisende, dessen Zeit es erlaubt, nach Kanton, der zweiten Hauptstadt des chinesischen Reiches. Unendlich viel wird von dieser Stadt und ihrem Schmutz erzählt, ja jüngst las ich, daß man schon auf eine Meile die Stadt rieche; na, ich setze einige Zweifel darein, ob der Herr, der dies geschrieben hat, überhaupt in Kanton war. Sauber sind ja die Straßen gerade nicht, aber bei der ungeheuren Fülle an Interessantem, was diese Riesenstadt bietet, kann man ruhig darüber hinwegsehen. Ich jedenfalls tat es und sage offen, daß ich, wenn es meine Zeit erlaubt hätte, gern länger dort geblieben wäre. Aber vielleicht kommt dies daher, daß ich im Gegensatz zu den Nörglern die Augen auf und die Nase zugemacht habe — nämlich mit Watte! Die Fahrt nach Kanton auf sehr bequemen und gut gehaltenen Schiffen dauert sieben Stunden, und will man nur einen Tag bleiben, was zur Not genügt, so wohnt man am besten gar nicht im Hotel, sondern übernachtet an Bord, da ist's sicher sauberer und angenehmer. Gleich bei unserer Ankunft erschien

Digitized by Google

ein Führer. Da es bereits spät war, machten wir einen kleinen Spaziergang nach der von einem breiten Graben umgebenen Fremdeninsel Schameen. Chinesische Wachtposten hindern jeden Chinesen, die Insel zu betreten; außerdem schützen einige europäische Kanonenboote Leben und Eigentum der Fremden, denn so ganz unbedenklich ist die Lage in Kanton niemals. Immerfort glimmt der Fremdenhaß, aber die Kanonen der Kriegsschiffe lassen den Funken nicht zur Flamme werden.

Nach dem Abendessen an Bord brachte uns ein Sampan nach den Blumenbooten, von denen man in Europa wahre Wunderdinge hört. Geführt werden die Sampans hier ausschließlich von Frauen und Mädchen, deren Ruf gerade nicht der beste ist, und immer finden sich in den kleinen Booten zur Unterhaltung der Fahrgäste einige junge Mädchen. Die Blumenboote sind in so großer Anzahl vorhanden, daß man geradezu von einer schwimmenden Stadt sprechen kann. Fest gegen den ungeheuer schnell strömenden Perlfluß verankert, liegen sie dicht beieinander, durch schmale, schlüpfrige Bretter verbunden. Das Parterre dieser mit einem Haus versehenen Boote macht einen recht wenig verlockenden, schmutzigen Eindruck. Kommt man auf der schmalen, dunklen Treppe zu den Salons, so staunt man über den Luxus, der hier herrscht. Die Wände sind mit Marmor, Spiegeln und vergoldetem, geschnitzten Holz bedeckt; die Möbel sind sehr schön gearbeitet und mit Perlmutter eingelegt. Hier genießt der chinesische Lebemann, dies sind seine Restaurants, in denen oft sehr kostspielige Diners von den „Blumen" (bedienende Mädchen) gereicht werden, die, hinter den Stühlen der Herren stehend, diese durch Gesang usw. „erfreuen". Hier sind auch die Opiumsalons, in denen ebenfalls „Blumen" die Opiumpfeifen zurechtmachen. Ein Besuch dieser Bootsstadt ist recht interessant, aber geht doch auf die Nerven.

Auch die Europäer geben hier zuweilen Diners. So sahen wir die Offiziere eines französischen Kriegsschiffes mit ihren Damen in froher Tafelrunde, von den seidengeschmückten, gehörig gepuderten und geschminkten „Blumen" bedient. Das Treiben auf dem Fluß mit dem dazu gehörigen betäubenden Lärm dauerte die ganze Nacht hindurch, und da die Moskitos auch ihre Pflicht erfüllten, war ich froh, als der Morgen graute.

Digitized by Google

Am Abend zuvor war unser Führer eine Stunde zu spät gekommen. Meine liebenswürdigen Worte der Ermahnung waren scheinbar auf guten Boden gefallen, denn früh erschien er schon kurz nach sechs Uhr, und bald saßen wir in unseren Tragstühlen, um den Tag möglichst auszunutzen.

Die Häuser, aus grauen Ziegeln aufgeführt, sind ziemlich hoch; die Straßen schmal, meist mit Granitplatten belegt, welche immer feucht gehalten werden, so daß es ganz angenehm kühl ist. Ich kenne keine Stadt, die so viel Interessantes bietet wie das verlästerte Kanton. Die einzelnen Handwerke sind meist auf bestimmte Straßen verteilt. Da sieht man die Leute in den offenen Werkstätten arbeiten und weiß nicht, soll man mehr ihre Geduld oder ihre Geschicklichkeit bewundern; z. B. bei den Goldschmieden. Aus Gold oder Silber stellen dieselben allerhand Schmucksachen her und setzen mit unendlicher Sorgfalt und Genauigkeit Teile der in ganz kleine Stücke geschnittenen Federn von Eisvögeln ein. Ich besitze ein derartiges Schmuckstück, von dem niemand seine Herstellungsweise glauben will. Weiterhin besuchten wir die Maler, die ohne Vorzeichnung mit sehr lebhaften Farben auf Reispapier malen. Letzteres wird aber nicht etwa aus Reis hergestellt, sondern ist das in feine Scheiben geschnittene Mark eines Baumes. Als größte Kuriosität gelten in Europa die sich ineinander drehenden Kugeln, deren Herstellungsweise mehr Geduld als Geschick verlangt. Zuerst wird eine Elfenbeinkugel gedreht, und in diese werden fast bis zur Mitte eine Anzahl genau gleichlanger Löcher gebohrt. Nun führt der Drechsler einen scharfen Haken in die Röhre ein, läßt die Kugel rotieren, und indem er der Reihe nach dies bei jeder Röhre wiederholt hat, schneidet er allmählich in der Kugel eine andere aus. Dasselbe Experiment wiederholt er in verschiedenen Tiefen der Kugel; natürlich muß er dabei sehr genau zu Werke gehen, und so gelingt es ihm, eine beliebig große Anzahl sich ineinander drehender Kugeln herzustellen. Sehr beliebt sind in China Möbel aus Schwarzholz, die mit Perlmutter eingelegt sind; man kauft sie hier zu erstaunlich billigem Preis.

An den chinesischen Stickereien konnte ich mich im großen und ganzen nicht so begeistern wie an den japanischen. Sie sind unendlich fein, die Farben wundervoll, aber die Figuren zu steif. Lange suchte ich, bis ich ein mir zusagendes Stück fand, das war aber dann

Digitized by Google

auch sehr schön. Es ist dies eine über drei Meter lange, zwei Meter breite bordeaufarbige, alte Seidenportiere mit Gold, Blau und Weiß gestickt. Lange habe ich um das Stück gehandelt, aber der Chinese blieb fest in seinem Preis. Jetzt ist es mir das liebste Stück in meiner Sammlung.

Rücksichtslos liefen unsere Sänftenträger durch das dichte Gedränge, nur ihren Schritt verlangsamend, wenn ein Zug Blinder kam oder vor den Trägern einer übelriechenden Masse, die wir unterirdisch abzuleiten pflegen, während der Chinese sie als wertvollen Dung für die Felder aufhebt und verkauft. Der Preis richtet sich nach dem Gehalt, der aber nicht nach dem spezifischen Gewicht, sondern nach dem — Geschmack bestimmt wird. Hierzu soll, wie von allen glaubwürdigen Leuten versichert wird, ein Mann angestellt sein, der den Inhalt der Gefäße kostet; ein Diener reicht ihm dann eine Schale Wasser zum Mundspülen. Gesehen habe ich dies selbst nicht. Wir schaudern wohl bei dem Gedanken; aber die Zeit liegt gar nicht so weit zurück, wo bei uns der Arzt den Harn auf etwaigen Zuckergehalt kostete.

Oft staunt man über die ungeheure Anzahl von Pfeifengeschäften, aber das Rauchen ist für den Chinesen ebenso Lebensbedürfnis wie für uns das Atmen, und hat er seinen Reis dazu, so ist er der zufriedenste Mensch der Welt. Die besseren Läden sind mit fabelhaftem Luxus ausgestattet, wie man ihn in den engen Straßen gar nicht erwarten sollte. Unangenehm wird der Geruch in den Straßen durch die unzähligen offenen Küchen, in denen allerhand Getier recht sauber zubereitet der Leckermäuler harrt. Sogar getrocknete Ratten sind in schöner Reihe aufgehängt, aber nicht als Leckerbissen, wie man wohl in Kinderbüchern liest, sondern als billige Fleischnahrung für die Armen. Ich will nicht noch mehr Gewerbe aufzählen, sondern wir wollen lieber heraus aus der immer dicker werdenden Luft und die baulichen Sehenswürdigkeiten in Augenschein nehmen.

Tempel hatten wir im Laufe unserer Reise schon genügend gesehen; darum wurde auch dem Tempel der 500 Genien, in dem Marco Polo, an einem Vollbart kenntlich, unter Schülern Buddhas aufgestellt ist, nur ein kurzer Besuch abgestattet. Alle diese Figuren sind in Lebensgröße aus Kampferholz geschnitzt und stark vergoldet;

Digitized by Google

aber den künstlerischen Wert müssen sie innerlich haben. Viel besser gefiel es mir auf der an der Stadtmauer gelegenen fünfstöckigen Pagode, von der man einen wundervollen Blick auf die Stadt genießt, und wo wir unser mitgebrachtes Tiffin verzehrten. Ein Besuch einer Leichenaufbewahrungsstätte, die geradezu peinlich sauber gehalten wird, ist sehr lohnend. Von einer hohen Mauer umgeben, inmitten entzückender Blumengärten, ruhen in kleinen Häuschen die Toten, bis ein „glücklicher Ort" und ein „Glückstag" von den Priestern ausfindig gemacht worden ist, wo sie dann zur ewigen Ruhe gebettet werden. Oft dauert dies jahrelang, während dieser Zeit steht der einfache, schwarzlackierte Sarg in diesem provisorischen Kirchhof. Von Zeit zu Zeit bekommt er einen neuen Lacküberzug, was jedesmal sehr kostspielig ist. So stand daselbst ein Sarg bereits 13 Jahre, und unser Führer gab die Kosten, die der wiederholte Lackanstrich verursacht hatte, auf mehrere tausend Dollar an. Zu Füßen des Sarges steht ein kleiner Altar, auf dem täglich Früchte, Reis und Tee gespendet werden. Sind früh die Sachen verschwunden, d. h. von vier- oder zweibeinigen Mäusen verzehrt, so gilt dies als ein ganz besonders glückliches Zeichen. Neben dem Speisetisch stehen lebensgroße, sehr gut gearbeitete und gekleidete Puppen mit der gestopften Tabakspfeife usw. Man sieht hieraus so recht, wie ausgedehnt in China der Ahnenkultus getrieben wird.

Die Stadtmauer, auf der hier und da noch einige verrostete eiserne Kanonenrohre ohne Lafette ihr Dasein fristen, entlang gehend, besuchten wir die Stein- und Armbandschleifer. Auch die neunstöckige Pagode versuchte, allerdings vergeblich, Eindruck auf uns zu machen, was den Fleischern und Fischhändlern viel besser gelang. Ich hatte keine Watte mehr in der Nase, und so kostete ich diesen Duft, der allerdings nicht gerade an Vera Violetta erinnerte, so gründlich, daß ich nicht ganz unzufrieden war, als unsere Träger mich am Schiff ausluden. Natürlich hatte unser Führer die Träger bemogelt, und es gab ein großes Geschrei; aber wir waren ja in China, also an all das gewöhnt.

Auf dem Fluß herrschte reges Leben. Das Drachenfest begann. Vor etwa 800 Jahren war ein Heiliger in den Fluß gefallen und seine Leiche war nicht gefunden worden. Nun werden alljährlich Drachenboote ausgerüstet, die den Fluß hinauf- und herunterfahren,

Digitized by Google

und unter Verursachen eines Höllenlärmes durch Musik und Schießen nach dem toten Heiligen suchen.

Wie primitive Zustände teilweise in dieser Hauptstadt herrschen, lehrte uns der Besuch des Uhrturmes. Hier wird durch in ein Bassin tropfendes Wasser ein Schwimmer bis zu bestimmten Marken gehoben. Allstündlich tritt nun der Wächter an die nach den vier Himmelsrichtungen zeigenden Fenster des Turmes und setzt in diese Tafeln mit Angabe der Stundenzahl; allzuweit sind sie natürlich nicht sichtbar.

Am Nachmittag besuchten wir die Richtstätte, auf der ausnahmsweise nicht geköpft wurde. Um so regeres Leben herrschte im Gefängnis. Kettenbeladen kamen die Gefangenen, größtenteils Kinder, an die Gittertüre und bettelten. In China will es das Gesetz, daß auch Kinder, selbst solche unter zehn Jahren, wenn sie gestohlen oder sonst etwas verbrochen haben, mit Gefängnis und mit Kettentragen bestraft werden. Dabei waren sie alle ganz vergnügt; scheinbar schickten sie sich in die Lage mit stoischer Gelassenheit. Leider war unsere Zeit in Kanton sehr knapp bemessen; gern wäre ich noch länger geblieben, wir mußten jedoch nach Hongkong zurück. Bei herrlichstem Wetter dampften wir kurz vor Sonnenuntergang ab.

Die hinter Kanton mit seinem mächtigen Dunstkreis sich niedersenkende Sonne bot ein prächtiges Farbenspiel, wie ich es ähnlich nur einmal bei Neu-Guinea gesehen habe; dann stieg die volle Scheibe des Vollmondes mit einem geradezu elektrischen Lichtglanz empor. Lange noch saßen wir auf Deck, in der kühlen, reinen Luft schwelgend, nach all dem Dunst, den wir die zwei Tage in Kanton hatten atmen müssen.

Mir war in Hongkong aufgefallen, daß gerade von chinesischen Händlern Unmengen von Petroleum in Zinnbüchsen nach dem Innern geliefert werden. Bald erfuhr ich die Lösung, welche zugleich ein Beweis für den kaufmännischen Sinn der Chinesen war. Von dem Europäer kauft er Petroleum in der Büchse, füllt es ab und verkauft es zu dem Preis, den er beim Einkauf gezahlt hat. Sein Verdienst besteht nur in der Verwertung der Zinnbüchsen, aus welchen er sehr praktische Eimer, Schaufeln usw. fertigt. Ein anderer Beweis: zwei chemische Fabriken lieferten ein und dieselben Produkte in gleichen Flaschen, nur das Flaschenhalsgewinde war etwas verschieden. Plötzlich wurden nur die Erzeugnisse der einen Fabrik gekauft, worüber

Digitized by Google

große Verwunderung herrschte, bis man erfuhr, daß ein Chinese herausgefunden hatte, daß die in China üblichen Lampen genau auf die Flaschen der einen Fabrik paßten und er nun die leeren Flaschen aufkaufte.

Es ist Pfingsten, aber obgleich wir uns im deutschen Klub befinden, merken wir nichts davon; es fehlen die Birken, die Maien. In Gedanken an daheim stand ich am Quai und schaute dem abgehenden deutschen Reichspostdampfer nach. Da grüßt die Flagge einen hereinkommenden deutschen Segler, der an den Spitzen der Masten als Gruß aus der Heimat — Pfingstmaien führt. Wie vorsichtig mögen diese Bäumchen auf der langen Fahrt gepflegt worden sein, um dann „draußen" den Beweis zu geben, wie fest doch die guten deutschen Bräuche wurzeln. Da dachte ich wohl auch an Weihnachten, wie und wo wir es in diesem Jahre feiern würden, und ahnte dabei nicht, daß nur wenige Schritte von mir entfernt eine Familie weilte, in deren Mitte wir unter dem Weihnachtsbaum ein echt deutsches Weihnachten in den Tropen auf hoher See feiern sollten; doch davon später.

Noch einmal luden wir die Herren vom deutschen Klub, die uns so gastfrei aufgenommen hatten, zu einem Abschiedstrunk ein. Dann galt es wieder zu scheiden von Leuten, die uns so schnell nahe getreten waren. Aber das hilft nichts, daran muß man sich „draußen" gewöhnen.

Langsam glitt die „Rohilla Maru" aus dem mit einer schönen Einfahrt versehenen herrlichen Hafen hinaus. Lange noch sahen wir den Pik, wo wir uns so manchmal an der kühlen Luft erquickt und Schmetterlinge gefangen hatten. Bei fast spiegelglatter See, über die eine leichte Brise strich, sauberen Kabinen und gutem Essen waren wir mit unserem Schicksal zufrieden, zumal da mein Freund sich wieder ganz wohl und munter seines Daseins freute. 650 Meilen beträgt die Strecke zwischen dem Festland und Manila, und wir waren nicht wenig erstaunt, mitten auf hoher See einen großen Heuschreckenschwarm zu passieren, der seine Richtung nach den Philippinen zu nahm. Die meisten verschmähten die billige und bequeme Passage auf dem Dampfer und hielten parallel zu unserem Kurs. Ein Teil aber war sehr erschöpft und lenkte seinen Flug zum Schiff; oft schon zu schwach, dasselbe zu erreichen, fielen sie ins Meer. Doch diejenigen, welche

Digitized by Google

nun auf dem Schiff auszuruhen hofften, hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Da hatte ein Würger sein Quartier aufgeschlagen, und jeder ermüdete Grashupfer fiel ihm zur Beute. Übrigens blieben wir fast bis Manila in dem Heuschreckenzug. Im Osten hatten wir mächtiges Wetterleuchten beobachtet, ein großer Meteor hatte uns seinen seltenen Anblick gewährt, und wir waren nicht gerade angenehm überrascht, als wir in der Nähe der Küste gegen schwere See, die Folge des Unwetters, anzukämpfen hatten. Erst unter dem Schutz der bergigen Küste wurde es besser, und wir merkten auch gleich, daß wir uns dem Lande des Sternenbanners näherten. Ein Amerikaner lag, ab und zu rauchend, in seiner Longchaire und übte sich im Weitspucken — auch eine Beschäftigung. Die Fahrt an der bergigen, bewaldeten Küste entlang und dann in die weite Manilabucht hinein ist sehr schön. Rechts sehen wir Cavite liegen, wo die Amerikaner die alten, absolut gefechtsuntüchtigen spanischen Schiffe, obgleich sie sich ergeben wollten, zusammenschossen, um einen Seesieg verzeichnen zu können. Hier war es auch, wo die Amerikaner seinerzeit unseren Kriegsschiffen den Einlauf in den Hafen von Manila unter Androhung des Gebrauches der Waffen verbieten wollten. Als dann aber die „Augusta Viktoria", von Diederichsen geführt, gefechtsklar, die Geschütze auf das amerikanische Flaggschiff gerichtet, mit halber Fahrt die amerikanische Flotte passierte, da fiel kein Schuß, und ruhig lief das deutsche Geschwader in Manila ein.

Wer je amerikanischen Boden betreten, weiß ein Lied von Zollwirtschaft zu singen. Erst tausend Fragen und Schwüre usw., nur pro forma, dann die Revision. In dem Zollschuppen, in dem es toller als in dem schmutzigsten Stall aussah, ging die Kofferdurchschnüffelei vor sich und wollte kein Ende nehmen. Wie froh waren wir, als wir in das Orient-Hotel kamen. Aber, o Graus; ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht eine solche Sammlung lebender Käfer (nicht etwa nette zwei-, sondern sechsbeinige) gesehen wie in den Hotelzimmern. Essen und Bedienung waren miserabel, und dabei war das ganze Hotel von amerikanischen Offizieren, meist mit ihren Damen, besetzt. Trotz des Lärmes, der aus dem Billardsaal und Bar die ganze Nacht heraufdröhnte, schliefen wir leidlich in dem Käferkasten.

Eine Fahrt durch die Stadt bietet wenig Bemerkenswertes; alles macht den Eindruck, als müsse endlich einmal etwas getan werden.

Digitized by Google

Am interessantesten sind die Einwohner. Größtenteils geschäftstreibende Chinesen; ferner sieht man sehr viel Mischblut und zum Teil Alteingeborene. Die Männer mit finsterem Blick, die Frauen in duftiger Tracht, die Zigarette rauchend. Meist schöne, gerade Figuren mit elastischem Gang, wie man sie so viel bei Völkern findet, die gewohnt sind, auf dem Kopf und nicht in der Hand zu tragen.

Die permanente Ausstellung von Kuriositäten der Philippinen birgt viel Interessantes, ist aber sehr schlecht angeordnet.

Um wenigstens etwas von der Umgebung zu sehen, fuhren wir nach einem Dorf, wo wir zum erstenmal wirkliche Grashütten in Augenschein nehmen konnten. Die Felder und Bananenpflanzungen waren durch Heuschrecken gänzlich vernichtet. Eine einst sicher prächtige Kirche zeigt in ihrem Verfall die Vergänglichkeit. Auch hier haben einst die Pfaffen geherrscht; aber ihre Macht ist dahin, und solange die Inselgruppe amerikanisch bleibt, erholt sie sich auch nicht wieder. „Solange sie amerikanisch bleibt", denn wer weiß, wie bald sich das Sonnen- gegen das Sternenbanner wendet; dann wird sich ja zeigen, ob wirklich die amerikanische Flotte so viel Wert hat, wie immer gesagt wird. Wer aber glaubt, daß Friede auf den Inseln herrscht, irrt sich. Feind und Krankheiten lichten zuweilen ganz bedenklich die amerikanischen Reihen. Man ist überhaupt mit der Art der Behandlung des Volkes nicht zufrieden, und offen wird in den Zeitungen über die schlechten Lehrer, die das Volk und seine Sprache nicht verstehen, geschimpft; überhaupt sei es ein Unsinn, Englisch zu lehren, was hier ja doch niemand brauche. Die einzige Annehmlichkeit, die Manila bietet, ist eine Spazierfahrt gegen Abend nach der Lunette. Hier trifft sich bei der Musik ganz Manila, Damen und Herren, ohne Hüte, und promenieren oder lassen sich, im Wagen sitzend, von der Seebrise abkühlen.

Als dann am 7. Juni der Dampfer „Singora" des Norddeutschen Lloyd losmachte und wir nach Manila zurückblickten, entrang sich unseren Lippen gleichzeitig ein „Gott sei Dank"; denn darüber waren wir einig und das wußten wir nun, daß hier nichts zu sehen ist. Das Schiff ist klein, aber groß genug für die wenigen Passagiere. Kapitän und Offiziere sind nett, Essen und Wetter gut; mehr brauchen wir nicht. Rechts lassen wir Cavite liegen, gegen Abend passieren wir die südwestlichste der Philippineninseln, Palavan. Weiter geht

Digitized by Google

es bei fabelhaftem Wetterleuchten auf der spiegelglatten See. Die Temperatur sinkt selbst bei Nacht nicht unter 25° R, und wie die Luchse belauern wir die Eiskiste, daß der Boy, wenn er ihr Getränke entnimmt, sie ja nicht zu lange offen läßt. Übrigens liegen auf und an dieser kalten Kiste jede Nacht einige Chinesen. Die einzige Unannehmlichkeit sind die vielen Ratten, die ganz ungeniert beim Essen über den Tisch laufen. In der Nacht, als ich an Deck schlief, interessierte sich eine für meine Hände, was ihr aber nicht gut bekam. Für Unterhaltung sorgte die Natur. Tümmler, fliegende Fische und Albatrosse begleiteten uns, zuweilen zeigte sich eine der giftigen, schwarz und gelben Seeschlangen; ja sogar fünf Schmetterlinge flogen herum, von denen ich zwei etwa 100 Meilen vom nächsten Land entfernt vom Schiff aus fing. Wir glaubten erst, dieselben wären auf dem Schiff gewesen, konnten aber später beobachten, wie einige uns verließen, andere wiederkamen, manche aber, ohne von unserem Schiff Notiz zu nehmen, weiterflogen. Am vierten Tag, bei Sonnenaufgang, kommt Borneo, das Ziel meiner Jugendträume, in Sicht.

Mich überkam ein ganz eigenes Gefühl; was die Kinderphantasie erträumt, sollte wahr werden, ich sollte heute noch Borneo betreten. Im weiten Bogen umfahren wir die Korallenriffe, ehe wir in den kleinen, aber guten Hafen der englischen Kronkolonie Labuan einlaufen. Ein englisches Kanonenboot und zwei Dampfer des Norddeutschen Lloyd, dem sich gegen Abend noch ein dritter zugesellte, lagen außer uns im Hafen. Bei dem englischen Flaggen- und Signalmast machten wir fest. Vier Geschütze altertümlichen Systems, die man nicht photographieren darf, „drohen" hier. Warum darf man wohl nicht photographieren? Gelten sie als Befestigung, oder geniert sich das stolze Albion zu zeigen, wie wenig geschützt der Hafen ist? Hier liegt unter Palmen das Postbureau, dessen Haupteinnahmequelle im Verkauf von Marken an hin und wieder auftauchende Touristen besteht. Zu sehen ist nicht viel, aber für uns war es doch interessant genug. Etwa 30 Europäer führen hier ein stilles, friedliches Dasein unter den Chinesen und Indern, die Klein- und Zwischenhandel treiben. Auf den Straßen hocken Früchte-, Nuß- und Gemüseverkäufer. Uns zog es zu dem Pfahldorf der Eingeborenen, das ganz auf Pfählen im Sumpf und Bach errichtet ist. Über dem Ganzen wiegen die Kokospalmen ihre

Digitized by Google

Federhäupter. Es war ein ewiger Wechsel von anmutigen Bildern. Bei unserer Wanderung kamen wir immer tiefer in den Busch; hier und da lag halbversteckt eine Eingeborenenhütte, deren Einwohner absolut nicht auf Besuch von Weißen eingerichtet schienen, denn Frauen und Kinder ergriffen die Flucht, während die Männer uns entgegentraten. An Schmetterlingen war, wie meist auf den kleinen Inseln, nicht viel zu holen, während das Festland von Borneo, sowohl was Zahl der Arten und Pracht der Farben betrifft, reich gesegnet ist. Um so reicher war die Ornis bedacht: Eisvögel, Zwergelstern, Bienenfresser aller Art huschten von Baum zu Baum; ein mächtiger Leguan ließ mich ein Krokodil vermuten, deren es auch hier eine Menge gibt. Größere Raubtiere sollen sonst nicht vorkommen; dafür gibt es aber ganz kleine Quälgeister, die bösen Moskitos, so daß wir hier zum erstenmal Chinin prophylaktisch nahmen. Die Temperatur war recht mollig, und es war eine große Wohltat, als in der Nacht eine frische Brise einsetzte.

Unsere Reisegesellschaft hatte in einem kleinen Bären, den ein neuer Passagier vom Festland mitgebracht hatte, einen possierlichen Zuwachs bekommen; es war ein niedlicher Kerl, der wie ein junger Spitz aussah. Eben war ich trotz des Lärmes, den eine fidele Gesellschaft vollführte, eingeschlafen, als ich recht unsanft geweckt wurde. Wie gewöhnlich schlief ich auf Deck, nahe am Reeling, um möglichst frische Brise zu haben, da setzte plötzlich ein Tropenregen mit seiner ganzen elementaren Kraft ein, und ehe ich richtig wußte, was los war, glich ich einer gebadeten Maus.

Bei herrlichem Wetter dampfte die „Singora" längs der Küste von Borneo weiter. Das Meer war spiegelglatt geworden. Auf demselben trieb eine Unmasse Holz, das den Schiffen zuweilen gefährlich werden kann. In einer Nacht kollidierten wir auch mit einem mächtigen Stamm, was einen derartigen Stoß verursachte, daß wir glaubten, wir seien aufgelaufen. Allenthalben tummelten sich große Scharen fliegender Fische, Sturmvögel und Albatrosse. Je mehr wir südlich kommen, um so häufiger gehen die Regen, meist mit ungeheurer Gewalt nieder, bis wir eines Morgens bei Nebel vor Anker gehen. Wie die Sonne allmählich siegreich den Nebelschleier zerstreut, liegen wir zu unserem Erstaunen zwischen einer Unzahl Schiffe. Vom Land leuchten uns schöne, weiße Gebäude im Glanz der Morgensonne ent-

Digitized by Google

gegen. Auf dem Berge weht am hohen Signalmast die englische Flagge; wir sind in Singapore, jenem von Raffles so wunderbar gewählten Übergangspunkt des Handels zwischen dem östlichen und westlichen Asien. In Raffles' Hotel, einer richtigen Fremdenfalle, kamen wir recht mäßig unter; dazu war die Bedienung miserabel, lauter sich als Engländer fühlende Chinesen. In Hongkong war uns diese Kategorie Menschen schon unangenehm aufgefallen, noch vielmehr aber hier.

Allabendlich, wenn sich ganz Singapore auf der Esplanade traf, erschienen mit großartig aufgeputzten Dienern, malerisch im Wagen hingegossen, die reichen Chinesen in europäischer Tracht, aber mit dem Zopf. Singapore bietet außer dem Museum und Botanischen Garten, wo wir zum erstenmal Affen in Freiheit sahen, für den Fremden recht wenig, und ist man bei den kümmerlichen Hotelverhältnissen froh, wieder wegzukommen.

Wie die meisten Touristen, machten auch wir einen Ausflug nach Johore. Die Wagenfahrt erst durch die Stadt, dann durch die fruchtbare Gegend, durch kleine Dörfer, die uns als Neulinge in den Tropen besonders interessierten, ist sehr schön. Die ausgezeichnete Chaussee führt fast immer an der Bahn entlang und ist von hohen Bäumen beschattet. Sehr schöne Schmetterlinge gaukelten umher, so daß wir reiche Beute machten. Nach zweistündiger Fahrt erreichten wir Kranji, ein kleines Dorf, von wo aus man mit dem Sampan in 40 Minuten über den die Insel Singapore vom Festland trennenden Meeresarm setzt und nach Johore kommt. Der Sultan von Johore, ein junger Mann, der in England erzogen worden ist und von einer Pension der englischen Regierung lebt, führt hier ein sorgloses Leben. Jagd und Sport sind seine Lieblingsbeschäftigungen. Alljährlich geht er mit seinen Rennpferden nach Australien. Er ist bekannt als sehr guter Tigerschütze, dabei setzt er sich nicht, wie die meisten indischen Fürsten, auf den Elefanten, sondern schießt von der Erde aus. Leider hatten wir versäumt, uns eine Empfehlung an ihn geben zu lassen. Er ist gegen Gäste sehr liebenswürdig, arrangiert Tigerjagden, bei denen der Gast meist zu Schuß kommt. Johore selbst bietet nicht viel. Eine Moschee, ein altes Fort und die wild eingefangenen Tiger, denen man die Krallen ausgerissen hat und die sich unglaublich wild gebärden, bilden neben dem allerdings sehr schönen

Digitized by Google

Palastgarten die Sehenswürdigkeiten. Man ist eben dort gewesen, und das genügt.

Im Hotel war ein sehr netter, fideler Herr, mit dem ich dreiviertel Jahr zuvor nach Neuyork gefahren war, angekommen. Auch er hatte sehr schlechte Erfahrungen mit den Boys gemacht, und als ich ihn eines Morgens zur Weiterfahrt in seinem Zimmer abholen wollte, hörte ich ihn liebenswürdige Worte der Ermahnung zu einem solchen sagen, denen plötzlich ein Ton, als klatsche jemand in die Hände, folgte. Ich wandte mich um, da erschien auch der Boy, schwerbeladen mit Gepäck, mit einer auffällig gesund gefärbten Backe. Er hatte kein Wort auf die Ohrfeige erwidert, sondern die Aufträge ausgeführt; ein Zeichen, daß er gerecht bestraft worden war und dies auch fühlte, denn bei dem ausgeprägten Ehrgefühl der Chinesen hätte er sich sonst sicher beschwert, und dem Herrn wäre der Schlag teuer zu stehen gekommen. Leichten Herzens schieden wir aus Raffles' Hotel und dachten: „Einmal und nicht wieder."

Digitized by Google

An Bord der „Stettin" nach Sidney.

Eine sehr nette Reisegesellschaft hatte sich auf der alten, jetzt längst verkauften und umgetauften „Stettin" zusammengefunden, so daß die Aussichten für die lange, wenn auch recht interessante Seereise, was die Unterhaltung betraf, die günstigsten waren. Zum Teil waren es Herren, die nach Neuguinea gingen, um in diesem mörderischen Klima ihr Glück zu versuchen, zum Teil alte, auf ihren Posten zurückkehrende Beamte.

Früh am Morgen dampften wir von Singapore ab; eine große Zahl Gabelweihen und Braminenbussarde folgten dem langsam abfahrenden Schiff und stießen nach den Resten der Schiffsküche. Die Fahrt war bei einer frischen Brise sehr angenehm, nur für den Doktor war sie es nicht. Um Kühlung zu haben, hatte er die Fenster seiner Kabine geöffnet, und da war eine Welle so boshaft und schlug ihm mit elegantem Schwung die ganze Koje voll Wasser. Er schimpfte nicht wenig und fand noch nicht einmal mitfühlende Herzen.

Banka, die kleine, aber wegen ihrer großen Zinngruben weltbekannte Insel, passierten wir nach eintägiger Fahrt; den vielen kleinen sonstigen Koralleninseln schenkten wir wenig Beachtung, bis dann die Vulkankegel Javas auftauchten. Tandjoeng Priak, der Hafen von Batavia, liegt 7 km von dieser Stadt entfernt und ist wegen seines ungesunden Klimas berüchtigt.

Den kurzen Aufenthalt unseres Dampfers möglichst auszunutzen, fuhren wir mit der durch ein üppig bewachsenes Sumpfland führenden Bahn in einer halben Stunde nach Batavia und dann mit dem Wagen nach Weltevreden, um uns hier noch von einigen unserer Reisegefährten

Digitized by Google

zu verabschieden und Einkäufe zu machen. Die Rückfahrt mit der Bahn bei Mondschein, durch den schweigenden Wald, in dem Millionen von Glühwürmchen funkelten, war entzückend.

In östlicher Richtung dampfte unsere „Stettin“ weiter. Die Fahrt durch die schmale Stelle an den Baveau-Inseln ist sehr interessant. Weiter geht es, bis wir nach einigen Tagen vor Makasser, an der Südspitze von Celebes, ankommen. Ein Blick auf die steife Häuserreihe am Pier genügt, um zu wissen, daß wir eine holländische Kolonie vor uns haben. Um so netter ist aber der Eindruck, den man gewinnt, sobald man einige Schritte vom Landungssteg entfernt ist. Alles ist hübsch und sauber gehalten. Eine Allee mächtiger alter Bäume durchzieht den Ort. In etwas unruhigen Zeiten finden die Europäer Schutz hinter den hohen Mauern des Forts. Jetzt ruhen sie in bequemen Liegestühlen in den kühlen, luftigen Veranden ihrer flachen, einstöckigen Häuser, an denen die gutgepflegten Vorgärtchen sehr angenehm wirken. Direkt an das Europäerviertel schließen sich die Hütten der Eingeborenen an, die, auf Pfählen errichtet, mit ihren hohen Giebeln eine ganz typische Bauart zeigen. Hier sahen wir zum erstenmal kleine Mädchen, welche als einzige Kleidungsstücke silberne Blätter und Münzen trugen, während die Jungen in absolut paradiesischem Kostüm, nur mit ihrer Unschuld bekleidet, herumliefen. Außerhalb des Ortes, unter Bäumen und Sträuchern halb versteckt und überwuchert, liegt die Ruine eines ehemaligen Klosters; jetzt bot sie für uns einen vorzüglichen Platz zum Schmetterlingsfang.

Wieviel Chinesen hier leben resp. gelebt haben, bewies der große Kirchhof, und hatten wir Gelegenheit, ein chinesisches Leichenbegängnis zu sehen, das sich bedeutend von dem am Tahu gesehenen unterschied. Voran schritt eine Eingeborenenkapelle, die einen verhältnismäßig ganz leidlichen Trauermarsch spielte, dann folgten unter einem Baldachin Knaben mit weißen Papiertuten auf dem Kopf, die mit Silberpapier beklebte Zettel (Geld darstellend) auswarfen. Ein Trompeter geht der Leiche voraus, der sich die Klageweiber, mit einem Stück Sacktuch über dem Kopf, anschließen und ein furchtbares Gejammer vollführen. Sie wurden sichtlich gut bezahlt. Als Zeichen der Trauer ist die ganze Gesellschaft weiß gekleidet, aber in Papier.

Bei den Händlern im Ort kauften wir als Tauschartikel für Neuguinea allerhand Kleinigkeiten: Messer, Spiegel, Hobeleisen,

Digitized by Google

Glasringe usw., alles Gegenstände, für die man viel bessere Sachen als für Geld erhält.

Die Weiterfahrt brachte auch manche Abwechslung in die oft gelästerte Einförmigkeit der Seefahrt, über die ich mich nie beklagt habe; denn unter den Passagieren finden sich fast immer wenigstens einige nette Leute, und sind die nicht da, so hat man doch seine Bücher oder kann sich sonst beschäftigen. Ich behaupte immer, nicht die Seefahrten sind stumpfsinnig, sondern die Menschen, die das finden. Hatten wir sonst nichts zu tun, so bot uns die Natur Stoff genug. Sturm- und Fregattvögel, Albatrosse und Möven schwärmten um das Schiff, fliegende Fische schnellten aus den Wogen und strichen wie Pfeile über das Meer; Delphine schlugen ihre Purzelbäume, und von Zeit zu Zeit tauchte ein Walfisch auf und sprühte seine Wasserdampfsäule empor.

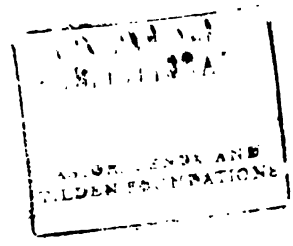
Da erhebt sich im fahlen Morgenlicht aus dem leichten Nebel der dampfende Kegel des Gunung Apis (Feuerberg); wir steuern um ihn herum, und zwischen ihm und dem Papenberg hindurch laufen wir in die entzückende Einfahrt von Banda, der Muskatnußinsel, ein. Die Inselgruppe macht wirklich in ihrer Ruhe und ungeheueren Üppigkeit den Eindruck eines Paradieses. Früher waren die Einkünfte aus den Muskatnüssen sehr groß, aber in wenigen Jahren sind sie um 60% zurückgegangen, so daß sich immer mehr Europäer zurückziehen und ihre Häuser allmählich verfallen. Kokos und Mais werden jetzt hauptsächlich gebaut. In neuerer Zeit ist wieder ein Aufschwung durch die Perlfischerei eingetreten, die von einem Araber in größerem Stil betrieben wird, der von der Regierung das Monopol gepachtet hat und zurzeit mit 22 Fahrzeugen die Fischerei betrieb.

Beim Schmetterlingsfang fiel uns hier auf, daß die Vögel sich um eine sehr schöne, unserem Schillerfalter nicht unähnliche Art gar nicht bekümmerten, bis wir später im Museum zu Sidney belehrt wurden, daß es sich hier um ein interessantes Mimikry handelte. Es leben auf den ganzen Südseeinseln zwei sich fast gleich sehende Arten dieser Schmetterlinge, von denen die eine einen ganz penetrant riechenden und schmeckenden Saft enthält, während die andere davon frei ist. Durch Schaden sind die Vögel klug geworden und schonen, da sie äußerlich die Falter nicht unterscheiden können, lieber beide

Digitized by Google

Eingeborenenhütten auf Siar.

Digitized by Google



Digitized by Google

Arten. Hier lebt eine Spinnenart, die einen sehr festen zwirnfadendicken Faden spinnt, den, wie uns gesagt wurde, die Eingeborenen zu dünnen, festen Stricken flechten. Der Besuch auch der übrigen Inseln ist der üppigen Vegetation wegen recht lohnend. Den Gunung Apis zu besteigen, von dem aus man eine sehr schöne Aussicht über die Inselgruppe hat, mangelte uns die Zeit. Auf der Höhe dieses Berges werden europäische Gemüse gezogen und sollen sogar Kartoffeln sehr gut fortkommen.

Den lohnendsten Ausflug bildet aber unbedingt eine Fahrt nach dem Korallengarten. Bei ruhigem Wetter sieht man selbst in einer Tiefe von mehreren Metern in dem kristallklaren Wasser den Grund des Meeres in greifbarer Nähe, und all die Schätze, die wir in den großen Aquarien bewundern, liegen vor unserem Auge von der Natur aufgebaut. Seegurken und Sterne, weiße und rote Korallen, Seeanemonen und Federn, dazu Krebse und Fische leben und weben vor unserem Auge, und zwischen dem Geäst der Korallen hindurch huschen gelbe, blaue, rote, gestreifte und einfarbige Fische; kurz, ein Bild, von dem sich das staunende Auge gar nicht losreißen kann. Ein Eingeborener tauchte unter und holte uns alles, was wir wünschten, herauf, bis das halbe Boot voll Seegetier und Korallen lag.

Am Nachmittag kamen die meisten auf Banda lebenden Europäer an Bord und ließen sich erzählen, was im Getriebe der Welt vor sich ging. Sie sind mit Nachrichten nicht verwöhnt und deshalb glücklich, wenn einmal ein Dampfer kommt. So idyllisch sich das Leben hier für den Touristen darbietet, so sind die Leute in ihrem abgeschlossenen Paradies doch nicht zu beneiden. Hierzu kommt immer die Ungewißheit, ob der von der Hauptinsel nur durch einen schmalen Meeresarm getrennte Gunung Apis nicht doch einmal ausbricht und mit einem Aschenregen oder Erdbeben die ganze Insel in ein Grab verwandelt oder wie vor etwa einem halben Jahrhundert mit mächtiger Flutwelle die ganze Niederlassung überschwemmt und vernichtet. Leider konnten wir nicht übernachten, in welchem Falle ein Fest arrangiert worden wäre; aber wir mußten weiter. Der Mond beschien mit seinem klaren Licht die Ausfahrt. In wunderbarem Meerleuchten erglänzten die Wellen um das Schiff. Bei Morgengrauen passierten wir die sehr schmale Kiffinpassage, immer ziemlich nahe an den bewaldeten Inseln entlang fahrend. Am Strande sehen wir ganz deutlich die mit Matten

Digitized by Google

gedeckten Hütten der Eingeborenen; auch sie schauen zu uns herüber und bewundern das große Schiff.

Wir dampfen jetzt nordöstlich, um möglichst die Pittstraße zu passieren und so durch Abschneiden der Nordspitze von Neuguinea einen Tag zu gewinnen. Die Pittstraße ist, da die Karten nicht genau und die Küste nicht beleuchtet ist, recht schwer zu finden, und

Eingeborenengrab auf Neuguinea.

voller Erwartung standen wir am Reeling, als wir mit langsamer Fahrt in der anbrechenden Nacht direkt auf die Berge von Neu-Guinea zuhielten. Wir warteten das Aufgehen des Mondes ab. Endlich erhob sich die silberne Scheibe. Wir hatten den richtigen Kurs und waren bald in der schmalen, 30 Meilen langen Pittstraße. Am Morgen war der Kurs nach Südost gerichtet. Zur Linken von uns lag eine Inselgruppe, von der es auf der holländischen Seekarte heißt: „Hier liegen einige Inseln; aber es können noch mehr sein.“ Noch fahren wir an der Küste von Holländisch Neuguinea entlang, passieren das „Kap der guten Hoffnung“ und stellen Betrachtungen

Digitized by Google

über die Küstenformationen an, da kommt der Kapitän zu mir und sagt, mit einem Blick auf einen Herrn, der nach Neuguinea geschickt war und daher alles besser wußte: „Doktor, ich weiß einen feinen Scherz für ‚den‘, machen Sie mit?“ Na, das war mein Fall, und „ganz heimlich flüstern diese zwei, natürlich nur von Lumperei“. Niemand außer den Schiffsoffizieren und meinem Freund wußte von der Sache, und ich konnte mit der Vorbereitung beginnen.

So entwickelte sich etwa folgendes Gespräch. Ich begann:

„Es ist doch zu lächerlich, was es heutzutage noch für Bestimmungen gibt . . .“

„Wieso,“ meinte er; „Sie haben immer etwas auszusetzen.“

„Ich meine ja in der holländischen Kolonialverwaltung.“

„Ach so, nun, sind Sie darin so bewandert?“

„Das nicht, aber das zur Reise Erforderliche weiß ich.“

„Inwiefern zur Reise Nötige.“

„Nun, das, was uns hier angeht, die Ausfuhrbestimmungen, und zwar, daß erst beim Verlassen des holländischen Gebietes, d. h. in unserem Fall auf hoher See, ein Zollkutter erscheint und ein Beamter den Zoll erhebt; ist das nicht komisch?“

„Wie, was, wofür?“ schwirrten die Fragen. Darauf hatte ich gewartet.

„Nun, für Alkoholika, Zigarren (ich wußte, daß mein Opfer einen ganzen Posten hatte) und dergleichen Dinge.“

Jetzt wurde mein Freund nervös.

„Unsinn, ich verzolle nichts; übrigens, Herr Kapitän, wann passieren wir die Zollgrenze?“

„Heute abend, wahrscheinlich gerade während des Essens. Die Herren können ja alles vorbereiten.“

Nun wurde geredet und Pläne geschmiedet, wie die Holländer zu leimen seien. Ich lauschte, denn ich mußte vorbereitet sein. Fast den ganzen Nachmittag wurde das Thema erörtert; ich entlockte mit viel List, wieviel Zigarren jeder Herr in Holländisch-Indien eingekauft hatte und fertigte die Liste an, redete aber nicht unnütz viel. So kam die Essenszeit. Der Blick des Kapitäns traf den meinen; zwei treue Seelen hatten sich verstanden. Alles war in Ordnung. Wir waren gerade beim Fisch, da, ein Tuten des Nebelhorns, ein Pfeifen, der Maschinentelegraph schlägt an, ein Laufen auf Deck, und schon

Digitized by Google

kommen einige Leute die Treppe herunter. Voran, von einem Offizier geführt, ein Mann im Tropenanzug, rechts den Revolver, links ein Seitengewehr, einen mächtigen Tropenhelm mit gelbem Namenszug tief in die Stirn gedrückt.

Ich fürchtete schon, mich treffe der Schlag; ich konnte das Lachen kaum verbeißen.

Da fragt das Opfer, dem bei der Unruhe an Bord ganz beklommen wurde: „Wer war das?“

„Der Zollbeamte,“ brachte ich noch heraus.

Da sprang Herr K. auf und rannte in seine Kabine.

Kaum war er darin, worauf der „revidierende Beamte“ (in Wirklichkeit unser verkleideter Bootsmann) nur gewartet hatte, so trat auch er ein und frug:

„Nichts Zollpflichtiges?“

„Nein.“

„Bitte öffnen Sie die Koffer (er sucht pro forma, dann sieht er in seine resp. meine Liste). Hier steht: ‚Herr K. 250 Stück Zigarren.‘ Ich muß die Kabine revidieren, muß sie finden; denn dies ist die Liste vom Gouvernement.“

Na, der arme Kerl, nun rückte er heraus; der Beamte nahm ihm einige Gulden Strafzoll und die Zigarren ab.

Die anderen Herren hatten nichts zu zahlen, da sie wahrheitsgemäß nur wenig Zigarren hatten.

Nach dem Essen, bei dem unser Opfer ganz gedrückt und knurrend gesessen hatte, gingen wir an Deck, und voller Zorn machte er eine Faust in der Richtung von Holländisch Neuguinea.

Den ganzen nächsten Tag wirkte der Schlag noch auf K.'s Gemüt; am dritten Tag war er wieder hoch und behauptete, ihm könne man nichts aufbinden. Ich protestierte, aber er blieb dabei und ging sogar eine Wette darauf ein.

Ich sagte ihm: „Ich habe Sie schon einmal auf den Leim gehen lassen.“

„Dann will ich die Wette verloren haben!“

Ich erbat mir Bedenkzeit, nur um Zeit zu gewinnen, bis der ganze Kreis gemütlicher Genossen versammelt war, dann sagte ich: „Die Zollrevision war der Leim!“

Wäre in diesem Augenblick der Mond auf die Erde gefallen,

Digitized by Google

K. wäre nicht mehr erschrocken. Er sprang auf, dann sank er stöhnend in den Stuhl zurück und rief: „O, ihr . . .!“

Weiter kam er nicht unter dem allgemeinen Gelächter; er war vernichtet. Aber es hatte geholfen; von Stund an war er noch einmal so nett, und in größter Harmonie verlief die weitere Reise. Seine Zigarren bekam er wieder, aber den Strafzoll mußte er wohl oder übel dem „Zollbeamten“ für die Bemühungen lassen.

Strafarbeiter beim Wegebau.

So ging die Fahrt beim Anblick der terrassenförmigen Küste und dem hohen Gebirge im Hintergrunde schnell dahin, und eines Morgens machen wir im Berliner Hafen vor der kleinen Insel Tamara mit der Missionsanstalt fest. Die erste Begegnung mit den Eingeborenen, die in Auslegerbooten unser Schiff umdrängen, Speere und Pfeile zum Kauf und Tausch anbieten, zeigt die „glänzenden erzieherischen Erfolge“ der Mission. Für ein paar schlecht geschnitzte Pfeile verlangen sie ein »big fellow piece money«, d. h. ein Fünfmarkstück;

Digitized by Google

bietet man ihnen ein billiges Messer dafür an, geben sie mit Freuden die Pfeile. Mit anderen Worten, die Missionare halten die Leute dazu an, möglichst viel Geld herauszuschlagen; denn sie wissen genau, den Eingeborenen fehlt jeglicher Begriff von Geldeswert, sie wissen nur, daß man dafür in dem Laden der Mission etwas kaufen kann. Kommt nun der Eingeborene, so wird ihm etwas, was sein Herz begehrt, aber in absolut keinem Verhältnis zu dem Gelde steht, auf-

Eingeborenen-Kanoe.

gehängt. Die Mädchen müssen in langen Hängekleidern gehen, die auch die Mission, aber nicht umsonst, liefert. Tag und Nacht, bei Regen oder Sonnenschein, stecken die armen Naturkinder in diesen schmutzigen Kitteln, damit das Anstandsgefühl der heiligen Herren nicht an den bronzefarbenen Körpern Anstoß nehme. Traurig, aber wahr; denn durch das Kleidertragen werden die Naturvölker langsamer als durch Pulver und Blei, aber sicherer ausgerottet, und in hundert Jahren wird man über das Missionsunwesen ähnlicher Ansicht sein wie über die Spanier, die seiner Zeit unter den Mexikanern

Digitized by Google

aufräumten. Manch einer mag wohl anderer Ansicht darüber sein. Wie aber soll man sich zu der geradezu unerhörten Ausnutzung stellen, die uns ein Missionar ganz offen lachend erzählte. Ich fragte, wie die Eingeborenen zu dem Halsschmuck aus Wildschweinshauern kämen.

Tempel auf Neuguinea.

Da erzählte ein Missionar, dies sei der angesehenste Schmuck, und um ein Paar zu erhalten, arbeite der Mann — zwei Jahre. Der Herr Missionar aber kauft sie für — acht Mark. Sind das Zustände, wie sie sein dürfen? Aber das Gouvernement steht machtlos dem Unwesen gegenüber, denn „oben“ haben die Herren mächtige Fürsprecher, die (hoffentlich!) nichts von dem Treiben wissen.

Digitized by Google

Immer wieder zeigt es sich, wie weit die „Bekehrung“ fortgeschritten ist. In Neuguinea sind die Missionen Handelsgesellschaften, die die unfairste Konkurrenz machen und dabei obendrein vom Reiche unterstützt werden. Kämen wir doch endlich einmal so weit, daß den Leuten, die diese Krebsschäden aufdecken, geglaubt würde, dann würden den Missionaren vielleicht einmal die Flügel beschnitten; aber bis uns hier die Augen aufgehen, sind die Gesellschaften da draußen auf Kosten des deutschen Volkes unabhängig. In allen modernen Reisebeschreibungen wiederholt sich dieser Mahnruf; hoffen wir, daß er endlich einmal nach „oben“ dringt.

Nach kurzem Aufenthalt dampften wir nach der nur 240 Morgen großen, jetzt fast vollständig mit Kokospalmen bepflanzten Insel Seleo. Wieder umringte uns eine ganze Flottille von Kanoes, und immer größer wurden unsere Sammlungen an Speeren, Pfeilen, Bogen, geschnitzten Rudern usw. Wie wenig Verständnis für Geld die Eingeborenen haben, sahen wir hier. Eine Engländerin bot für einen Paradiesvogel ein Zwanzigmarkstück, was der Eingeborene zum Glück ausschlug. Ich kam dazu und erbat mich, den herrlichen Vogel einzuhandeln und bot ein Messer zum Tausch, verlangte aber zwei Vogelbälge, die ich sofort erhielt; ja, aus mehreren Kanoes wurden mir nun die schönsten Vögel angeboten; doch gewiß ein Zeichen, wieviel höher die Eingeborenen Gebrauchsgegenstände als Geld schätzen, und daß sie für ihr Geld in den Läden nicht gerade viel bekommen. In Seleo waren die Eingeborenen sehr zutraulich; nur Frauen und Kinder zeigten Scheu vor unseren Apparaten.

Unsere Schmetterlingsnetze wurden gehörig in Anspruch genommen, und bald hatten wir eine ganze Anzahl der herrlichsten Arten (Priamus usw.) erbeutet.

Monumbo im Potsdam-Hafen war unser nächster Ankerplatz. Hier sahen wir die gespensterhaften unschönen Baumwollbäume, die jedoch nicht mit den Baumwollbüschen zu verwechseln sind. Der schmale Eingeborenenpfad führte in kleine Dörfer, in denen sich die Bewohner gegen uns recht verschieden verhielten. Teils kamen sie zutraulich heran und tauschten, andere wieder schnitten uns einfach, bei den dritten überwog die Neugier, zumal als wir Taschenspiegel als Tauschobjekte hervorholten. So ergatterten wir einige sehr schöne, mit Kasuarfedern gezierte Speere. Die Ornis war recht zahlreich

Digitized by Google

vertreten; Pfefferfresser, Tauben, Kakadus und Papageien boten eine bunte Abwechselung in dem üppigen Grün der Tropenlandschaft. Die Entfernungen zwischen den einzelnen Hafenplätzen sind nicht groß, und nach einer Fahrt die Nacht hindurch machten wir früh an der

Auf dem Jamboflusse.

Landungsbrücke von Friedrich-Wilhelms-Hafen, dem alten Gouvernementssitz, fest. Unter Palmen liegen die Stationsgebäude schön im Schatten. Sie sind einstöckig auf hohem Unterbau errichtet und von einer Veranda umgeben. Von der Landungsbrücke führt ein Gleis zum Speicher, und mit wildem Hallo kam eine ganze Menge Ein-

Digitized by Google

geborener auf der kleinen Lowry dahergefahren. Weiterhin geht ein Gleis einige Kilometer nach einer Pflanzung, zu welcher der Verkehr durch von Ochsen gezogene Wagen bewerkstelligt wird.

Gegenüber der Niederlassung liegt auf einer kleinen Insel das Hospital; hier soll das Klima, wie mir der Stationsarzt versicherte, besser als sein Ruf sein. Sehr lohnend ist ein Ausflug nach der Plantage Jambo. In dem Gouvernementsboot fuhren wir trotz des Regens dorthin. Erst ging die Fahrt entlang an einem von hohen Bäumen und dichtem Buschwerk bewachsenen Meerbusen, vorbei an dem Wrack eines holländischen Dampfers und führte dann den Jambofluß hinauf. Der Urwald tritt direkt bis ans Ufer, und die Zweige und Palmenwedel neigen sich über den schmalen Fluß, so daß man gleichsam in einem Laubengang dahinfährt. Von Krokodilen, die es hier geben soll, sahen wir nichts. Es war dies mit die schönste Tour, die wir auf unserer ganzen Reise gemacht haben. Nach etwa dreiviertelstündiger Bootfahrt kamen wir in der Plantage an und wurden hier auf das liebenswürdigste aufgenommen. Bei einer Wanderung durch die Pflanzung begegnete uns eine Anzahl vollständig unbekleideter Eingeborener, die ohne jedes Gerät zur Arbeit gingen. Auf unsere Frage erfuhren wir, es seien neu angeworbene Arbeiter, sämtlich Kannibalen, denen noch keine Hacken und Spaten anvertraut wurden; sonst gäbe es sofort Mord und Totschlag. Besonders interessant war für uns die Gummipflanzung, die sehr gut gedieh und voraussichtlich bald reichen Gewinn abwerfen wird. Auch werden hier Zigarren gemacht, jedoch mit wenig Gewinn, da die großen holländischen Händler für den Tabak von Neuguinea keine Preise zahlen wollen, um den Sumatratabak im Preise hochzuhalten.

Auch Reis würde sehr gut, wie der Versuch bewiesen hat, fortkommen; doch fehlt es vor allem an geeigneten Arbeitern. Wie in allen den kleinen Häfen war auch hier unser Aufenthalt kurz; am Abend liefen wir noch Erima an und dampften dann ziemlich nahe der Küste, die mit ihren Terrassen und den mächtigen dahinterliegenden Finisterrebergen einen sehr schönen Eindruck macht, nach Finschhafen, dem Schmerzenskind der Neuguineakompanie. Hier wurde die erste Niederlassung gegründet; nach einem Stadtplan wurden die Straßen abgesteckt; aber das Klima war zu mörderisch, und als in ganz kurzer

Digitized by Google

Zeit (wir hörten, in einem Monat) von fünfzehn Europäern vierzehn dem Fieber erlagen, verließ der letzte Überlebende diesen Kirchhof. Die Kolonie wurde aufgegeben; die Pflanzungen überwucherten, und

Eingeborene im Kriegsschmuck.

nur von dem üppigen Wachstum der Pflanzen fast ganz verdeckte Kreuze zeigen das Grab großer Hoffnungen. Seit einiger Zeit wird wieder der Versuch gemacht, die Pflanzungen zu klären. Doch ist viel zu tun; alles muß niedergeschlagen und verbrannt, das Wasser abgeleitet werden.

Digitized by Google

Oft, wenn wir beim Schmetterlingsfang weitab von der Küste den Eingeborenenpfaden gefolgt waren, tauchten plötzlich mit Pfeil und Bogen bewaffnete Papuas auf, und doch hatten wir nie das Gefühl der Gefahr. Die Leute machten einen harmlosen, fast kindlichen Eindruck, obgleich sie es durchaus nicht sind; trotzdem nahmen wir nie eine Waffe mit, denn will der mit Pfeil oder Speer bewaffnete Eingeborene einen Europäer umbringen, so wählt er unbedingt den Schuß aus dem sicheren Hinterhalt des Busches, und dann nützen uns die Waffen auch nichts. Zu unserer Genugtuung konnten wir hier konstatieren, daß der Arm der Mission, der die unmoralische Kleidungslosigkeit verbietet, nicht weit ins Innere reicht; denn schon einen Kilometer von der Küste trafen wir eine ganze Reihe Frauen und Mädchen, die nicht einmal ein Blatt als Schürzchen verwandt hatten. An Bord sprach ich mit einer Engländerin über die Kleiderfrage der Eingeborenen; auch sie stand auf dem Standpunkt, daß sie in der nur recht geringen Bekleidung der Arbeiter durchaus nichts Anstößiges finde, während ein eingeborener Albino, also von unserer Hautfarbe, auf sie den Eindruck der Nacktheit gemacht hatte.

Herbertshöhe, der Sitz des Gouverneurs auf Neupommern, wohin seit einiger Zeit die Verwaltung aus Gesundheitsrücksichten verlegt ist, war unser nächstes Ziel. Der Ort liegt sehr hübsch. Soweit das Auge reicht, dehnen sich Kokospflanzungen. Hier sieht man, was geschaffen worden ist. Die Haupteigentümerin der weitausgedehnten Plantagen ist die »Queen Emma«, eine Samoanerin, die, mit fünftausend Mark beginnend, es zu einem Besitztum, das auf über zwei Millionen geschätzt wird, außerdem bereits zum — dritten weißen Gatten gebracht hat. Der Gouverneur, Herr Dr. Hahl, stellte uns in liebenswürdiger Weise einen Führer zur Verfügung, der uns durch die Pflanzungen durch Urwald und Dörfer führte, damit wir einen Eindruck gewännen von dem, was bisher geschaffen ist. Kokos- und Bananenpflanzungen, letztere besonders in der Nähe der Dörfer, waren hier überwiegend. Am meisten Freude hatten wir an den wundervollen Schmetterlingen, die leider, meist im Gebüsch hinstreichend, sehr schwer zu fangen waren.

Bei unserer Rückkehr an Bord lernten wir die Gattin des Gouverneurs kennen; sie hatte uns in ziemlich erhitztem Zustande von der Schmetterlingsjagd an Bord kommen sehen, und ich war sehr freudig

Digitized by Google

überraſcht, als mir am Nachmittag Herr Dr. Hahl, in einer Blechkiſte wohl verwahrt, eine ganze Sammlung tadelloſer Exemplare im Auftrage ſeiner Gattin überreichte.

Etwa eine Stunde von Herbertshöhe liegt Matupi, auf einer dichtbevölkerten kleinen Inſel. Hier iſt das Klima als abſolut geſund zu bezeichnen. Obgleich von der Hauptinſel nur durch einen ganz ſchmalen, überbrückten Meeresarm getrennt, ſollen keine Anopheles und ſomit keine Malaria vorkommen. Hier lag auch S. M. S. „Möve“, wo ich im Kreiſe alter Kieler Bekannten einige frohe Stunden verlebte. Dicht bei Matupi erheben ſich der tätige Vulkan Gena (Geſpenſterberg), der vor 17 Jahren zum letztenmal geſpuckt hat und durch das mit ſeiner erhöhten Tätigkeit verbundene Erdbeben eine kleine neue Inſel ſchuf. Zu erwähnen ſind ferner „Die Mutter und Tochter“, ebenfalls Vulkane, an deren Fuß ſich heiße Quellen befinden. In Matupi blieben wir nur wenige Stunden.

Kaum lagen wir wieder in Herbertshöhe, als wir, ſogar an Bord, ein Erdbeben verſpürten. Herr K., mit dem wir den vorhin beſchriebenen Ulk gemacht hatten, war gerade damit beſchäftigt, in ſeinem neuen Heim, das er mit einem anderen Herrn teilte, ſich häuslich einzurichten, als ſein Genoſſe, der bei dem erſten leichten Erdſtoß wußte, um was es ſich handelte, aufſprang und den Schrank hielt, Freund K. zurufend, dasſelbe zu tun. Da kam auch ſchon der Hauptſtoß, und K., der gar nicht wußte, was los war, ſtürzte mehr inſtinktiv auf den Schrank zu und hielt ihn. Am nächſten Tage geſtand er auch offen ein, er habe keine Ahnung gehabt, daß es in Neuguinea Erdbeben gäbe. In der Nähe des Schiffes zeigten von Zeit zu Zeit Haifiſche ihr ſcheußliches Haupt; aber vergeblich hängten wir die extra mitgebrachte Angel aus, ſie biſſen nicht. In einem der Geſchäfte kauften wir noch für ziemlich billiges Geld Pfeile und Speere ſowie Steinmeſſer von den Salomonsinſeln. Sie ſind ſehr ſchön gearbeitet, aber meiſt mit ſcheußlichen Widerhaken verſehen. Dann ging die Reiſe weiter. Recht wehmütig ſahen die Zurückbleibenden unſerem ſcheidenden Dampfer nach; ſie beneideten wohl manchen der Herren, die Neuguinea für kürzere Zeit oder für immer verließen. Die bemerkenswerteſten neuen Gäſte unſeres Dampfers waren Herr Th., „der Sultan von Matupi“, und Herr W., letzterer ein großartiges Opfer im Mogelramſch; auch ſonſt ging er mit der größten Gewandtheit auf jeden Leim.

Digitized by Google

Die Weiterfahrt nach Brisbane bot eigentlich nichts Bemerkenswertes, außer daß wir, um einen Tag zu gewinnen, das ruhige, sichtige Wetter benutzend und durch Flinders Passage laufend, den Weg innerhalb der Riffmauer wählten. Bei etwas unsichtigem Wetter ist diese Passage kaum zu finden, da die unterseeischen Riffe, die nur durch geringe Brandung sich bemerkbar machen, und zwischen denen das Schiff hindurchpassieren muß, dann unsichtbar sind. Nach achttägiger Fahrt erreichten wir die Mareton-Bay und machten hier, um die Post für Brisbane aufzugeben, an dem Pier fest. Hier ging eine geradezu lächerliche Desinfektion der Postsäcke vor sich. Ein Arzt erschien, tauchte einen großen Pinsel in eine Desinfektionsflüssigkeit und spritzte damit einmal über die Säcke. So will es das australische Gesetz. Jedermann sieht den Blödsinn dieser Bestimmung ein, aber geändert wird sie nicht. Das Gepäck des Reisenden, auch wenn sich schmutzige Wäsche darin befindet, scheint als aseptisch zu gelten; dagegen ist lebenden Pflanzen der Zutritt streng verboten, und wehmütig sah ein etwas „spätes Mädchen“, das sich gern auf die Jugendliche spielte, ihren Grünkramladen, meist Orchideen, die sie in Neuguinea in den Pflanzungen entführt hatte, von der rohen Hand des Zolltigers einfach in den Fluß fliegen. Der Herr Doktor hatte es übrigens mit seinem Erscheinen nicht sehr eilig; über eine Stunde mußten wir auf ihn warten, bis er seinen Spritzer über die Postsäcke gemacht und uns ins treue Auge geblickt hatte. Dann erst durften wir ans Land, um die kurze Zeit zur Besichtigung der Eagle-Farm, eines Schlacht- und Gefrierhauses, zu benutzen. Alles war überaus luftig angelegt; mit geradezu fabelhafter Schnelligkeit arbeiten die Leute. Wir sahen, wie ein Ochse herangeführt, geschlagen, Kopf und Füße abgeschnitten und kunstgerecht gehäutet wurde. Hierzu brauchte der Mann etwa elf Minuten. Wir hörten, daß der Rekord neun Minuten sei. Kein Mann, der länger als zwölf Minuten zu der ganzen Prozedur braucht, wird angenommen. »Time is money.« Die ganze Anlage ist in der Sauberkeit absolut nicht mit der (pardon) Schweinewirtschaft in Chicago zu vergleichen; alles ist luftig und blitzsauber. Die Ausnutzung ist fabelhaft; nicht das geringste wird weggeworfen, und sind die Reste sonst zu nichts zu verwerten, so wird Dünger daraus gemacht. Die großen Fleischstücke, halbe Rinder, ganze Hammel werden in den Gefrierräumen vorgekühlt, zersägt und kommen in

Digitized by Google

leinene Säcke, in denen sie steinhart frieren, um sofort in die Eisschiffe verpackt zu werden und nach Indien oder England zu gehen. Die Kühlung der Räume geschieht durch kalte Luft, die durch Lindesche Eismaschinen erzeugt und dann in die einzelnen Gefrierräume gepreßt wird.

Auf der Fahrt den Brisbane-Fluß hinab sah ich zum erstenmal Pelikane in Freiheit. Unser Kurs ging erst vier Stunden nach Nordost,

Marktweiber auf Neupommern.

um dann scharf nach Süden umzubiegen. Es wurde empfindlich kalt, der Südwind brachte hier Kälte und schwere See; wir fuhren dem Winter entgegen. Immer haben wir die flache, sandige Küste in Sicht. Da blitzt es im Süden hell auf, wieder und immer wieder; das ist das herrliche Leuchtfeuer von Sidney. Scharf hebt sich gegen den Abendhimmel der senkrechte Absturz der Nordhalbinsel von Port Jackson ab, auf der Höhe ragt weiterhin das bischöfliche Palais. Licht um Licht erglänzt. Da kommt der Lotsendampfer, ein sehr schmuckes Fahrzeug, heran. Der Hafenlotse bringt uns um die Felsenhalbinsel herum, und vor unseren Augen liegt das Lichtermeer von

Digitized by Google

Sidney. Welch ein Gegensatz. Vor kaum mehr als einer Woche noch unter den wildesten Völkern unseres Planeten und nun vor uns eine absolut europäische Stadt. Erst am anderen Morgen konnten wir in den eigentlichen Hafen einlaufen, da am Abend der Quarantänearzt nicht mehr kam.

Im Australian-Hotel, wo wir vorsichtigerweise telegraphisch von Brisbane aus Zimmer bestellt hatten, gefiel es uns sehr gut. Es ist doch ein ganz angenehmes Gefühl, wenn man nach vierwöchiger Seefahrt zum erstenmal wieder sich in ein breites Bett legt. Wirklich, da lernt man erst diese köstliche Erfindung richtig schätzen.

Seit Neuyork war ich in kein „europäisches“ Theater mehr gekommen, und so hatte ich meine Freude an den, wenn auch für den Berliner Maßstab nicht gerade erstklassigen, so doch sehr netten Leistungen. In den Cafés herrschte nachmittags und spät abends nach dem Theater reges Leben; die Abendtoiletten waren mäßig elegant, während man auf der Straße tolle Sachen sah: Sommerhüte mit einem ganzen Blumenbeet, dazu Muff und Pelzboa. Später erst fiel mir ein, daß wir ja im Juli, somit im australischen Winter waren, und für diese Zwittersaison gibt es in Australien keine besonderen Toiletten. Alles, was ich bei meinem ersten Besuch in Sidney über den Mangel an Geschmack der Australierinnen gedacht habe, nehme ich reumütig zurück; mehrere Monate später, im Frühjahr, wurde ich eines Besseren belehrt.

Digitized by Google

Von Sidney nach Samoa.

In Sidney gab es für uns jetzt nicht so viel zu sehen, zumal wir später wieder hierher zurückkamen, und so schifften wir uns am 29. Juli auf der „Manapuri", einem Dampfer der Union-Linie, die den Verkehr mit den Fidschiinseln, Samoa, Toga*) und Neuseeland besorgt, ein. Der Sturm, der die letzten Tage getobt hatte, zeigte in der recht stark bewegten See seine Nachwehen. Das Schiff schwankt trotz seiner schweren Ladung im Winkel von 40°; bei Nacht wird der Reiz der Bewegung durch das Schlagen einer Küchenschranktür noch erhöht. Obgleich das Schiff voll besetzt ist, zeigt sich nur ein recht geringer Prozentsatz von Reisenden. Das Wetter wird immer unfreundlicher, der Wind weht von hinten, und so stampft der Kahn scheußlich. Eine See nach der anderen fegt das Deck, daß man nirgends vor den Spritzern sicher ist. Aus den Kabinen hört man Stöhnen und Klagen, dazwischen das für die Seekrankheit so typische Husten der Opfer der Seefahrt. Laut tönt das Brüllen der Rinder, deren wir scheinbar eine ganze Anzahl an Bord haben. Mein Freund meinte, hier merke man doch, daß man im Lande der Beuteltiere sei, selbst Ägir sei eins, weil er uns so durch seinen Seegang „beutele".

Wie es auf den meisten australischen Dampfern entweder keinen oder nur einen mehr als mittelmäßigen Arzt gibt, so hatten auch wir keinen an Bord. Deshalb wurde ich eines Abends zu einem kleinen Kind geholt, welches das Bewußtsein verloren hatte. Als ich in die Kabine kam, in der eine geradezu unglaubliche Luft und Hitze herrschte, lag das arme Kind in schweißdurchnäßter Wäsche,

*) Sprich: Tonga.

Digitized by Google

mit den Beinchen in einer Wanne warmen Wassers. Auf dem Kopf lagen warme Tücher und darum standen wehklagend vier Damen. Nur die Mutter war vernünftig. In dem Bett und in den Nachbarkabinen husteten und brüllten andere Kinder; kurz, es war ein toller Zustand. Ich beförderte nun erst die vier Klageweiber hinaus, ließ Eis und kaltes Wasser sowie frische Wäsche bringen, badete das Kind und kleidete es zum höchsten Erstaunen der Mutter an, und so kehrte demselben mit Hilfe des Eises und der frischen Luft nach etwa einer halben Stunde das Bewußtsein zurück. Als ich es dann auf dem Arme hatte, wollte es gar nicht wieder herunter, und als in den nächsten Tagen die See sich beruhigt hatte und das Kind an Deck gebracht wurde, streckte es mir die Ärmchen entgegen und kam auf meinen Schoß. So wurde ich auch bald der Freund der anderen Kleinen.

Ein Gutes hatte der Seegang, das Klavier hatte seine Ruhe. Wogte das Meer nicht, so begann das Spiel auf dem Jammerkasten. Die Amerikaner sind gewiß groß in schlechter Musik, die Australier sind ihnen aber noch über, und jeder, der weiß, daß das Anschlagen der Taste genügt, um einen Ton hervorzuzaubern, setzt sich ans Klavier und ärgert seine Mitmenschen. Eines Abends wurde es ganz schlimm, denn es war großes Konzert angesagt, was man aber eher „ungeheures" hätte taufen sollen. 32 Nummern waren angemeldet, welche wir nebst der Zugaben „auf allgemeinen Wunsch" über uns ergehen lassen mußten. Dabei konnte man nicht einmal flüchten, denn es regnete, und kein Sonnensegel war gespannt. Sonst war das Leben zwanglos und amüsant. Ein auf der Hochzeitsreise befindliches junges Paar erregte natürlich speziell das Interesse der Damen, besonders da der Mann meist seekrank in der Kabine lag, worüber die Frau sich aber nicht sonderlich grämte; im Gegenteil, sie amüsierte sich mit den Herren köstlich und flirtete, als sei das absolut nötig.

Nach achttägiger Fahrt erreichten wir Lautuka, eine kleine Insel der Fidschigruppe, wo zu unserer Freude eine ganze Anzahl Passagiere ausstiegen. Der Hafenarzt, ein sehr netter Mann, nahm uns mit in sein Boot und stellte uns dem Direktor der großen Rohrzuckerfabrik, wenn ich nicht irre, der zweitgrößten der Welt, vor, der uns in dem ganzen Werke herumführte.

Digitized by Google

Das in etwa manneslange Stücke zerschnittene Zuckerrohr kommt auf Kleinbahnen direkt von den Feldern in die Fabrik. Hier wird es von einem etwa 1½ m breiten Paternosterwerk zu der ersten Quetsche gebracht, wo es zwischen zwei gezahnten breiten Rädern zermalmt wird, um in ein darunter befindliches Bassin mit kochendem Kalkwasser zu fallen. Weitere Paternosterwerke bringen es zu einer zweiten und dritten Quetsche. Das zuckerhaltige Kalkwasser wird durch Kupfersiebe geseit und die darin schwimmenden Rohrstücke nochmals in die Quetschen gebracht. Das Zuckerwasser kocht anhaltend. Nun wird es durch Filterpressen (deutsches Fabrikat) getrieben, wieder mehrfach gekocht, geklärt und schließlich in Zentrifugen geleitet, in denen der Kandiszucker von dem Sirup geschieden wird. Letzterer wird hierauf durch Zentrifugen mit äußerst fein durchbohrter Wand herausgetrieben, und der körnige Zucker kann nun gesackt werden. Im wahrsten Sinne des Wortes kommt vorn das Zuckerrohr in die Fabrik hinein und hinten der Zucker heraus.

Wenn hier plötzlich ein Unfallverhütungsgesetz erlassen würde, da gäbe es etwas einzurichten; denn es ist auch nicht der geringste Schutz für das Leben der Arbeiter, lauter Indier, getroffen. Nicht selten kommt es vor, daß ein Arbeiter in die Quetschen fällt und zum mindesten eine Extremität, wenn nicht das Leben einbüßt; aber das macht nichts. Diese überaus fruchtbare Insel war einst Deutschland angeboten; aber man hatte bei uns nicht das richtige Kolonialverständnis.

Das Leichtern der Schiffe besorgen Fidschianer, kräftige Gestalten mit straff nach oben, wie zu einer Bürste gekämmtem Haar, das einige mit Kalk eingeschmiert hatten. Sie tun dies, um es zu reinigen und rostrot zu färben. Nachdem die Arbeit des Leichterns getan war, bekamen sie einen Eimer Tee, Biskuit und Kartoffeln, was sie sehr schätzen.

Im Zwischendeck gab es Zuwachs. Eine große Anzahl Indier kamen mit Weib und Kind an Bord. Sie fuhren mit uns nach Suva, um von dort über Sidney nach Kalkutta zurückbefördert zu werden. Die Frauen sind reich mit silbernen Fuß- und Armbändern sowie Zehen- und Fingerringen geschmückt. Viele der Arbeiter trugen an einem Lederriemen um den Hals Goldmünzen. Sie arbeiten weniger um den Erwerb des Goldes als Geld, sondern als Schmuckstück.

Digitized by Google

Das Land ist sehr fruchtbar, doch fehlt es oft auf dieser Seite der Insel, die von einem hohen Gebirge halbiert wird, an Regen. Seit sechs Monaten war kein Tropfen gefallen. Als wir am Nachmittag bei der Weiterfahrt um die Insel herumkamen, sahen wir jenseits der Berge schwere Regengüsse niedergehen. Gewaltige Rauchsäulen zeigten uns, wo der geschlagene Urwald weggebrannt und das Land urbar gemacht wurde. Sehr interessant war die Ausfahrt. Auf der von heftigem Wind gepeitschten See traten an einigen Stellen die Schaumköpfe besonders hervor. Beim Näherkommen ergab sich, daß dies eine mächtige Brandung über submarinen Klippen war, Korallenbänken, die bei ruhigem Wetter sich nur durch die hellere Färbung des Meeres bemerkbar machen und so bei Nacht für die Schiffahrt die größte Gefahr bilden. Meist sind sie kreisförmig geordnet, in beständigem Wachstum begriffen; später siedeln sich Mongroven mit ihren Luftwurzeln und Kokospalmen auf ihnen an, und so entstehen die für die Südsee charakteristischen Bilder der Koralleninseln.

Suva, die Hauptstadt der Fidschiinselgruppe, ist freundlich und sauber. Besonders fällt neben den Eingeborenen die große Zahl von Indiern auf, deren 6000 in der Nähe der Stadt in Zuckerplantagen beschäftigt sind. Zu sehen ist in dem Städtchen, außer einem Laden mit Kuriositäten zu sehr hohen Preisen, nichts.

In den Handbüchern wird eine Fahrt auf dem Rewa River sehr gepriesen, und so mußten auch wir die Tour machen. Beinahe wäre ich des Markeneinkaufes wegen zu spät gekommen (leider nicht!), denn der Dampfer ging schon ab, aber ich kam noch an Bord. Die erste Kabine war ein Glaskasten mit zwei nach dem Vorderdeck offenen Türrahmen. Da die Fenster nicht schlossen, zog es ganz toll, und obendrein hatte man den Genuß, die Dampfmaschine und den Duft, den etwa hundert auf dem Vorderdeck untergebrachte Indier verbreiteten, zu riechen. Die Fahrt ging zwischen Klippen hindurch erst nach der Quarantäneinsel Nukulau, wo wir unsere duftenden indischen Reisegenossen absetzten, die von den hier versammelten Stammesgenossen mit lautem Zuruf begrüßt wurden. Wieder ging es zwischen Riffen und Klippen entlang, von denen allerhand Vögel, schwarze und weiße Reiher usw., abstrichen. Endlich war die Mündung des Rewa Rivers erreicht, der sich in einem schmalen, äußerst schnell strömenden Arm

Digitized by Google

in das Meer ergießt. Mongroven säumen oder, besser gesagt, bilden hier das Ufer. Bekanntlich wächst die Mongrove im Salzwasser, und da sie sich nicht nur durch Sprößlinge, sondern besonders durch Luftwurzeln ausbreitet, bilden die Mongrovengebüsche ein fast undurchdringliches Dickicht. Die Fahrt durch den schmalen Flußarm ist das einzige Interessante auf der ganzen Tour. Ununterbrochen wird die Tiefe gemessen; ab und zu sitzen wir fest, einmal sogar gerade vor einer im Bau begriffenen großen Missionskirche. (Daß hier auf den Fidschiinseln alle Eingeborenen bekleidet gehen, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen, und mit Genugtuung können die schwarzen Männer den Rückgang der Eingeborenenbevölkerung registrieren.) Gegen Mittag erreichten wir unser Ziel in Gestalt eines sogenannten Hotels, sahen uns etwas in den Zuckerpflanzungen um und waren froh, als wir gegen Abend wieder an Bord unseres Dampfers waren.

In Suva kam eine sehr schick europäisch gekleidete samoanische Prinzessin, Schwester des Exkönigs Tano, an Bord. Mehrfach wurden wir von Samoanern, die hier als Wäscher sich niedergelassen haben, deutsch angeredet. Sie sprachen sich sehr zufrieden über die deutsche Herrschaft aus und konnten nicht genug Gutes vom Gouverneur Dr. Solf erzählen. In Levuka, das wir am nächsten Morgen anliefen, gab es nichts zu sehen. Vergleiche ich diese Reise mit der nach Neuguinea, so ist letzterer bei weitem der Vorzug zu geben; denn da bekommt man doch noch ein gutes Stück wilde, unverfälschte Natur und die Völker noch in ihrem normalen Zustand zu sehen, außer wo das Christentum „segnend gewirkt hat". Dabei sind die Straßen und Plantagen in Neuguinea eher besser als auf den Fidschiinseln, und wären das Klima und die Arbeitsverhältnisse gesündere, so würde unsere Kolonie bald mehr aufblühen.

Auf der Weiterfahrt nach dem Ziel unserer Wünsche, Samoa, mußten wir gegen schwere See andampfen. Im Schlepptau hatten wir einen Segler, den wir, um ihn vor Wind zu bringen, 14 Meilen mitnahmen, und es sah ganz famos aus, wie das leichtbefrachtete Fahrzeug auf den Wellen tanzte, was unsere „Manapuri" auch höchst überflüssigerweise tat. Jetzt, wo des Seegangs wegen kein Fenster geöffnet wurde, dafür aber die Sonne recht mollig auf das Deck brannte, machte sich der Mangel an Ventilatoren sehr unangenehm bemerkbar. Das Essen wurde immer kümmerlicher, das

Digitized by Google

gefrorene Hammelfleisch und die schlechten Konserven mochten wir auch nicht mehr; kurz, wir sehnten uns nach einem deutschen Schiff.

Die Samoaner an Bord erwiesen sich als durchaus nicht seefest, meist Pärchen zusammen lagen sie unter ihren Matten. Taro und Kokosnüsse, von denen sie ganze Körbe voll mit sich führten, bildeten ihre Nahrung. An einem Abend, als das Meer wieder vernünftiger und den Samoanern wieder wohler geworden war, ließen wir uns

Samoaner an Bord.

einen Tanz vorführen, der aber nicht im entferntesten an das heranreichte, was wir später auf Samoa selbst zu sehen bekamen.

Ab und zu flog einer der fliegenden Fische, deren wir täglich unzählige sahen, an Bord und bot so eine Abwechslung bei der nicht allzu interessanten Fahrt.

Ein ganz lehrreiches Gespräch hatte ich mit einem englischen Herrn aus Suva, mit dem ich mich über Samoa unterhielt, und der sich dahin äußerte, daß alle Einwohner von Deutsch-Samoa, Europäer (bis auf wenige Ausnahmen) und Eingeborene, mit den jetzigen Zuständen vollkommen einverstanden seien. Der Gouverneur

Digitized by Google

verstehe es, durch persönliche Liebenswürdigkeit, Takt und gewandte Diplomatie allen gerecht zu werden, und es sei traurig, daß so oft in deutschen Zeitungen von Unzufriedenheit der Einwohner geschrieben werde, was nur von gehässigen Reden einiger Herren käme, die nach Samoa mit dem Gefühl kämen, das Land habe nur auf sie gewartet, und nun würden ihnen die Früchte ohne Arbeit in den Schoß fallen. Wie nirgends, so sei ganz besonders in Samoa ohne große Arbeit kein Geld zu verdienen, und bekanntlich tragen die dortigen landwirtschaftlichen Hauptprodukte, die Kokospalmen, erst nach etwa sieben Jahren Früchte.

Nach viertägiger Fahrt taucht Savai, die größte der Samoainseln, vor uns auf. Ziemlich nahe fahren wir an der Küste entlang und bewundern die mächtigen Fontänen, in denen hier die Brandung, die sich Gänge in das poröse Gestein gefressen hat, emporspritzt. Dieser Insel gegenüber liegt Apolima, ein aus dem Meere emporragender erloschener Vulkan, in dessen eine Wand sich das Meer einen Eingang gefressen hat, und so bildet es in dem Kratertrichter einen sehr guten, aber der schweren Brandung wegen sehr schwer zugänglichen Hafen. Die ganze Insel ist mit Kokospalmen bewachsen und dient einer kleinen Dorfgemeinde als Aufenthalt. Weiter fahren wir an der Küste von Upolu entlang, und endlich tauchen wie weiße Pünktchen die Häuser der Hauptstadt Apia vor unseren Augen auf. Wir passieren die Riffe, die leider den Hafen nur unvollständig gegen die See schützen. Vor uns liegt, aus dem Grün der Landschaft hervorleuchtend, das freundliche Städtchen. An einen Trauertag unserer Marine mahnt ernst das auf dem Riff dicht vor der Stadt liegende Wrack des „Adler", der hier mit dem „Eber" und einigen amerikanischen Kriegsschiffen am 17. März 1889 durch einen Zyklon mit einer großen Anzahl Soldaten zugrunde ging. Da kein Pier vorhanden ist, mußten wir ankern. Eine große Anzahl Boote umringten unser Schiff; „Talofa", „Talofa", schallte es herüber und hinüber, und mit Nasenreiben begrüßten die Samoaner einander. Wir waren auf dem vielumstrittenen Samoa.

Digitized by Google

Samoa.

In einem der uns deutsch ansprechenden Samoaner erkannte der Hauptmann ein Mitglied einer einst in Deutschland gezeigten Truppe wieder. Wir übergaben ihm unser Gepäck, und da er Waschmann war, wurde ihm auch die Sorge für unsere Wäsche übertragen. Erst später merkten wir, daß er unser Vertrauen durchaus nicht verdiente, und da er Deutsch sprach, so sprachen auch wir einmal „deutsch" mit ihm.

Das Tivolihotel war im Umbau; wir zogen daher in das direkt an der See und dadurch angenehm kühl gelegene Hotel „International". Hier hatten wir auch Gelegenheit, in der See zu baden. Es dauerte sehr lange, bis wir unsere Koffer von dem Schiff bekamen; dann folgte die Zollrevision, die sich recht glatt abwickelte. Die Waffen deponierten wir, um den Einfuhrzoll zu sparen. Im Zollschuppen lag ein ganzes Arsenal von Waffen, Revolver und Jagdgewehre, meist in der feuchten Temperatur ganz verrostet. In der Ecke türmten sich große Haufen von Gewehren jeglicher Art und Kalibers, die bei der Entwaffnung der Eingeborenen abgeliefert worden waren. Ab und zu laufen Gerüchte durch die Zeitungen, daß sich noch etwa 2000 Gewehre in den Händen der Samoaner befänden; doch entspricht dies absolut nicht den Tatsachen. Wohl sind noch einige Gewehre versteckt, das weiß man im Gouvernement ganz genau, auch wer sie hat; ebenso sicher ist man aber auch, daß diese Gewehre nie geputzt oder benutzt werden und so infolge des feuchten Klimas durch Rost längst unbrauchbar geworden sind. Man verzichtet absichtlich auf die Ablieferung der Gewehre, um nicht durch diese gewiß übertriebene

Digitized by Google

Vorsicht unnötig böses Blut zu machen. Übrigens befand sich unter dem Gewehrstapel auch eine Anzahl englische Militärgewehre, die seinerzeit von den Samoanern erbeutet worden waren. Den Gouverneur Dr. Solf trafen wir leider bei unserem ersten Besuch nicht an; dafür

Samoanische Schönheit.

erkannte ich in seinem Vertreter den Bruder eines Korpsbruders von mir wieder. Der erste Orientierungsspaziergang fiel zu unserer vollen Zufriedenheit aus. Die Straßen, die nach den Plantagen zu führen, sind sauber und gut gehalten, und die Pflanzungen machen einen sehr guten Eindruck. Die Eingeborenen sind höflich und freundlich; „Talofa" schallt uns allenthalben entgegen. Eigentlich heißt dies „ich liebe dich", wird aber als „guten Tag" angewandt.

Digitized by Google

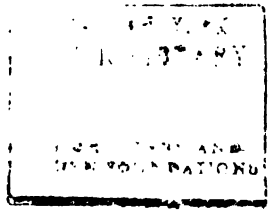
Der Weg hatte uns durstig gemacht, und als wir gar ein Schild mit der Inschrift „Frisches Gräßer" am „Apia-Hotel" prangen sahen, da gab es kein Halten mehr. Bald hatten wir die Bekanntschaft einiger älterer Herren gemacht, die schon länger „draußen" lebten. Sie klagten sehr über die neuen „grünen Pflanzer", die leider seit einiger Zeit Samoa beglückten. Meist sind es frühere Offiziere, die mit etwas Geld herauskamen, ohne eine Ahnung vom Tropenleben zu haben, sich einige Acker Urwald kauften, natürlich möglichst viel, und nun die großen Herren spielen wollen. Mit Monokel, Handschuhen und im Tragstuhl besichtigen sie ihre Plantagenarbeit; dazu wollen sie nichts meiden, an was sie aus ihrer glänzenden Zeit gewöhnt sind. Nun beträgt aber der Arbeitslohn pro Tag vier Mark für den eingeborenen Samoaner, da muß einer schon ein ganz nettes Anlagekapital haben, um die ersten sieben Jahre, bis die Pflanzung trägt, aushalten zu können.

Es ist geradezu als Unglück für die Kolonie zu betrachten, daß diese Leute herausgekommen sind, und nicht zum geringsten hat dazu die Literatur beigetragen, in der Samoa immer als ein Paradies hingestellt wird. Ja, es ist ein Paradies, aber ein Luxusgarten, dessen Pflege sich nur vermögende und rührige Leute widmen können. Mit genügend Kapital ist sicher etwas zu verdienen, denn der Boden, einmal urbar gemacht, ist vorzüglich. Aber das Urbarmachen hat seinen Haken, denn es fehlt an Arbeitern. Die geeignetsten sind ja die Eingeborenen der Salomonsinseln, aber sie sind schwer zu bekommen. In zweiter Linie kommen, speziell in neuerer Zeit, Chinesen in Betracht, und es ist ein großes Verdienst von Dr. Solf, der speziell China bereist hat, um die höheren chinesischen Beamten seinem Plane, chinesische Arbeiter nach Samoa zu senden, geneigt zu machen; doch scheint es, als ob die Chinesen für die schwere Arbeit im Busch etwas zu schwach sind. Erst in letzter Linie kommen Samoaner in Betracht; doch arbeiten diese nicht unter vier Mark pro Tag, und dann kommen sie nur, wenn es ihnen paßt. Warum sollten sie auch arbeiten; der Wald gibt ihnen ja alles, was sie brauchen. Kokos, Jam und Taro wachsen von selbst, Schweine und Hühner vermehren sich auch, die See gibt ihnen Fische und Schildkröten, und haben sie Kleidung nötig oder steht ihnen der Sinn nach europäischem Tand, so wird ein paar Tage gearbeitet,

Digitized by Google

Straße bei Apia durch Bananen und Kokospflanzungen.

Digitized by Google



Digitized by Google

bis das Geld beisammen ist, um sich alsbald dem Müßiggang wieder hinzugeben.

Der Hauptgrund, daß so viel schlecht informierte Leute herauskommen, ist wohl in Dekens „Manuja Samoa" zu suchen, einem sehr angenehm zu lesenden Buche; nur stimmen leider die Zahlenangaben für die jetzige Zeit nicht; ob sie je gestimmt haben, wage ich nicht zu sagen, genaue Kenner des Landes bestreiten es. Jetzt befindet sich zwar in dem Buche ein roter Zettel, auf dem darauf hingewiesen wird, daß die Berechnung „für die jetzige Zeit nicht mehr zutreffe"; im Interesse der Kolonie läge es aber, wenn, eventuell von Staats wegen, dem Verleger der Verlag dieses Buches abgekauft würde, um weiteres Unheil zu verhüten.

Aus diesem Übelstand erklären sich auch die fortgesetzten gehässigen Angriffe gegen den Gouverneur, der eine an sich schon schwere Stellung hat, da ziemlich viel Engländer und Amerikaner ansässig sind, die sich aber jetzt sehr wohl fühlen. Besonders muß er mit der englischen Mission rechnen, die einen großen Einfluß auf die Samoaner ausübt und so leicht gegen Deutschland Stimmung machen kann. Das beste wäre ja, man setzte die Herren überhaupt an die Luft; denn sie saugen das Land in der schamlosesten Weise aus. Es wird dabei ein ganz häßlicher Kniff angewandt. Bei den großen Missionsfesten wird Geld gesammelt, und der Missionar wählt als erstes Opfer den ihm am reichsten dünkenden Häuptling. Gibt dieser nun 20 Mark, so tut der Missionar, als habe er nichts erhalten und wartet, bis der arme Kerl mehr hergegeben hat. Dann geht es zum weiteren Opfer. Diesem wird erzählt, wie wohltätig der andere gespendet habe. Da regt sich die dem Samoaner anhaftende Eitelkeit, er gibt mehr als der andere, und so füllt sich bald die Kasse. Das Geld wird aber nicht etwa in Samoa angelegt, sondern geht nach Australien und Neuseeland; dafür werden dort Schulen usw. gebaut. So wird alljährlich eine enorme Summe weggeschleppt, und es wäre an der Zeit, daß die Regierung einmal damit aufräumte oder diese Erpressung besteuerte, damit der Kolonie wenigstens etwas davon zugute käme. Eine geradezu blödsinnige Bestimmung haben die Herren Missionare hier noch getroffen. Die Frauen dürfen nicht ohne Hut in die Kirche kommen. Natürlich verkauft die Mission diese Monstra von Kopfbedeckungen. Es ist zum Totlachen, wenn die Kirchgängerinnen

Digitized by Google

früh mit den flachgedrückten Hüten auf dem üppigen, lockigen Haar ankommen. Doch genug vom Thema „Mission", da wird mir immer ganz heiß. Leider kann man ja doch nichts gegen dies Unwesen tun; denn als solches muß es bezeichnet und gebrandmarkt werden.

Dr. Solf, dem wir nochmals unsere Aufwartung machten, erleichterte uns in jeder Weise unseren Aufenthalt, und wir verdanken ihm auch besonders, daß wir bei unserem vierwöchigen Aufenthalt mehr gesehen haben als viele andere Leute, die jahrelang auf den Inseln leben.

Wir konnten es als besonderes Reiseglück betrachten, daß wir Gelegenheit hatten, am 14. August ein großes samoanisches Fest mit-

Vereidigung der Eingeborenentruppe durch Gouverneur Dr. Solf.

zumachen. Es handelte sich um die Vereidigung der samoanischen Beamten und Polizeitruppe (Fitafita) auf den deutschen Kaiser, verbunden mit dem Fest zur Erinnerung an die vor drei Jahren nach der Besitzergreifung durch die Deutschen gegebene Verfassung. Alle 13 Distrikte der vier deutschen Inseln Upolu, Sawaii, Manono und Apolima waren vertreten. In langen Zügen sah man schon früh die Häuptlinge, ihren Fliegenwedel in der Hand, mit Gefolge der Halbinsel Mulinu'u zuwandern. Es ist dies ein weiter, mit Palmen bepflanzter Platz, um den sich in gleichmäßigen Abständen die Hütten der Eingeborenen ziehen. Hier liegt auch die Wohnung des hochbetagten Oberhäuptlings Mataafa und das Fale Tele, das Versammlungshaus. Vor jeder Hütte weht die deutsche, vor dem Fale Tele die Gouverneursflagge. Zuerst erscheinen unter Führung ihres

Digitized by Google

Instrukteurs die Fitafita, die Polizeitruppe, mit klingendem Spiel. Sie machen einen sehr guten Eindruck.

Bald nach neun Uhr kam der Gouverneur im weißen Tropenanzug und mit Helm und Generalsabzeichen, neben ihm Mataafa in blauer Jacke und blauem Lawalawa (Lendentuch) mit breitem goldenen Streifen (seine Uniform, um die er den Gouverneur gebeten hatte, um etwas respektabler auszusehen). Ein Strohhut deckt sein Haupt. In der Hand trägt er, als Zeichen der höchsten

Fale Tele in Mulinu'u.

samoanischen Würde, den weißen Haarwedel mit silberverziertem Ebenholzstab. Es ist dies ein Geschenk des Kaisers und wurde fälschlich und albernerweise von einigen Zeitungen seinerzeit als „Zepter" beschrieben und kritisiert. Die Fitafita präsentierten und rührten das Spiel. Die Beamten und Mataafa stellten sich nun vor dem Fale Tele auf, und es erfolgte eine Art Defilierkour sämtlicher Häuptlinge und Deputierten, die jeder einzeln herantraten und erst dem Gouverneur, dann Mataafa die Hand reichten. Wir Europäer standen beim Gouverneur. Im weiten Umkreise lagerte sich die Bevölkerung von Apia und Umgegend in ihrer einfachen, meist blumengeschmückten Tracht. Jetzt begann der wichtigste Akt. Der Gouverneur sprach deutsch zu den neuen Beamten, und Satz für

Digitized by Google

Satz übersetzte der Dolmetscher mit lauter Stimme, ab und zu durch lauten Beifall der lauschenden Menge unterbrochen. Den Inhalt der Rede bildete ein Rückblick auf die Arbeiten in den drei Jahren seit der deutschen Flaggenhissung. Er wies hin auf die friedliche Entwicklung des Landes und auf die Bedeutung des heutigen Festes, zu dem alle deutschsamoanischen Bezirke zum erstenmal, seit die Inseln deutsch geworden, vereint waren. Mit dreimaligem Hurra auf den deutschen Kaiser, in das die Volksmenge begeistert einstimmte, endete die Rede. Hieran schloß sich die Vereidigung der Fitafita, von denen die drei ältesten, die drei Jahre treu gedient hatten, je eine silberne Uhr erhielten. Die samoanischen Beamten betraten jetzt mit dem Gouverneur und Mataafa das Fale Tele und leisteten auf die deutsche Fahne den Treueid.

Zum Mittagessen waren wir beim Gouverneur eingeladen, außer uns noch ein früherer englischer Offizier. Zu unserer Freude bot uns Dr. Solf an, auf der Gouvernementsjacht mit den zum Feste erschienenen Häuptlingen von Sawaii nach dieser Insel, wo noch fast unverfälschtes samoanisches Leben herrscht, zu fahren, acht bis zehn Tage in den Hütten der Samoaner zu leben und, von Dorf zu Dorf ziehend, möglichst viel durch eigene Anschauung zu lernen. Daß wir nicht nein sagten, ist wohl selbstverständlich, und wir haben es nicht bereut. Im Gegenteil, der Aufenthalt auf Sawaii war wohl der interessanteste Teil unserer Weltreise und wird uns eine dauernde Erinnerung hinterlassen.

Nach der Mittagspause kamen wir gerade dazu, als dem Gouverneur die feierlich bereitete Kawa gereicht wurde, die er unter dem Zuruf der Bevölkerung leerte. Der für uns anziehendste Teil des Tages nahm jetzt seinen Anfang. Durch den Sprecher Mataafas eingeladen, begab sich die Festversammlung, zu welcher auch wir gerechnet wurden, unter ein aus Palmenwedeln hergestelltes Dach. Hier lagen auf Bananenblättern im bunten Durcheinander die köstlichen Speisen. Für den Gouverneur als Extragabe eine gebratene Riesenschildkröte, Fische, ganze geröstete Schweine, Hühner, Bananen, Taro, Jam, Gemüse, kurz ein Stilleben, bis auf die Millionen Fliegen, die sich daran delektierten.

Wir hatten neben Mataafa Platz genommen, der uns voller Stolz seinen Roßhaarwedel zeigte. Das Mahl begann. Nach samoa-

Digitized by Google

nischem Brauch warf mir Se. Majestät ein halbes Huhn zu, eine nette Dorfjungfrau beglückte mich mit einigen Pfund Haifischfleisch, wofür ich mich mit einem viertel Schwein revangierte; kurz, die Wogen des Festes gingen bald hoch. Gegessen wurde natürlich mit den Fingern. Es schmeckte auch recht gut, nur vermißte ich das Salz, und bei dem Haifisch ging es nicht ganz ohne Würgen ab. Etwa eine Viertelstunde dauerte der Festschmaus; dann wurden zum Händewaschen Schalen mit Wasser herumgereicht, und „das Volk" fiel über die recht reichlichen Reste des Mahles her. Stühle für die Europäer

„Siwa" (Tanz).

wurden herbeigeschafft. In weitem Umkreise lagerte sich die ganze Bevölkerung. Uns gegenüber, bei der Gouverneursflagge, sammelten sich die Tänzer zum Siwa (Tanz). Die Tänze, die gewiß manche Leser bei den vor Jahren Europa bereisenden Truppen gesehen haben, kann man wohl eher als eine Art Reigen bezeichnen; sie bestehen aus rhythmischen Arm-, Kopf-, Bein- und Rumpfbewegungen, in Sprüngen und Drehungen, teils in stehender, teils in sitzender Positur. Die Tänzer und Tänzerinnen trugen dabei nicht die verunstaltenden halb europäischen Gewänder, sondern nur den Blumenschurz, so daß ihre wundervollen Figuren ganz zur Geltung kamen. Es geschieht dies auf ausdrücklichen Wunsch des Gouverneurs, der so viel wie möglich darauf hält, daß die alten, schönen Sitten der Samoaner mit ihrem oft bis ins Kleinste durchdachten Zeremoniell voll erhalten

Digitized by Google

bleiben. Um dies möglichst zu erreichen, sind Dr. Schultz und noch einige andere Herren daran, alle Lieder und Sagen der Samoaner zu sammeln, von Tänzen, Bräuchen und Gerätschaften möglichst vollkommene Bilder herzustellen und dies alles in einem Buche zu vereinigen, das in deutscher und samoanischer Sprache herausgegeben werden soll. Durch das vorzügliche Werk von Dr. Krämer ist hierfür schon sehr viel zusammengestellt, und sicher wird dies neu entstehende Buch nicht nur sehr guten Absatz finden, sondern auch den beabsichtigten Zweck ganz erfüllen. An den Siwa schloß sich noch ein Wettlauf an; dann zerstreute sich das Volk. Wir bummelten noch an den schön geschmückten Hütten von Mulinu'u entlang, als ein Häuptling und eine Taupu (Dorfjungfrau) aus einer derselben herauskamen und uns zu einer Kawa einluden. Es war die erste, die wir zu trinken bekamen. Anfangs konnten wir diesem berühmten Getränk keinen rechten Geschmack abgewinnen, aber später nahmen wir den außerordentlich erfrischenden Trank sehr gern.

Beim Abschied photographierte ich den mit Elephantiasis behafteten Häuptling und meinen blumengeschmückten Reisegefährten. Die Bilder machten den Leuten später sehr viel Freude.

Es war uns aufgefallen, daß einige Jünglinge sehr lange Lawalawa (Lendentücher) trugen. Auf unsere Frage erfuhren wir, daß dies nichttätowierte Leute seien, die sich genierten, dies zu zeigen; denn die Tätowierung, die wie Hosen den Unterkörper und die Oberschenkel überzieht, gilt als ein Zeichen von Männlichkeit. Die Prozedur wird in der Weise vorgenommen, daß der Künstler mit einem Hämmerchen einen mehrzackigen scharfen Holzspan in die Haut treibt, dabei ein äußerst zierliches Muster bildend. Die Tätowierung, die äußerst schmerzhaft ist, nimmt etwa vier Wochen in Anspruch und wird im Wald vorgenommen, nicht vor den Augen der Frauen, wohl um der Sache einen gewissen Nimbus zu verleihen und damit die Mädchen sich nicht über etwaige Schmerzensäußerungen lustig machen und so das Ansehen der Herren der Schöpfung leiden könnte. Auch hier hat die Mission „segnend" eingegriffen und die Tätowierung als „heidnisch" verboten. Zum Glück wird sie aber wohl den alten männlichen Brauch nicht ausrotten können; denn die — Mädchen haben nur vor einem tätowierten Mann Respekt, und so blüht wohl noch für lange Zeit diese Sitte.

Digitized by Google

Junge Samoanerin im Tanzschmuck.

Digitized by Google

Das Leben der Europäer ist natürlich in einer so kleinen Ansiedlung ziemlich einsam, und so greifen leider recht viele zum Glase, um damit ihre Langeweile zu verscheuchen. Mit um so größerer Freude ist das Wirken des Sportklubs zu begrüßen, der ab und zu bei Ebbe auf dem glatten Meeresufer Rennen veranstaltet und sogar einen kostümierten Blumenkorso arrangiert hatte. Glich er auch nicht einer Blumenschlacht in Nizza, so war es doch alles mögliche, was geboten wurde. Wagen, Pferde, Fahrräder, ja sogar ein von einem reizenden kleinen Mädchen gezogener Sportwagen waren mit Blumen geschmückt. Mit den einfachsten Mitteln waren zum Teil recht geschmackvolle Kostüme geschaffen worden, so daß das Fest als recht gelungen betrachtet werden konnte. Abends fand in unserem Hotel ein Ball statt.

Die Vorbereitungen für unsere Reise nach Sawaii waren nicht ganz einfach. Man kann da als Gastgeschenke nicht beliebige Sachen, z. B. Tücher, einkaufen, sondern muß sich auch hier nach der Mode richten; augenblicklich waren blaue Lawalawa hochmodern, und wir kauften fast nur solche von dieser Farbe. Wie recht wir damit hatten, stellte sich später heraus; denn die wenigen buntfarbigen Tücher, die wir mithatten, fanden absolut keine Gnade vor den Augen der Dorfschönen. Bunte Halsketten und Haarpfeile, einige Kilo Loli (Bonbons), Biskuit, Salzfleisch und eine große Zahl Büchsen mit Lachs bildeten unsere Gastgeschenke. Merkwürdigerweise verkörpert dieser Lachs (er stammt aus Amerika und kostet die Büchse mit Zoll 50 Pfennig) für den Samoaner den Wohlgeschmack, und so bestanden auch bei dem großen Fest die Geschenke des Gouvernements an die Gemeinden in Fässern Salzfleisch, Biskuit und einer großen Anzahl Kisten mit Lachskonserven.

Da fällt mir eine für die Berliner Rechnungstiger (so nennt mein Freund den Rechnungshof) bezeichnende Geschichte ein. Als zum erstenmal der Vertreter des Reiches die Samoaner mit dieser Delikatesse beglückt hatte, rümpfte man in Berlin die Nasen. Mußten denn diese Leute mit Lachs gefüttert werden, gab es da nichts Billigeres. An das Wort „Lachs" hatte man sich gestoßen; aber wieviel Kisten man für das billige Geld erhalten hatte, das war am grünen Tisch nicht beachtet worden. So schickte denn der damalige Reichsvertreter als einzige Antwort nochmals die spezifizierte Rechnung.

Digitized by Google

Am Abend vor unserer Abreise lernten wir Mr. Williams, den Amtmann von Sawaii, kennen, der auch mit der Gouvernementsjacht zurückfuhr. Dr. Solf hatte uns ihm empfohlen, und so nahm er uns mit der ihm angeborenen Liebenswürdigkeit auf. Es mag befremdend erscheinen, daß ihm als Irländer dieses wichtige Amt übertragen worden ist, aber er ist der geeignetste Mann hierfür. Seit etwa 20 Jahren wohnt er auf Sawaii, spricht perfekt samoanisch, kennt

Verfasser. Amtmann Mr. Williams. Hauptmann J. Roth.

jedermann und ist so beliebt, daß ihn die Eingeborenen „Vater von Sawaii" nennen. Oft passiert es, daß, wenn er durch ein Dorf kommt, die Kinder und jungen Mädchen zu ihm hinspringen, sich an seinen Arm hängen und ihn begleiten. Er versteht es eben meisterhaft, mit den Leuten umzugehen, und seit er die Stelle inne hat, herrscht Ruhe und Frieden. Er sagte uns, er würde gern offiziell Deutscher werden, im Herzen sei er es ja schon, aber auf seine alten Tage könne er nicht noch Deutsch lernen; Skat habe er gelernt, und das sei doch schon der erste Schritt zum Deutschtum.

Die Gouvernementsjacht ist ein sehr hübsches, schmuckes Fahrzeug, nur rollt sie bei dem geringsten Seegang wie toll, was zur

Digitized by Google

Folge hatte, daß einigen der mit uns fahrenden Taupus und Häuptlinge „nicht ganz wohl war". Nach achtstündiger Fahrt warfen wir vor Matautu Anker. Es ist dies der beste Hafen von Sawaii und liegt, gegen das Meer durch Riffe geschützt, in einer sehr schönen, mit Kokospalmen bewachsenen Bucht. Landschaftlich macht es sich sehr hübsch, daß hier nicht nur gleichalterige Kokospalmen stehen, sondern jedes Alter dieser schönen Palmen vertreten ist und so durch das verschiedene Grün das Landschaftsbild sehr belebt wird, was ja sonst den Tropen meist fehlt. Nur wenige europäische Häuser stehen hier neben den Eingeborenenhütten, aber natürlich eine Kirche. Sawaii ist nämlich die mit Kirchen gesegnetste Gegend der Welt, auf 90 bis 100 Seelen kommt eine Kirche!

Die Hauptaufmerksamkeit wendet Mr. Williams den Straßen und Brücken zu, und da hat er es wieder verstanden, den Samoanern klarzumachen, wieviel angenehmer die europäischen Straßen als die schmalen Eingeborenenpfade sind. Ja, sie haben es so erfaßt, daß sie die Straßen bei Lieferung des Materials von seiten des Gouvernements unentgeltlich bauen und unterhalten. Sie können es ja in diesem paradiesischen Lande auch sehr gut. Hier heißt es noch nicht »time is money«. Ohne Arbeit wächst ihnen alles zu; Mißernten, Hungersnot, ja auch nur vorübergehende Nahrungssorgen sind ausgeschlossen. Hoffen wir, daß diesem glücklichen Eiland die Europäer mit ihrer Kultur möglichst fern und das Volk in seinem jetzigen Zustand erhalten bleibt. Die Arbeit des Wege- und Brückenbaues macht den Samoanern Spaß; sie sehen ein, daß die Sache praktisch ist, und so betrachten sie die Arbeit als Beschäftigung. Würde aber vom Gouvernement aus darauf gedrungen, so würde ihnen der Zwang recht bald lästig, und sie fänden die Neuerung unnötig.

Wir hielten uns nicht lange an der Küste auf, sondern wanderten, begleitet von dem Häuptling Tuala, unserem Nachtquartier zu. Einige Fitafita wanderten mit uns, nachdem wir einen Empfehlungsbrief des Gouverneurs vorausgeschickt hatten. Der Weg führte an der Küste entlang durch die Ansiedelungen der Eingeborenen, deren einzeln stehende offenen ovalen Hütten malerisch unter Palmen und Brotbäumen liegen. Weiterhin gibt der Hochwald mit seinem Dickicht ein herrliches Bild üppigster Tropenvegetation. Allenthalben leuchten die roten, direkt am Stamm sitzenden Früchte des Kakao. In den

Digitized by Google

Wipfeln zwitschern bunte Sänger und gurren die schönen grünen Tauben. Schnell senkt sich nach Sonnenuntergang die Dunkelheit herab, der Abendhimmel leuchtet rotgelb, gespensterhaft heben sich die zerrissenen Palmenkronen und von Schlingpflanzen überwachsenen Bäume ab. Schweren Fluges streichen fliegende Hunde vorbei. Die Tropennacht bricht herein. Tausende von Zikaden und anderen singenden Insekten stimmen ihr Lied an; ab und zu huscht eine

Beim Bad überrascht.

Fledermaus direkt über unseren Köpfen hin, und vorsorglich binden unsere Träger ein Tuch über die Haare; denn auch hier glaubt man an das Märchen, daß sich diese fliegenden Säugetiere besonders gern den Menschen ins Haar setzen. Woher mag wohl diese Sage stammen, die sich über unseren ganzen Planeten verbreitet hat?

Da leuchtet es zwischen den Stämmen auf; ein, zwei, immer mehr Feuer. Wir sind in einem der vier Dörfer von Tuala; aber noch haben wir unser Nachtquartier nicht erreicht. Weiter geht es durch den Wald. Vereinzelte aus dem Busch heimkehrende Eingeborene begegnen uns, freundlich „Talofa“ rufend. Endlich sind wir in Sataputu, dem

Digitized by Google

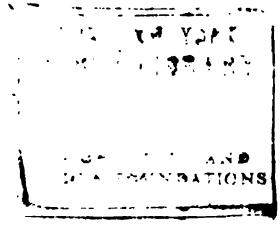
Hauptdorfe Tualas, bei dem wir übernachten. Es ist merkwürdig, wie sicher man sich unter diesen Eingeborenen, diesen „Wilden" fühlt, und doch tauchen immer noch Reisende auf, die mit dem Revolver bewaffnet in den Busch gehen und nicht für ein Königreich unter den Eingeborenen übernachten. Sie haben eben Angst vor dem „schwarzen Mann"! In Sawaii lebt ein so anständiges Volk, daß wir ruhig all unsere Sachen bei Nacht in den offenen Hütten aufhängten und nur den Schlafanzug unter dem Moskitonetz anhatten. Nie ist uns auch nur das Geringste abhanden gekommen.

Von der langen Wanderung waren wir naturgemäß recht hungrig geworden, und so lud uns die Taupu, die sehr gut französisch sprach, sofort zum Essen ein. Bananenblätter bildeten unsere Tische, und ganz vorzüglich schmeckten Taro und Brotfrucht zu unseren mitgebrachten Sachen. Wir machten es uns auf den Matten recht bequem; da kam die Taupu, legte meinen Kopf in ihren Schoß und begann, unterstützt von einer ganzen Anzahl junger Mädchen, zu massieren. Ein ganz famoser, nach langer Wanderung besonders angenehm empfundener Brauch, den man eig. auch uns auch einführen sollte. Für gewöhnlich wird die Kawa der Ehrentrunk, kurz nach Ankunft des Gastes gereicht. Mit Rücksicht auf den langen Marsch und unseren Hunger hatten wir erst gespeist. Tuala warf uns ein Stück Kawawurzel zu, das aus unserer Hand, da wir in dem samoanischen Zeremoniell noch nicht ganz firm waren, unser Dolmetscher empfing. In langer Rede pries er die Gastfreundschaft und die Güte der Wurzel, um sie dann der Taupu zuzuwerfen. Ein junges Mädchen zerstampfte zwischen Steinen die Wurzel, während die Taupu sich Hände und Arme wusch. Nun konnte der berühmte Trank bereitet werden. Das Wurzelpulver wird in der Tanoa (Kawabowle) mit Wasser, das in Kokosflaschen oft sehr weit hergeholt wird, versetzt und mit dem Fou (einem Bastbündel) gehörig durchgeknetet. So entsteht eine gelbliche Flüssigkeit. Durch Ausringen und immer wiederholtes Durchseien bleiben die Holzstücken in dem Fou sitzen, der wiederholt ausgeschleudert wird. Ist die Kawa bereitet, so ruft die Taupu dies aus; der Hausherr klatscht in die Hände und ruft der Taupu zu, wem der Trank gereicht werden soll. Bei besonders feierlicher Begrüßung überreicht ein Häuptlingssohn den in eine halbe Kokosnuß, den Ipu, gegossenen Trank. Unter

Digitized by Google

Beim Bereiten der „Kawa".

Digitized by Google



Digitized by Google

dem Rufe „Manuja“ trinkt man die Schale meist aus, zum mindesten nippt man. Das Getränk ist ungemein erfrischend, wirkt anregend, ähnlich wie unser Tee, und deshalb nicht gerade als Schlaftrunk zu empfehlen; darum haben wir wohl mehr der etwas erregten Nerven als des trotz der Matten etwas harten Lagers wegen die erste Nacht nicht so gut geschlafen.

Bei unserem Aufbruch am nächsten Morgen begrüßte uns Tuala und überreichte uns zugleich einen Roßhaarwedel. Er erkannte uns also als Häuptlinge an. Die Taupu ließ sich entschuldigen, sie war noch in der Kirche. Als Gastgeschenke ließen wir für sie Lawalawa und Perlketten da. Dann wanderten wir kurz nach Sonnenaufgang los. Der Weg geht direkt vom Dorf in den Busch, der ein noch üppigeres Bild tropischer Vegetation als der vom Tage vorher bot. Dieser Teil des Weges ist schon mehrere hundert Jahre alt. Er stammt aus der Zeit, wo Samoa unter tonganischer Herrschaft war und ist aus aufgeschütteten Lavastücken hergestellt; er ist ebenso dauerhaft wie unangenehm zu passieren. Zwei Stunden hatten wir auf diesem Seufzerweg zurückzulegen mit dem Erfolg, daß die Gummisohlenstiefel meines Freundes ein trauriges Ende gefunden hatten. Da hörten wir wieder das Meer brausen, und aus dem Urwald tretend bot sich uns ein in der Welt wohl einziges Bild. Das Meer hat hier in das poröse Gestein tiefe Höhlen genagt, die, miteinander verbunden, teils Bogen, teils nach oben offene Löcher darstellen, durch welche die Brandung mit ungeheuerer Wucht den Gischt emporschleudert.

Der Wald nimmt uns wieder auf. Ab und zu begegnen wir Eingeborenen. Es ist Freitag, da wandert alles in den Busch, um für die kommende Woche Taro zu holen. In einem Dorf machen wir Rast. Freundlich begrüßen uns einige Häuptlinge, die gerade versammelt waren, und von einer reizenden Taupu wird uns die Kawa gereicht. Dorf reiht sich nun an Dorf, und nahe der Küste wandernd haben wir immer die frische Seebrise. Da ertönt ein vielstimmiger, wohlklingender Gesang vom Meere her; es sind Eingeborene, die auf einer Malanga begriffen sind, einer Vetternreise. Noch lange ertönt aus der Ferne das vielstrophige Reiselied.

Mehrere Flüsse kreuzen unseren Weg; darüber gelegte Palmenstämme bilden die Brücken, und so balancieren wir zur Freude

Digitized by Google

des harmlosen Völkchens hinüber, uns manchmal nur mit Mühe vor einem Sturz ins Wasser bewahrend. So nahe auch das kühle Meer rauscht und so verlockend ein Bad bei der Hitze wäre, wir wagen es des „roten Hundes“ wegen nicht. Unter „rotem Hund“ versteht man einen sehr heftig juckenden Hautausschlag, der zuweilen durch das Baden im Salzwasser hervorgerufen wird.

Direkt am Weg ist ein herrliches Wasserloch von Süßwasser. Ohne viele Umstände springen wir hinein; aber da naht schon ein Zug junger

Steg aus Palmenstämmen.

Mädchen, die zum Wasserschöpfen kommen. Die Freude aber, als sie uns weißen Männer im Wasser sahen. Ohne Scheu kamen sie heran, sich köstlich amüsierend, lachten und kicherten. Mit kritischeren Augen sind wir wohl selten gemustert worden. Immer mehr des lustigen Völkchens kamen heran, und bald hatte sich ein vollständiger Kreis um uns gebildet, der mit höchstem Interesse unsere Toilette verfolgte. Als ich mich nun gar rasierte, da brach der helle Jubel los. Bald spritzte das Wasser auf, und die Mädchen badeten nun ihrerseits. Ja es gibt noch paradiesische Zustände auf der schönen, weiten Welt! Nun hätte ich einmal das Gesicht eines Missionars oder heimischen Duckmäusers sehen wollen, wenn er dieses Idyll belauscht hätte; sicher wäre er entsetzt gewesen über die Verderbtheit; aber ich sage

Digitized by Google

immer: Dem Reinen ist alles rein (die zweite Zeile zu nennen verbietet mir meine gute Erziehung).

Die Kultur hat in manchem der Dörfer doch schon Fuß gefaßt; wiederholt sahen wir, daß die Dächer der Hütten statt aus Palmenblättern aus Wellblech gemacht waren, wodurch natürlich die Schönheit bedeutend leidet. Die eigentliche samoanische Hütte hat ovalen Grundriß. In einer Höhe von eineinhalb bis zwei Fuß sind kleingeklopfte oder vom Meer rundgeschliffene Steinchen aufgeschüttet, die von einer ebenso hohen Mauer umgeben sind, auf der die aus Hartholz gefertigten äußeren Stützpfeiler des Hauses ruhen, die 2 m hoch sind und 1 m voneinander stehen. In der Mitte des Ovales erhebt sich, von zwei oder drei mächtigen Stämmen gebildet, die Hauptstütze des Daches. Auf den Bau des letzteren, das die Form eines umgekehrten Bootes hat, wird besondere Sorgfalt verwandt. Palmenbäume bilden die Rippen, Bambus die Speichen. Das Ganze ist mit einem sehr dicken Blätterdach gedeckt. Zu dem ganzen Hausbau wird nicht ein einziger Keil oder Nagel verwandt, vielmehr ist alles durch geflochtene Kokosschnur miteinander verbunden. Diese Schnürung ist oft ganz künstlerisch, so daß wir an Kreuzungsstellen sehr gefällige Muster finden. So kommt es auch, daß eine derartige Hütte einen Wert von etwa 5000 Mark repräsentiert. Für gewöhnlich sind die Seiten der Hütten offen, jedoch mit einer aus Palmenblättern gefertigten Art von Jalousien versehen, die bei Regen oder Sturm herabgelassen werden. Es existieren nur wenig Leute, die im kunstvollen Hausbau erfahren sind. Bezahlt wird nicht etwa das ganze Haus auf einmal, sondern immer der fertiggestellte Teil.

Gegen 3 Uhr erreichten wir Salelologa, unser heutiges Reiseziel. Hier war die Aufnahme, wie überall, wohin wir kamen, sehr freundlich. Nach der Kawa legten wir uns nieder. Die jungen Mädchen kamen heran, um „lomi, lomi" zu machen, d. h. zu massieren. Der Kopf ruhte im Schoße einer Taupu, und unter weichem, einschmeichelndem Gesang ging die Massage vor sich. (In meinem Tagebuch finde ich an dieser Stelle die Bemerkung: so müssen die unsterblichen Götter geruht haben.) Nach dem Essen empfahl sich die sehr nette Dorfjungfrau, um sich für den Siwa an- oder besser gesagt auszuziehen. Die Kleidung besteht während des Tanzes nur in einem Blätterschurz oder Lawalawa aus feinstem Geflecht, um den Hals hängen Blumen-

Digitized by Google

ketten, die Fußgelenke sind ebenfalls mit Blumen umwunden. Im Haar tragen die Tänzerinnen einen langen, zierlich geschnitzten Holzkamm und Blumen oder das Marterinstrument, die „Tuiga". Es ist dies eine ungeheuere Perücke aus rötlich gefärbtem Menschenhaar, aus der drei mit Federn und Spiegelstücken geschmückte Stäbe heraus-

Tänzer und Tänzerin im Tanzschmuck in Sawaii.

ragen. Der ganze Körper wird mit parfümiertem Kokosnußöl eingerieben, ein Geruch, an den man sich sehr bald gewöhnt. Unangenehmer wirkte der Brauch insofern, daß, wenn die Mädchen unseren Anzug berührten, das Öl böse Flecke machte. Das nimmt sich ähnlich verräterisch aus wie z. B. die Spuren eines gepuderten Armes auf dem Frack. Die Tänzer sind nur mit dem Schurz bekleidet und tragen zuweilen Blumen im Haar. Als besonderes Dekorationsstück dient ein mächtiges Hackmesser, wie es die Walfisch-

Digitized by Google

fänger zum Speckloslösen benutzen. In den Pausen des Tanzes und nach Beendigung desselben setzen die Mädchen sich ungeniert neben uns, scherzen, rauchen und lutschen Lolis, bis es Zeit wird zum Schlafengehen. Matten werden ausgebreitet, die Moskitonetze senken sich herab, und kaum liegen wir da, so schlüpfen die Häuptlingstöchter zu uns. Das ist altes Gastrecht, aber »hony soit qui mal y pense«. Viel ist über die Samoanerinnen und ihren Leichtsinn geschrieben, aber noch viel mehr gelogen worden. Daß es auch unter diesem Volke leichtsinnige Mädchen gibt, ist sicher; aber unsere Frauen und Mädchen würden auch schön protestieren, wenn sie alle nach einem Maß gemessen würden. Übrigens war es ja auch bei uns noch um die Zeit der Kreuzzüge Brauch, daß die Tochter des Hauses dem Gast das Bad bereitete; demnach dürfen auch wir von den Samoanerinnen aus diesem Grunde nicht schlecht denken. Die ganze Nacht hindurch brannte Licht in der Hütte; einige unruhige Geister hatten immer zu schwatzen, so daß wir am Morgen beim Aufstehen noch recht müde waren. Die ganze Jugend des Dorfes begleitete uns unter fröhlichem Lachen und Singen ein langes Stück des Weges, dann ertönte: Tofá, tofá, lebt wohl! Ihr glücklichen Kinder der Natur, werde ich euch je wiedersehen?

Von der Küste führte der Weg nun in den dichten Busch; kühl und schattig war der Weg, noch stand die Sonne tief. Fangen die Strahlen erst an, das Blattwerk und die feuchte Luft zu erwärmen, so wird es unerträglich heiß. So galt es, hurtig vorwärts zu schreiten. Wie köstlich mundet da der Trank aus einer frischen Kokosnuß. Weiterhin öffnet sich die Landschaft; Schlingpflanzen sind hier die Herren, und alles erstickend, spannen sie sich wie ein dichtes Maschennetz über die ganze Vegetation, Büsche und mächtige Bäume vollständig überdeckend. Mittags erreichten wir Palouli, unser heutiges Ziel. Welch freudige Überraschung winkte uns da. Mr. Williams war mit der Gouvernementsjacht gekommen, um mit uns einige Tage zu reisen. Aber der Vater von Sawaii war leidend: ein Stück von einem Zahn war abgebrochen, und die scharfe Kante hatte die Zunge schon ganz zerschnitten. Also mußte der Doktor an die Arbeit. Zahntechnische Instrumente beherbergte Sawaii nicht, so mußte der Feilenkasten des Maschinisten das nötige Werkzeug liefern, und bald machte ich mich an meine zahntechnische Meisterarbeit. Es kam zwar etwas

Digitized by Google

viel ab von dem Zahn, aber der Erfolg war glänzend; denn wenn Mr. Williams auch behauptete, es sei ein eigenes Gefühl gewesen, so konnte er doch wieder am Essen teilnehmen, für das Herr Uhlberg und seine Gattin, die vorzüglich deutsch spricht (beide sind Halbblut), in echt samoanisch gastfreier Weise gesorgt hatten.

In Satupeitea, wohin wir am Nachmittag einen Ausflug machten, liegt ein mächtiges Eingeborenenboot, welches unter einem Dach gegen Fliegen und die sengenden Sonnenstrahlen wohl verwahrt ist. Da erfuhren wir denn, daß dies außer dem großen Kriegskanoe, welches in Mulinu'u als Geschenk der Samoaner an unseren Kaiser liegt, das letzte Kriegsboot sei. In den Zeiten der Wirren habe ein Riesenboot, ein Unikum der Schiffsbaukunst, existiert, welches eine Länge von 150 Fuß und zwei Ruderreihen übereinander hatte. Dasselbe wurde von 300 Mann gerudert und war für 400 Laternen eingerichtet. Die Engländer schossen dieses Reiseboot, denn ein solches war es, in Trümmer, da sie es als „Kriegsschiff" betrachteten. Auf der Wanderung an der Küste entlang schossen wir mit Dynamit Fische. Diese sonst so verwerfliche Methode des Fischens gibt hier die einzige Möglichkeit, Fische in einiger Anzahl zu bekommen, da in der Brandung mit dem Fischspeer wenig zu machen und an einen Fang mit Netzen der Korallen wegen nicht zu denken ist. Auf den Knall des ersten Schusses hin stürmte aus allen Hütten die Jugend herbei, die Obergewänder flogen ab, und Mädchen und Jungen tauchten unter. Bald war eine hübsche Anzahl Fische zur Stelle, und es sind sicher bei der großen Gewandtheit des Tauchens nur wenige verloren gegangen. Den Eingeborenen ist das Fischeschießen streng verboten, da zu viel Unglück passiert ist und mehrere Leute den Arm dadurch verloren haben, daß sie die brennende Patrone zu lange in der Hand behalten haben.

Abends war natürlich großer Siwa. Die Taupu war schwer fieberkrank; als aber die Gesänge begannen, hielt sie es nicht mehr auf dem Lager aus. Sie machte wenigstens den Versuch zu tanzen, um sich aber bald, dicht in Decken gehüllt, zu uns zu setzen und traurigen Blickes dem munteren Spiel und Gesang der übrigen Jugend zuzuschauen. Zum erstenmal sahen wir hier die Aufführung einer Posse: einen Lehrer, der sich bemüht, durch Imitation der Tierstimmen dieselben der Schuljugend klarzumachen. Die Beschreibung des See

Digitized by Google

(„Tintenfischfang") will ich übergehen, er war etwas „frei". Früh hatte sich die ganze Tanzgesellschaft, um photographiert zu werden, eingefunden. Mit Lawalawa, Ketten und Haarpfeilen schmückten wir die Schönen; aber auch für uns hatten sie Andenken, wie fein geflochtene Fächer und Ringe aus Schildpatt, die sie selbst schneiden, und in die sie mit Silberblättchen ihre Namen einsetzen. Übrigens zeigte sich in diesem Dorf der „segnende" Einfluß der Mission. Die

Die Eingeborenen sammeln die mit Dynamit geschossenen Fische.

meisten Mädchen erschienen am Morgen in Gewändern; beim Tanz am Abend hatten sie dieselben vergessen. Die ganze Dorfjugend brachte uns an das Boot, und lange hallte ihr „Tofá, tofá" über das Meer und winkte man uns nach.

Eine für Skatspieler interessante Episode unserer nun folgenden Seefahrt muß ich doch hier verewigen. Wir spielten Skat, und da ereignete es sich, daß Mr. Williams außer den vier Buben nicht nur sechs Pik in der Hand hatte, nein, das siebente lag auch noch im Skat; doch gewiß ein seltenes Spiel.

Digitized by Google

Welche Masse Fische zuweilen durch Dynamit erlegt werden, lehrte uns der nächste Morgen. Vor Sonnenaufgang — bis zu diesem Zeitpunkt pflegen die Fische sich nahe der Küste zu halten — waren wir ans Land gefahren und warfen eine Patrone an einer Stelle, an der die Samoaner eine Anzahl Fische zu sehen behaupteten, während unsere dafür nicht geübten Augen nichts davon wahrnahmen. Mit dumpfem Krach wurde das Wasser und mit ihm eine beträchtliche Anzahl teils recht großer Fische emporgeschleudert. Im Nu waren die Samoaner untergetaucht, und nun begann die Jagd. Ein großer Teil der Fische war durch die Explosion scheinbar nur gelähmt und versuchte zu entkommen; aber wie der Blitz waren die geschmeidigen braunen Gestalten hinterher, oft selbst unter Wasser den Fischspeer gebrauchend. Dabei fiel uns ein wundervoll gefärbter mächtiger Fisch in die Hände, von dem ein alter Samoaner erzählte, daß er fast unbekannt sei, während die jüngeren Leute ihn alle noch nicht gesehen hatten. Leider konnten wir ihn nicht für ein Museum konservieren. Bei der Rückfahrt zum Schiff hätten wir beinahe noch eine Riesenschildkröte erbeutet. Sie kam ruhig angeschwommen, ein Samoaner warf auch mit dem Speer nach ihr, aber in dem Augenblick, als der Speer fast ihren Nacken berührte, tauchte sie unter, so daß der Speer machtlos an dem Schild abglitt.

Mit der Jacht waren wir wieder nach Matautu gefahren, um, mit neuen Gastgeschenken ausgerüstet, nun den nördlichen Teil der Insel zu besuchen. Zu uns gesellte sich eine junge Samoanerin, sie machte die „Malanga" mit uns. Durch das langgestreckte Dorf führt der Weg zu der felsigen Küste, dann treten die Berge zurück, und auf diesen nur nach der See offenen, gegen Wind ziemlich geschützten Stellen entfaltet sich eine geradezu großartige Vegetation; es sind wahre Paradiesgärten. Weiterhin finden wir Gruben, welche mit Korallen angefüllt sind. Aus ihnen soll Kalk für den bevorstehenden Wegebau gebrannt werden. Ein hartes Stück Arbeit wird es geben. Aber der Vater von Sawaii kennt seine Kinder; sie werden ihm schon helfen, dieser schwierigen, dann aber um so verdienstvolleren Aufgabe gerecht zu werden.

Ganz unter Brotbäumen versteckt liegt Safotu, unser Nachtquartier. Es ist ein blitzsauberer Platz. Das ganz Dorf ist von Blättern sauber gefegt. Der Häuptling und die Taupu, ein schlankes

Digitized by Google

dreizehnjähriges Mädchen mit schwarzem Tituskopf und großen Märchenaugen, wie ich sie nie zuvor gesehen habe, kamen uns entgegen. Die Ältesten des Dorfes begrüßen uns und trinken mit uns die Kawa. Einer der Herren ist sogar in der Geschichte bewandert; er fragt nach dem siebziger Krieg, ob er denn immer noch nicht zu Ende geht, und wie unsere Chancen ständen. — Da wird es still in der Hütte, alles sieht auf den Hausherrn, der mit mächtiger, wundervoller Stimme das Abendgebet singt. In den Refrain fällt der Chor

Der Verfasser. Als Gäste der Eingeborenen von Sawaii. Hauptm. Roth.

ein. Der Hausvater spricht noch mit vieler Betonung ein langes Gebet. Nachdem die Andacht zu Ende ist, herrscht wieder das muntere Treiben wie zuvor.

Mehrere Gespielinnen der Taupu nahmen neben uns an den Bananenblättern, die unsere Speisen trugen, Platz (wir waren schon ganz zu Samoanern geworden) und aßen unter Lachen mit uns. Am Abend nach der Siwa faßten uns die Mädchen bei der Hand und führten uns in die herrliche Mondnacht. Singend wanderten wir an den Strand zum Bade, zum gemischten Bad, wo es sicher lustiger zuging als in unseren Küstenbädern. Früh weckte uns der Ruf der hölzernen Gebetstrommel. Als wir vom Morgenbad zurückkamen, waren Frauen und Kinder damit beschäftigt, das Dorf zu fegen.

Digitized by Google

Allmorgendlich geschieht dies hier bei den „Wilden“; ob man bei uns überall in den Dörfern so viel Ordnungssinn hat? Noch einmal vereinigte das Frühmahl unseren fröhlichen Kreis, dann wanderten wir weiter in den taufrischen Morgen hinein zwischen sehr gut gehaltenen Pflanzungen auf vorzüglichen Wegen. Mauern aus Lava und Korallen umziehen die Pflanzungen zum Schutz der so mühsam angelegten Straßen gegen die Schweine, die ja sehr bald den Boden aufwühlen würden. Die Wege sind hier mit einer Grasart bepflanzt, die sich weit und engmaschig über den Boden rankt, etwa aufgehendes Gewächs erstickt und durch die unzähligen Wurzeln den Boden zusammenhält, was bei den mit elementarer Kraft niedergehenden Tropenregen von höchster Wichtigkeit ist.

Kurz vor Safune tritt der Weg wieder an das Meer, und hier bietet sich dem Auge von der Höhe ein wundervoller Fernblick. Zur Rechten das rauschende Meer, links, unter Palmen und Brotbäumen hervorlugend, das Dorf. So weit das Auge reicht, sieht man Kokospalmen, und im Hintergrund erhebt der Maunaloa sein Haupt, der im Oktober 1902 ganz Sawaii durch ein mächtiges Erdbeben und einen Ausbruch in Schrecken versetzt hat. Waschende Mädchen rufen uns „Talofa“ zu; sie haben schon gehört, daß wir kommen. Auf dem Platz vor einer großen Hütte weht die deutsche Flagge. Dorthin haben wir also unsere Schritte zu lenken. Mit dem Fliegenwedel in der Hand kommt uns ein Häuptling mit seinem Sprecher entgegen und führt uns in das reizend mit Palmenwedeln und buntem Laub geschmückte Haus. Hier lernten wir die „Kawa fa Samoa“ kennen, d. h. die „gekaute“ Kawa. In einer Reisebeschreibung las ich einmal: „Die Kawawurzel wird gekaut und in einen Napf gespuckt.“ Na, ob der Herr das wirklich selbst gesehen hat? So oft Kawa in unserer Gegenwart auf samoanische Weise bereitet wurde, geschah dies folgendermaßen. Die Taupu spült erst den Mund aus, zermalmt dann die Wurzel, möglichst ohne sie mit Speichel zu berühren, zwischen den wundervollen Zähnen, nimmt mit einem sauberen Blatt den Wurzelbrei und wirft ihn in die Kawabowle. In dem Gedanken hieran schaudert wohl mancher, denkt aber nicht daran, ob unsere Bäcker, wenn sie früh den Teig kneten, auch immer hübsch saubere Hände haben, oder ob sich in südlichen Ländern die Weinkelterer vor dem Weintreten gehörig die Füße reinigen. Da ist mir doch

Digitized by Google

eine von einer hübschen Samoanerin fa Samoa bereitete Kawa appetitlicher.

Wir mußten gleich bei unserer Ankunft, obgleich es noch früh am Tage war, der Taupu versprechen, über Nacht in ihrem Dorf zu bleiben. Da wir an diesem Tage noch Safina besuchen wollten, hielten wir uns nicht lange auf, sondern wanderten weiter. Die

Badeplatz auf Sawaii.

Landschaft gewährt hier wundervolle, wechselnde Bilder. Auf aneinandergelegten Palmenstämmen überschreiten wir den Fluß, und wieder zeigt uns die deutsche Flagge den Weg. Der Häuptling ist nicht im Dorf, und so sind wir hier ganz auf die Damen angewiesen, worüber wir übrigens durchaus nicht böse waren. Die Taupu mit zwei Freundinnen holen uns ins Haus, wo Palmenwedel und Girlanden sich um die Pfeiler winden und an dem Dach entlang laufen. Die Mädchen setzen sich zu uns, hängen uns duftende Kränze um und bereiten die Kawa. Hier sahen wir ein Mädchen mit mächtigem, ähnlich den Tanzperücken emporgekämmtem Haar. Wir erfuhren,

Digitized by Google

daß das Mädchen sich das Haar zur Herstellung einer solchen Tanzperücke wachsen lasse. Es gehören dazu die Haare von sechs Menschen. Durch Kalk war das Haar braun gefärbt. Bald erschien der Häuptling. Wie viele seiner Stammesgenossen litt auch er an Elephantiasis, dieser Geißel Samoas. Das uns gereichte Mahl war ganz besonders reichhaltig, weshalb ich einige Worte darüber sagen muß. Große, schöne Bananenblätter waren auf dem Boden ausgebreitet, darauf lagen Jam, Taro, geröstete Brotfrucht, Bananen, geröstete Fische,

Hauptmann Roth mit zwei Samoanerinnen in Safina.

Hühner und ein Schwein, Igaga (in Blättern gebackene, winzig kleine Fische), Palusami (Taroblätter, mit Kokosfleisch, Kokosmilch und Seewasser gekocht), und dazu als Getränk frische Kokosmilch, — sicher ein reiches Menu. Jeder ißt so viel wie möglich; was übrig bleibt, wird den Gästen eingepackt. Leider hatten wir hier nicht genügend Zeit, länger bei diesen netten Leuten zu bleiben, da wir noch bei Mr. Nelson zu Mittag geladen waren, also zum zweiten Essen. Zu unserer Freude trafen wir hier wieder Mr. Williams, der die nächsten Tage mit uns zubringen wollte.

Mit Geschenken beladen kehrten wir schon am Nachmittag nach Safina zurück und konnten uns so für das Festessen revanchieren.

Digitized by Google

Bei unserer unerwarteten Rückkehr trafen wir die Frauen bei der Arbeit. Sie bedruckten aus Faserstoff hergestellte Decken mit bunten Mustern. Der papierdünne Stoff wird aus der Rinde des Uabaumes hergestellt, die mit Muscheln in und unter Wasser dünn geschabt wird. Zum Bedrucken wird ein gewölbtes Brett mit in Mustern darüber gespannten Fäden als Klischee benutzt. Auf dieses legt man den Stoff und reibt die Rückseite mit einem in Farbe getauchten Tuch. Außer dieser Färbemethode werden die Decken auch gemalt. Die aus Pflanzensaft oder Mineralien hergestellten Farben werden mit einer Art Pinsel oder dem Finger aufgetragen. Weit wertvoller als diese Pflanzenstoffdecken sind die ganz feinen, geflochtenen Matten, die auch als Lawalawa verwandt werden und als Hochzeitsgaben eine sehr große Rolle spielen.

Nahe bei Safina ist eine wundervolle Grotte mit einem Fluß darin. Von den Mädchen begleitet zogen wir dorthin zum Baden. Es war ein herrlicher Platz und so kühl wie ein Keller. Geblendet von dem Tageslicht traten wir in das Dunkel der Höhle, und da der Hauptmann nicht darauf achtete, daß hier gleich der Fluß anfing, so stand er plötzlich zum allgemeinen Gaudium bis zum Knie im Wasser. Es schwamm sich wunderbar in der kühlen, kristallklaren Flut; wie die Nixen und schnell wie die Fische umkreisten uns die Mädchen. Ja, Samoa ist ein Märchenland. Unsere Freundinnen waren ganz traurig, als wir Abschied nahmen. Sie schenkten uns zum Andenken die Lawalawa, die sie uns zu Ehren beim Essen getragen. Am Abend war in Safune großes Fest. Mr. Williams, der bereits 18 Jahre im Lande lebte, sagte, er habe nie zuvor einen ähnlichen Siwa gesehen, weshalb ich versuchen will, denselben kurz zu beschreiben.

Es war ein echter Siwa fa Samoa, ein solcher, wie ihn die Missionare verbieten, von nur mit dem Blumenschurz bekleideten Jünglingen und Mädchen getanzt. Mögen die Frömmler tun, was sie wollen, und durch Kirchenstrafen und Vorenthalten des Sakramentes diese uralten Bräuche auszurotten versuchen, es wird ihnen nie gelingen, höchstens scheinbar. Kommen die Vollmondnächte mit ihrer Zaubermacht, so geht es hinein in den Busch; da wird, fern von den Augen der Späher, getanzt. Es sind zahme, aber auch wilde, zügellose Tänze. Dann bricht die durch Unverstand zurückgedrängte Naturkraft sich Bahn.

Digitized by Google

Ein herrlicher Badeplatz.

Digitized by Google

An die Pfeiler des Hauses gelehnt, sitzen wir schweigend da. Ein mächtiges Feuer erhellt die Hütte und beleuchtet die geschmeidigen braunen Gestalten, die sich uns gegenüber niedergelassen haben und im Takt mit Stöcken auf die Matten schlagen. Dies ist die Ouvertüre. Acht sa Samoa gekleidete junge Mädchen setzen sich uns gegenüber nieder, zwischen sich einen Platz für die Taupu freilassend. Mit mehrstimmigem, getragenem Gesang und unter Bewegungen des Kopfes und der Arme laden sie die Taupu, als Vortänzerin zu kommen. In wenigen Minuten erscheint sie, eine Venusgestalt, mit mächtigem Kopfschmuck, den Tanzstock in der Hand, mit einem Lawalawa aus feinster Matte bekleidet. Der Tanz beginnt mit vieler Grazie unter Bewegungen des Kopfes und der Arme, begleitet vom Gesang. Immer mehr Leben kommt in das muntere Völkchen, immer schneller wird der Gesang und die Bewegungen der Glieder. Da, ein Zeichen der Taupu, und der Reigen ist zu Ende, aber nur für wenige Sekunden. Von neuem stimmt die Vorsängerin ein Loblied auf unseren Kaiser und seine Vertreter an. Der Inhalt war etwa folgender: Bei der Flaggenhissung vor drei Jahren hatten sie gefürchtet, daß sie trotz all der schönen Versprechungen und nach all dem Leid und Härten, die sie von Amerikanern und Engländern hatten erdulden müssen, zu Sklaven gemacht würden. Doch es sei anders gekommen. Der Kaiser habe einen Gouverneur geschickt, der sie nicht wie Sklaven, sondern wie seine Kinder betrachte. Jetzt seien sie glücklich. Rauschender Beifall der Häuptlinge und zuschauenden Dorfbewohner bewies, daß dies die allgemeine Ansicht war. Nach einer kurzen Pause sprangen einige Tänzerinnen auf; immer toller und wilder wird der Tanz; eine zweite Taupu und Jünglinge mischen sich unter sie. Der Atem fliegt, hoch stiebt die Lohe des Feuers auf, die Tanzenden springen in die Flammen; immer leidenschaftlicher tanzen diese Kinder der Natur. Es ist, als habe der Gesang und rasende Tanz in ihnen eine verborgene Glut entfacht. Dann setzen sie sich ermattet zwischen uns nieder.

Nun erschien auf ein Trompetensignal, geführt von einem Alii (Häuptlingssohn) eine Schar wundervoll gewachsener Jünglinge. Sie tragen den bunten Bastschurz und Girlanden, zwischen die Bänder in den deutschen Farben eingeflochten sind. Die Jünglinge tanzen fast noch besser als die Mädchen; es ist ein herrlicher Anblick, wie sich die geschmeidigen Gestalten im Takte wiegen.

Digitized by Google

Zum Schluß wurde uns eine Überraschung in Gestalt einer pantomimischen Parodie über unsere Fußtour in Sawai bereitet. Es war erstaunlich, wie gut die Aufführung, für deren Komposition und Einübung doch nur so kurze Zeit vorhanden gewesen war, klappte. Mr. Williams erzählte uns, daß gerade auf derartige Aufführungen sehr viel gegeben werde, und wir sahen später in Upolu noch sehr nette derartige Sachen.

Traurigen Herzens nahmen wir früh am Morgen von unseren gastfreien Wirten Abschied; wir sollten durchaus noch eine Nacht bei ihnen bleiben, aber es ging nicht. Vor unserem Wegzug nahm ich noch Bilder auf, die später den Stolz der netten Menschen bildeten. Über Safotu, den herrlichen Küstenpfad entlang, ging es wieder nach Matautu, wo wir die letzte Nacht auf Sawaii zubringen sollten. Mr. Williams beschenkte uns mit allerhand Kuriositäten, Kämmen, Fächern und Ketten, und als wir frühmorgens an Bord des „Ole Aeto" mußten, da wurde uns das Herz doch schwer. Viele unserer samoanischen Freunde und Freundinnen waren erschienen, um uns das Geleite zu geben. Wir hatten das harmlose Völkchen in der kurzen Zeit lieb gewonnen und sie uns auch. Möge es dem Gouverneur gelingen, wenigstens auf dieser Insel noch recht lange samoanische Sitten und Bräuche zu erhalten und vor der sogenannten Kultur zu bewahren. „Tofá, tofá!" schallte es über das Meer, Tücher wehten. Gott schütze euch, möge ich euch auch später noch einmal als echte Samoaner wiedersehen!

Gegen Abend waren wir wieder in Apia. Das Meer hatte sich sehr unangenehm gegen mich benommen, ich war seekrank. Der Kapitän meinte zwar, ich hätte nur zuviel gegessen (es hatte „hausgemachte Nudeln" gegeben); jedenfalls war aber die Wirkung der Krankheit dieselbe und gleich peinlich. Malaria soll in Samoa nicht vorkommen, dafür aber ein anderes Fieber, welches, wenn auch nicht so gefährlich, doch recht unangenehm ist; der Hauptmann und ich hatten auch einige Tage darunter zu leiden. Es waren dies übrigens die einzigen Fieberanfälle auf unserer Reise, und zwar hatten wir hier die Chininprophylaxe nicht angewandt, die uns in vollständig malariaverseuchten Gegenden sicher geschützt hat.

Beim Diner bei Dr. Solf trafen wir Dr. Schultz, den Oberrichter, der uns einlud, mit ihm eine Tour nach Manona, wo er eine Streitig-

Digitized by Google

keit zu schlichten hatte, und nach Apolima zu machen. So ging also unser sehnlichster Wunsch auch in Erfüllung.

Im Ruderboot fuhren wir an der Küste, immer innerhalb des Upolo vorgelagerten Korallenriffes entlang. Aus den Pflanzungen lugen die Hütten der Eingeborenen und die Kirchen hervor. Der glattabgeschnittene erloschene Vulkan Tofua rückt immer näher. In der Ferne tauchen Manona und Apolima auf. Wir umschiffen die Landzunge und kommen nach dreieinhalbstündiger Fahrt bei wundervollem Segelwind in Mulifanua an. An das samoanische Gastrecht schon gewöhnt, gehen wir zu Herrn H., dem Verwalter der Plantage und melden uns ohne große Umstände als Gäste für die Nacht an.

Am Nachmittag machten wir mit Herrn H. eine ebenso interessante wie lehrreiche Rundfahrt in der Pflanzung, die 3600 Acker umfaßt und der deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft gehört. Alles ist in tadellosem Zustand. 180000 Kokospalmen geben ununterbrochenen Erwerb. Gras und Klee wächst zwischen den Palmen und wird von großen Viehherden niedergehalten. Zwischen den Pflanzungen ziehen sich an mehreren Stellen breite Streifen von „Busch", sie bleiben auch, der regelmäßigen Niederschläge wegen, stehen. In den Kokosdarren wird das Kokosfleisch in 24 Stunden gedörrt und somit zum Versand fertig gemacht, um später in Europa verarbeitet zu werden. Die Schalen dienen als Heizmaterial für die Darren. Ein Posten wird auch gebrannt, um als Holzkohle für die Bügeleisen zu dienen. An den aufgelesenen Steinen, die große Hügel bilden, ist leicht zu ersehen, mit welchen Schwierigkeiten der Farmer zu kämpfen hat. Es heißt nicht nur den Urwald schlagen und brennen, sondern vor allem den Boden von den oft sehr großen Lavasteinen befreien.

Die Plantage ist jetzt fertig und wird nur noch geerntet. Dabei reichen die 270 Arbeiter, meist von den Salomonsinseln, nicht aus. Die Ernte geht das ganze Jahr durch vor sich, indem von einem Ende der Pflanzung angefangen wird, die Kokosnüsse zu sammeln. Ist man damit durch, so kann von vorn angefangen werden, und so etwa 100 Jahre fort. Dann erst werden die Bäume unfruchtbar. Es gibt also kein besseres Geschäft als eine Kokospflanzung — wenn sie in Ordnung ist. Bis es aber so weit ist, kostet es enorme Arbeit, Ausdauer und recht viel Geld.

Digitized by Google

Die Mangofrüchte begannen zu reifen. Wer nie in den Tropen in dieser Zeit in der Nähe eines Mangobaumes zu schlafen versucht hat, weiß nicht, was das bedeutet. Nicht nur die Menschen, sondern ganz besonders die fliegenden Hunde schätzen diese Frucht, und ist eine Herde dieser Flugsäugetiere beim Fressen beschäftigt, so gibt es einen derartigen Lärm, daß von Schlafen nicht die Rede sein kann.

Mit Dr. Schultz brachen wir früh bei ruhiger See im Ruderboot nach Manono auf, das wir nach eineinhalbstündiger Fahrt erreichten. Freundlich wurden die seltenen Gäste begrüßt und die Kawa gereicht. Dann ließ sich alles zur Sitzung nieder. Galt es doch, die Streitig-

Apolima.

keit zwischen zwei Dorfschaften zu schlichten. In einer der bilderreichen Sprachweise der Samoaner entsprechenden Rede mahnte Dr. Schultz zur Einigkeit. Die Einwohner von Manona seien als ein altes Volk bekannt, seit Urzeiten seien sie Seehelden und stark gewesen, weil Einigkeit geherrscht habe. Gar schlecht stehe ihnen nun der Zwiespalt, zumal wegen eines so geringen Anlasses, an. Die Bewohner einer Insel könne man mit der Besatzung eines Bootes vergleichen; was würde aus dem Boot, wenn der Steuermann und jeder Ruderer auf seinen eigenen Kopf bestehe? Das Boot würde im Sturm zugrunde gehen. In ähnlichen Bildern setzte sich die Rede fort mit dem Erfolg einer völligen Aussöhnung und unter lebhaftem Bei-

Digitized by Google

fall sämtlicher Beteiligten. Der Häuptling, in dessen Haus die Verhandlung stattfand, war schwer an Elephantiasis und Fieber erkrankt; außer Chinin konnte ich ihm leider nichts geben. Zum Essen blieben wir noch in dem Dorfe; dann ging es dem Ziel unserer Wünsche, der Kraterinsel Apolima zu.

Es stand eine böse See, und unser großes, von acht Mann gerudertes Boot flog wie ein Ball herum. Zeitweise kamen wir kaum

Einziger Zugang zu Apolima.

vorwärts und fürchteten schon, umkehren zu müssen. Aber es ging doch. Jetzt passierten wir einen einzelnen, aus dem Wasser emporragenden Felsblock, und vor uns lag die Einfahrt von Apolima. Wie schon erwähnt, besteht die Insel aus einem erloschenen Vulkan. Die Wand nach Nordosten ist vom Meere weggespült, und nur noch Klippen ragen aus dem Meer, während der Rest des Kraters als dreiviertel geschlossener Bergring die Insel bildet. Im Innern des Ringes be-

Digitized by Google

findet sich gleich einem Binnensee der sogenannte Hafen. Um hinein zu gelangen, muß man die Brandung passieren und von einer großen Welle das Boot über die Klippen tragen lassen. Gar manches Boot und Menschenleben hat dabei schon sein Ende gefunden. Lange lagen wir vor der brandenden Einfahrt. Die Ruderer waren bereit, der Steuermann hielt Ausschau und wartete eine besonders große Welle ab. Da, ein Ruf, und wie ein Pfeil schoß das Boot in die mächtige Brandung, jetzt die Ruder hoch, und die Welle hob uns über die Klippen. Wir glitten in den stillen Hafen hinein. Fast die ganze Dorfbevölkerung stand am Strande, die Männer bis zur Hälfte im Wasser, um möglichst nahe zu sein, falls das Boot kenterte. Unser Wunsch war erfüllt, die Insel betreten, die nur sehr wenig Europäer bisher besucht haben. Sie ist vollständig mit Kokospalmen bepflanzt und dient nur etwa 100 Eingeborenen als Aufenthalt. Festlich wurden die so seltenen Gäste begrüßt. Jeder bemühte sich, uns Ehrerbietung zu erweisen. Gebratene Hühner, Fische, Schildkröten, Schweine und Früchte brachten die Leute als Gastgeschenke. Ein Ausrufer stand vor der Hütte und pries die Freigebigkeit, indem er etwa hundertfach übertrieb. Aber das machte ja nichts.

An illustrierten Zeitungen wurde in der Schule praktischer Anschauungsunterricht getrieben, und der Herr Lehrer war nicht wenig stolz auf die Zöglinge. Die Kleinen mußten uns etwas vorschreiben und rechnen, und wirklich, sie machten ihre Sache ausgezeichnet. Abends war großer Siwa. Bis hierher reichte der Arm der Mission nicht, und so waren denn die Tänze auch freier, als wir sie bisher gesehen hatten. Leider bekam ich einen derartig heftigen Fieberanfall, daß ich mich nicht mehr aufrecht erhalten konnte. Wir mußten, es war allerdings auch schon recht spät, dem Fest ein Ende machen. Da auch Dr. Schultz am Fieber litt und mein Freund noch Rekonvaleszent war, klagten die kleinen Mädchen ihr Leid; das sei eine recht traurige Malanga, alles sei krank, und sie hätten sich zu sehr gefreut, nun endlich einmal Besuch zu haben. Ja, uns war es auch nicht angenehm; hätte man uns nicht vorgeredet, Samoa sei fieberfrei, so würden wir Chinin prophylaktisch genommen haben; aber nun waren wir erst hinterher klug. In der Nacht konnte ich vor Fieberfrost nicht schlafen und war doppelt unangenehm berührt, als

Digitized by Google

gegen zwei Uhr die ganze Insel von einem kräftigen Erdbeben geschüttelt wurde.

Zum Abschied reichte mir die Taupu am Morgen einen Schildpattring mit ihrem Namen. Sie brachte uns noch ans Boot, dann eilte sie auf die Felsen, die zu beiden Seiten die Einfahrt flankieren, und wo sich die ganze Dorfbewohnerschaft aufgestellt hatte, um von der hohen Warte aus unserer Abfahrt zuzuschauen. Alles ging glatt vonstatten. Vor der Insel nahm uns die „Ole Aeto" in Schlepptau, um uns ein Stück Weges zu bringen. Dr. Schultz fuhr nach Sawaii weiter, während wir nach Manona ruderten. Es war eine böse Fahrt, Wind und Strömung standen gegen uns. Weiter als bis Manona kamen wir an dem Tage nicht, unsere Leute waren zu erschöpft. Früh 4 Uhr setzten wir die Reise fort, und als die ersten Sonnenstrahlen über den Horizont lugten, erreichten wir Mulifanua, wohin uns einige Mädchen von Manona begleitet hatten. Kleine Geschenke und Lolis belohnten diese Liebenswürdigkeit. Bei Herrn H. bekamen wir ein köstliches Frühstück, und bald saßen wir wieder im Boot, um nach Apia zurückzufahren. Hier, unter dem Schutze des Landes, war die See spiegelglatt. Gegen die glühenden Sonnenstrahlen bauten wir uns aus Palmenblättern ein Schutzdach, und wohlbehalten erreichten wir nach zehnstündiger Ruderfahrt Apia.

Eine der lohnendsten Touren auf Upolu ist die nach dem hoch oben in den Bergen liegenden See Lanutoo. Nach halbstündiger Wagenfahrt verließen wir den Hauptweg und wanderten auf sehr schmalem Fußpfad erst durch Papaiapflanzungen, dann im dichten Busch. Ein mächtiger Baumschlag zeigt uns die Stelle einer im Werden begriffenen Plantage. Der Weg wird steiler, immer verwachsener der Urwald. Mächtige Schlingpflanzen spannen sich wie Netze von Baum zu Baum, unzählige verschiedene Farne wuchern an den Stämmen; hier stehen Palmen, da Muskatnußbäume, dort liegen gestürzte Baumriesen, überzogen von Moosen und Orchideen aller Art. In Kürze ist der Baum in dem feuchtwarmen Klima in nichts zerfallen. Tausend Tautropfen hängen an den Blättern und glitzern wie Diamanten im Strahl der Morgensonne. Da geht ein Tropenregen nieder, nur kurz, aber intensiv. In dem fast manneshohen, nassen Gras weiterzuwandern, ist nicht gerade angenehm; aber nässer

Digitized by Google

als bis auf die Haut kann man, Gott sei Dank, nicht werden. In wenigen Minuten war dies der Fall; doch unsere Haut ist wasserdicht. Da fällt schon wieder der erste Sonnenstrahl durch das Geäst des tropfenden Urwaldes und trocknet rasch unsere Kleider. Der Pfad wurde etwas schlüpfrig und recht steil, aber gegen Mittag hatten wir es geschafft; wir waren auf der Höhe des Lanutoo. Es ist dies ein erloschener Vulkan mit kreisrundem Kraterrand, in dessen Trichter ein wundervoller, tiefschwarzer See liegt. Dichter, überaus üppiger Wald bedeckt die Abhänge. Auf dem Kraterrand entlang führt ein Weg. Durch breite Schneisen sind Ausblicke über ganz Upolu und die See nach den fernen Inseln geschaffen. Der schmale Weg führt durch die schönste Tropenvegetation, die wir außer auf Java gesehen haben. Wieder überraschte uns ein Regenschauer und brachte uns eine recht unangenehme Zugabe. Unzählige kleine Blutegel ließen sich vom Blattwerk auf uns fallen, so daß wir von diesen Plagegeistern, deren höchst lästige Spezialität darin besteht, sich in den Bindehautsack des Auges einzunisten, übersät waren. So hatten wir gehörig zu tun, uns gegenseitig die kleinen, nur etwa 2 cm langen, schwarzen Tierchen abzulesen.

Einige Häuser aus Bambus und Palmenblättern hat das Gouvernement errichtet und geht mit dem Gedanken um, hier oben ein Erholungsheim zu gründen. Die jetzigen, allerdings recht primitiven Häuser sind leider dauernd bewohnt, und zwar von unzähligen Moskitos und Ratten. Kaum hatten wir uns zur Ruhe gelegt, da ging der Hexensabbat los. Die stechenden Quälgeister summten, und die Ratten piepten und huschten durch den Raum. Kein Wurfgeschoß störte die lieben Tierchen. Da höre ich, wie eine Ratte auf des Hauptmanns Bett klettert; er liegt auffällig ruhig, plötzlich tritt er aus, die Ratte fliegt in hohem Bogen erst gegen das niedrige Dach, dann wie ein Sack zur Erde. Das hatte gewirkt, wie der Wind waren die übrigen Ratten verschwunden und kamen nicht wieder. Sicher war es ein Rattenhäuptling gewesen, dem die rohe Kraft der Menschen so übel mitgespielt hatte.

Hochbefriedigt von dem Ausflug traten wir den Rückweg an und besuchten zugleich den Wasserrutschfall Papasea. Hier werden oft Picknicks abgehalten, dabei rutscht die ganze Gesellschaft auf den glatten Steinen den einige Meter hohen Fall herunter.

Digitized by Google

In Apia war inzwischen Herr H. aus Düsseldorf, der mit uns zusammen von Singapore nach Sidney gefahren war, angekommen. Mit ihm unternahmen wir noch eine Tour nach Falefa, um noch etwas mehr von Upolu zu sehen. Landschaftlich war die Tour sehr schön; besonders sahen wir einen mächtigen Wasserfall. Was aber die Festlichkeiten betraf, die man uns zu Ehren veranstaltete, so standen sie weit hinter dem zurück, was man uns auf Sawaii und Apolima geboten hatte. Man sah eben den segensreichen Einfluß der Kultur. Der Häuptling wollte uns mit in ein Dorf im Busch nehmen, um da uns Interessantes zu zeigen, aber wir hatten keine Zeit mehr; der Tag unserer Abreise stand vor der Tür. Das Interessanteste der Tour war die Begrüßungsrede. Nachdem der Sprecher sich entschuldigt, daß er zu spät von unserem Kommen Nachricht erhalten habe und so nicht genügend den Empfang hätte vorbereiten können, ging er geschickt auf die Politik über. „Früher seien die Samoaner töricht gewesen. Im Bruderkrieg hätten sie sich zerfleischt und so den fremden Mächten Grund zur Einmischung gegeben. Die Dörfer und Pflanzungen seien unter dem Granatfeuer vernichtet worden, bis endlich der große deutsche Kaiser eingegriffen habe und das Land deutsch geworden sei. Jetzt herrsche Frieden, und alle fühlten sich glücklich. Das Land habe seinen alten Wohlstand und seine Schönheit wieder erlangt. Und nun gar der Gouverneur! Wie ein Vater verwalte er das Land, er schütze und ehre ihre alten Bräuche. Sollte einmal eine fremde Macht Deutschland angreifen, so würden die Samoaner die ersten sein, die für Deutschland und den deutschen Kaiser eintreten würden. Nur eins sei zu bedauern, daß unser Kaiser nie nach Samoa komme." Wenn diese Rede auch in schmeichelnder Absicht gehalten wurde, so sieht man doch, daß die Stimmung nicht, wie einige „Gouverneurstürzer" zu verbreiten suchen, deutschfeindlich ist, sondern das Gegenteil.

Blicken wir auf unseren vierwöchigen Aufenthalt zurück, so müssen wir gestehen, weder vor noch nachher auf der weiten Reise eine solche Fülle wechselnder, belehrender und interessanter Eindrücke gesammelt zu haben. Vor allem verdanken wir dies der außerordentlichen Liebenswürdigkeit von Dr. Solf und Mr. Williams, die die alles taten, uns den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Kenner des Landes sagten uns, wir hätten in dieser kurzen

Digitized by Google

Zeit mehr gesehen als andere Leute in jahrelangem Aufenthalt. Hochbefriedigt von dem Gesehenen, traurig, daß wir weiter mußten, schieden wir von der Perle der Südsee nur von dem einen Wunsche beseelt, daß dieser Inselgruppe ihre alten Eigentümlichkeiten bewahrt bleiben und — die Störenfriede durch heiliges Feuer verzehrt werden mögen; denn von selbst gehen sie doch nicht.

Digitized by Google

Neuseeland.

Die „Hauroto“, ein umgebauter Kohlendampfer, entführte uns aus dem Paradies, und noch ahnten wir nicht, welche Wunder der Natur unser harrten. Mit Kurs nach Süden kamen bald die ersten To(n)ga-Inseln in Sicht. Vavau, einen entzückenden kleinen, vollständig geschützten Hafen liefen wir an; leider am späten Abend. Am Morgen stoppte das Schiff, ein Boot wurde herabgelassen zum Besuch einer nur bei ruhigem Wetter vom Meere aus zugänglichen Höhle. Durch einen ganz niedrigen Eingang gleiten wir hinein. Das Wasser ist türkisblau; die glatten Wände klingen beim Anschlagen wie Glocken, und über uns zwitschern Höhlenschwalben und huschen aufgeschreckte Fledermäuse. Die Höhle hat sehr viel Ähnlichkeit mit der blauen Grotte auf Capri. Wie wir hörten, sind alle diese Inseln durch die ewige Brandung des Meeres unterhöhlt; aber leider sind diese Höhlen meist nur sehr schwer oder überhaupt nicht zugängig. Auf Haapai, wo der Palast des Königs von Toga steht, ist absolut nichts zu sehen als verlottertes Land. Bei Ankunft des Passagierdampfers pflegt sich der Zaunkönig in seine Gemächer zurückzuziehen, nur seine bewaffnete Macht ist sichtbar. Vor einiger Zeit war er unbotmäßig gegen die Engländer geworden. Damit er nicht wieder auf derartige Gedanken komme, lag bei unserer Anwesenheit ein englisches Kanonenboot im Hafen. Die Fahrt bei bewegter See auf dem ewig rollenden kleinen Kasten war nicht gerade ein Genuß. Wir passierten die Kermadec-Inseln, wo sich die große Meerestiefe von 9427 m befindet; dann ging es weiter südlich. Freudig begrüßten wir

Digitized by Google

die immer zahlreicher auftauchenden Inseln. Das war Neuseeland, und bald lagen wir in dem herrlichen Hafen von Auckland.

Doch der Herr Doktor hat wieder einmal Zeit; wir liegen untätig vor Anker, und da es regnet, bleibt uns nichts anderes übrig, als Skat zu spielen. Mit höchstem Interesse stehen die Engländer um unseren Tisch herum und sehen dem Spiel zu, dessen Geheimnisse ihnen wie Wunder vorkommen. Doch wir hatten als profane Alltagsmenschen nicht an den heiligen Sonntag gedacht, und als der Quarantänearzt erschien, machte er uns höflich, aber energisch darauf aufmerksam, daß wir auf neuseeländischem Boden uns befänden und somit das Spiel am Sonntag verboten sei. O, heilige Mucker, dachten wir, die ihr Sonntags im Verborgenen sündigt, und zogen grollend in unsere Kabine, um wenigstens unsere Runde beenden zu können.

Im Grandhotel, das mehr den Eindruck eines Privathauses macht, fühlten wir uns bald recht behaglich. Auckland ist eine entzückende, saubere Stadt. Allenthalben erheben sich Hügel, von denen aus der Blick auf das weite Meer schweift. Im Museum, das ganz in der Nähe unseres Hotels aus einem nicht sonderlich großen Hause besteht, befindet sich eine wundervolle Sammlung von Maorikuriositäten, in der zwei geschnitzte Häuser und ein Kriegskanoe die Kabinettstücke bilden. Heutzutage existieren nur noch einige dieser äußerst kunstvoll geschnitzten Häuser im Innern des Landes; eines davon soll dem Berliner Museum gehören. Wie uns jedoch gesagt wurde, will der Gouverneur die Ausfuhr nicht erlauben. Sehr gut sind auch die Stein- und Tiersammlungen. Speziell sind letztere äußerst übersichtlich angeordnet und vorzüglich präpariert, was man leider bei den Schaustücken mancher unserer Museen nicht immer sagen kann. Bei uns liegen eben die zu wissenschaftlichen Zwecken benutzten Sammlungen in speziellen, dem großen Publikum nicht zugänglichen Räumen.

Wunderbar mutet es uns an, daß jetzt, im September, die Frühlingsvögel zwitschern. Zum zweitenmal in diesem Jahre haben wir Kirschblüte.

Die ganze Stadt überragend erhebt sich der Mount Eden, ein erloschener Vulkan zu einer Höhe von 600 Fuß. Von dem Gipfel, südlich von dem amphitheatralischen Kraterkessel, den in alten Zeiten die Maori zu Versammlungen benutzten, hat man einen wunderbaren

Digitized by Google

Neuſeeländiſcher Buſch.

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

Auckland.

Digitized by Google

Blick über Stadt und Hafen und über das Meer bis weit hinaus zu den vorgelagerten Inseln, und ich glaube wohl, daß dies einer der schönsten Aussichtspunkte der Welt ist. Wir konnten uns gar nicht von dem Anblick trennen, und mehrmals saß ich noch hier oben; die Gedanken eilten über das Meer nach der Heimat. Wie schade, daß alle diese Herrlichkeiten nicht die Lieben daheim mit mir teilen konnten.

Neuseeland wird von den Weltreisenden verhältnismäßig vernachlässigt. Es liegt ja nicht auf dem breiten, ausgetretenen Touristenpfad; aber es ist wirklich zu bedauern, daß dieses Land so wenig bekannt ist. Auf der Nordinsel haben wir das Wunderland der Geiser, auf der Südinsel die Fjords, in denen die üppigste Vegetation dicht an den Polarkreis heranreicht. Leider war es uns der Jahreszeit wegen nicht möglich, die Südinsel zu besuchen; wir mußten uns mit dem Norden begnügen. Was wir da aber zu sehen bekamen, befriedigte uns so, daß wir zu der Überzeugung kamen, daß die Besichtigung der Geiser, ja allein schon der etwa alle 32 Stunden sich wiederholende Ausbruch des Waimangu-Geisers die weite Reise von Europa wert sei.

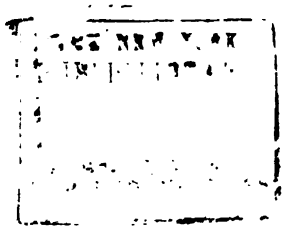
Von Okoroire brachte uns der Wagen durch einen von zahlreichen Herden beweideten Landstrich nach Hot Springs Hotel. Schöne, heiße Bäder spenden den armen Rheumatikern Gesundheit, und damit den Patienten die Zeit nicht lang wird, sind in dem klaren, sehr schnell strömenden Flüßchen Forellen ausgesetzt. Jeden Morgen werden sie mit geschabtem Fleisch gefüttert. Sobald der Wärter die ersten Brocken in das Wasser wirft, kommen die entzückenden Fische in dichten Scharen, sich um das Futter drängend. Forellen und Lachse sind allenthalben in den bis dahin flußarmen Flüssen ausgesetzt, und in den Bergen tönt zur Herbstzeit der Brunftschrei des schottisches Hirsches. Auch hier haben die Engländer durch vernünftige Kultivierung und äußerst strenge Schongesetze eine neue Fauna geschaffen. Landschaftlich bietet die Weiterfahrt weniger Schönes als Interessantes. Es ist eben ein in bezug auf die Kultur in der Entwicklung begriffenes Land. Teils führt uns der Weg durch Wüsteneien, dann durch geschlagenen oder den düsteren neuseeländischen Wald.

Rotorua, wo wir nach etwa achtstündiger Wagenfahrt ziemlich bestaubt ankamen, ist der Hauptbadeort. Jetzt, im Frühjahr, noch

Digitized by Google

Eingeborene von Neuſeeland kochen im Geiſerwaſſer.

Digitized by Google



Digitized by Google

wenig besucht, soll er im Sommer überfüllt sein. Der Ort ist noch im Entstehen begriffen; aber da die heißen Quellen sehr gut sind, wird er bald zum größten Badeort der Südsee heranblühen. Hier beginnt das „Wunderland der Geiser". Die Kranken ziehen den Aufenthalt in Rotorua dem von Wakarewarewa, das nur etwa 20 Minuten entfernt liegt, vor, weil hier bei ungünstigem Wind der Aufenthalt zuweilen durch Schwefeldämpfe unangenehm beeinträchtigt wird. Hier wohnen die Maori, die alten Einwohner von Neuseeland. Nach alten Überlieferungen und auch dem Typus und der Sprache nach stammen sie von Hawaii. Es ist ein schöner Volksschlag; die Mädchen sind auffallend hübsch und haben einen etwas europäischen Typus, gemischt mit dem der Südsee, doch fehlt ihnen die Grazie der Samoanerinnen. Wie aus den Schnitzereien, Sagen und auch Erzählungen der Führerinnen (denn Frauen und Mädchen vertreten hier die Stelle der Fremdenführer) hervorgeht, ist das Volk sehr erotisch veranlagt, wenn es auch dem Europäer gegenüber zurückhaltend ist. Ich glaube, daß ein Grund hierfür wohl mit in dem übermäßig vielen Baden in den heißen Quellen zu suchen ist. Sofort nach der Geburt geht die Mutter mit dem kleinen Kind in die heißen Bäder. Ich sah eine Mutter mit ihrem acht Tage alten Kind im Bade, und das Kleine fühlte sich in der Wärme ersichtlich wohl. Männer, Frauen, Mädchen und Knaben, alles badet ohne jegliche Bekleidung zusammen; dabei haben die Leute eine derartige Gewandtheit beim Auskleiden, das übrigens meist in dem trüben Wasser geschieht, daß absolut nichts Anstößiges dabei ist.

Um zu dem eigentlichen Maoridorf zu gelangen, muß man eine Brücke überschreiten, die über eine 40 Fuß tiefe Schlucht führt, in dessen Sohle ein Flüßchen fließt. Für wenige Pence springen die Kinder aus der Höhe herab, um die Münzen aus dem seichten Wasser zu holen. Es ist erstaunlich, wie sie es fertig bringen, daß sie sich auf dem Grunde nicht verletzen.

Die kochenden Teiche werden sehr praktisch ausgenutzt: Teekessel an Teekessel hängt darin. Auf dem Erdboden sieht man Tücher liegen; hebt man sie auf, so gewahrt man darunter in Erdlöchern hier einen Topf mit Fleisch, dort einen mit Kartoffeln oder Gemüse. Feuer braucht das glückliche Volk also nicht; zufrieden sind sie aber doch nicht, denn — man kann ja mit dem Dampf keine Kuchen

Digitized by Google

backen. Einer der heißen Teiche iſt unbenutzt, da vor einigen Jahren eine Frau darin ihren Tod gefunden hat. Die weniger heißen Quellen

Eingeborenes Mädchen (Maori) von Neuſeeland.

dienen als Bäder oder Waſchplätze. Merkwürdig iſt die Verſchiedenheit der kleinen Teiche. Wirft man in den einen etwas Erde, ſo ſchäumt er auf und führt deshalb den ſtolzen Namen Champagner-

Digitized by Google

geiſer. Der andere, nur wenige Fuß davon entfernte reagiert abſolut nicht auf eine derartige Liebesgabe.

Maorifrau mit Keule aus Nephrit.

Als letzter Uberreſt alter Maorikunſtfertigkeit ſteht hier ein wundervoll geſchnitztes Maorihäuptlingshaus. Die alte berühmte Fremdenführerin Sophie erklärte alles; für jede Figur weiß ſie eine,

Digitized by Google

meist pikante Geschichte zu erzählen. Das Haus, das halb und halb an das Berliner Museum für 40 000 Mark verkauft sein soll, gehört einem Herrn Nelson, und da die Maori auch unzufrieden sind, daß das Haus eventuell wegkommen soll, haben sie die beiden fratzenhaftesten Figuren Mr. und Mrs. Nelson getauft.

Geschnitztes Maorihaus.

Weiterhin kommen wir zu dem eigentlichen Geiserfeld. Alle Arten finden sich hier. Da brodelt es in einem Felsloch, plötzlich steigt Dampf empor, und eine mächtige Säule kochenden Wassers schießt 10 m empor. Friedlicher sind die Schokoladengeiser. Hier kocht eine dicke Schlammasse, aus der nur ab und zu eine kleine Menge Schlamm emporgeworfen wird. In einer Grotte kracht es von Zeit zu Zeit wie Schüsse. Hier steigen Schwefeldämpfe an Felsspalten empor und setzen wundervolle Kristalle an. Da quillt das kochende, kalkhaltige Wasser über, langsam läuft es am Felsen herab und bildet, wenn auch nur kleine, doch sehr hübsche Sinterterrassen.

Digitized by Google

Rotorua liegt an einem sehr schönen See, über den man mit einem kleinen Dampfboot nach Hamurana fährt. Hier mündet ein kleiner Fluß, dessen Quelle gar nicht weit vom See erst entspringt. 60 Fuß tief sieht man in den Quelltrichter hinein, aus dem das Wasser mit solcher Gewalt emporschießt, daß jeder hineingeworfene Gegenstand wieder emporgebracht wird. Lebensmüde können also hier ohne jede Gefahr den Versuch wagen. Auffällig ist die enorme Zahl von Forellen, die sich in diesem Flüßchen, besonders in der Nähe der Quelle aufhalten.

Der kleine Dampfer bringt uns nach Tengae, wo uns schon der Wagen erwartet. Die Fahrt geht durch spärlich bewachsenes Land. An Stellen, wo der Weg tiefer in das Erdreich einschneidet, sieht man die Aschenschichten, die von dem großen Vulkanausbruch im Jahre 1886 herstammen, durch den das Land weithin mit Asche überschüttet und eine große Anzahl Menschen getötet wurde. Schon von weitem sahen wir große Dampfwolken aufsteigen, das war Tikitere, unser heutiges Ziel. Der Führer erklärte uns in seiner Art die Wunder des Geiserlandes. So meinte er, daß das Wasser des kochenden Sees eine Temperatur von 20° über dem Siedepunkt habe. Wir ließen ihn bei seinem Glauben, zumal einige Australier sehr stolz auf dieses Wunder zu sein schienen. Auf dem Wege zu den Schwefelfeldern, wo das Erdreich etwa 95% Schwefel enthält, passierten wir einen heißen Bach. Als mein Freund etwas nahe herantrat, faßte der Hund des Führers, der vorher das Wasser angebellt hatte, ihn plötzlich am Rock und zog ihn zurück. Einige Monate zuvor war das Tier in den heißen Bach gefallen und warnte nun auf diese Weise die Menschen vor der bestehenden Gefahr. Am Abend sahen wir in Rotorua den Hakatanz der Maori; doch konnten wir, mit Ausnahme des Kinderreigens, demselben wenig Gefallen abgewinnen, er war nicht originell genug; die Samoaner hatten uns eben verwöhnt.

Frühzeitig brachen wir zur Weiterfahrt auf. Der Weg führt durch öde, nur von dürrem Farn bewachsene Gegend. Weiterhin kommen wir durch weite Strecken, wo halbverkohlte Bäume die Erinnerung an die furchtbare Eruption des Tarawera wachrufen, dessen glühender Aschenregen alle Vegetation erstickt, Wälder verbrannt und menschliche Wohnungen vernichtet hatte. Eine angenehme

Digitized by Google

Abwechſlung in der troſtloſen Landſchaft bildet der Tikitapuſee mit ſeiner grünen Farbe und der dicht dabei liegende Blaue See. Wir biegen in das Wairoatal ein. Hier ſprießt ſchon wieder Buſchwerk aus dem grauen Leichentuch empor; aber die Häuſerruinen, hier ein

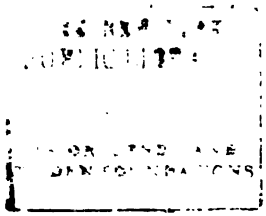
Alaunklippen.

Wagenreſt, dort eine verbogene eiſerne Bettſtatt weiſen auf die Stellen, wo der Vulkan ſeine Opfer gefordert hat. Der einſt ſo ſchöne Wairoa-Waſſerfall iſt nicht mehr, der Fluß iſt verſchwunden, und alles dies hat die Naturkraft in einer Nacht vollbracht. Der jetzt wieder ſo ruhige Vulkan erhebt ſich an dem Tarawerasee, über den wir mit dem Boot fahren. Weit über Manneshöhe liegt die Aſche auf den

Digitized by Google

Der Waimangu-Geiser in Ruhe.

Digitized by Google



Digitized by Google

steilen Uferhängen. Hier standen einst Maoridörfer, die auch in der Schreckensnacht ihren Untergang gefunden haben.

Über einen schmalen Streifen Land erreichen wir den Rotomahana, den „heißen See", an dem die durch die Eruption zerstörten Rosae-sinterterrassen lagen. Jahrtausende hatte die Natur an diesem Weltwunder gearbeitet, um sie in einem Augenblick zu zerstören. Wieder hat sie mit der neuen Arbeit begonnen, wird sie dieselbe wieder in einer solchen Pracht ausführen? Anfangs glaubt man, die Bezeichnung „heißer See" sei etwas übertrieben; aber je weiter wir rudern, desto mehr merken wir, wie er seinem Namen Ehre macht. Der Boden des Bootes wird ganz ungemütlich heiß, die Hand kann man nicht mehr ins Wasser stecken; kochende Bäche ergießen sich von den Uferhängen herab, und dichter Dampf entsteigt dem Gestein.

Durch Zerstörung der Sinterterrassen hatte der Vulkan Neuseeland seines größten Wunders beraubt; aber nach zwölf Jahren, im Februar 1900 machte er dies Unrecht wieder gut und schuf ein Weltwunder, das ich, was Großartigkeit betrifft, höher einschätze als die Niagarafälle: den Waimangu-Geiser. Den Bergrücken überschreitend, gewahren wir den Geiser als stillen Schlammsee vor uns; ab und zu quellen Blasen auf zum Zeichen, daß doch Leben in ihm ist. Dicht dabei liegt ein zweiter Schlammsee, gewissermaßen das Wetterglas des Waimangu. Ganz allmählich steigt in ihm die heiße Schlammmasse; läuft sie über, so ist der etwa alle 32 Stunden erfolgende Ausbruch nicht fern. Von dem Bergsattel zurückblickend, genießt man ein herrliches Panorama über das vulkanische Hügelland, die Seen und die toten Gegenden.

Wie eine Mauer umschließen die Berge, nur nach einer Seite eine Öffnung lassend, den Waimangu und den „schwarzen See". Allenthalben liegen mächtige Felsblöcke herum, die der Geiser ausgeworfen hat. Zwei Schutzhütten „sollen" Deckung gewähren für allzu neugierige Zuschauer. Aber die Führer warnen vor dem Eintritt in dieselben, und sie haben recht; denn bei dem Ausbruch, den wir sahen, schlug ein Stein von der Größe einer Kegelkugel das Eisendach fast durch, und wenige Tage später zerschmetterte ein Felsblock die ganze Hütte. Übrigens ist es nicht nur ein Leichtsinn, sondern eine Torheit, so nahe an den ausbrechenden Geiser heranzugehen, da man in der Nähe die Großartigkeit des Schauspiels nicht

Digitized by Google

beurteilen kann und sofort in Dampf gehüllt wird. Kurz vor unserer Anwesenheit waren zwei Damen trotz der Warnung der Führer direkt an den Geiserrand getreten, um den Ausbruch zu photographieren; zwei Herren hatten sie zurückholen wollen, doch es war zu spät gewesen, der Geiser hatte bereits seine kochenden Schlammassen emporgeschleudert und alle vier weggeschwemmt. Nur die Leiche einer Dame hat man später weit entfernt gefunden, von den übrigen nichts.

Allmählich stieg der Spiegel des Schwarzen Sees. Etwa 1 km von dem Geiser entfernt hatten wir uns im Felsen gemütlich eingerichtet, die Apparate waren „schnappfertig", alles also vorbereitet. Bald fing der Geiser zu spielen an. Das ganze Erdreich begann zu dampfen, jetzt fiel der erste „Schuß". Eine Portion Schlamm flog etwa 30 m hoch, dann wieder Ruhe. Von Zeit zu Zeit wiederholten sich die Schüsse, immer häufiger werdend. Noch einmal blickten wir von dem Schutzhaus in die Tiefe. Wie brodelte und fauchte es da unten! Dampf, Schlamm und Steine flogen fast schon bis zu uns auf die Höhe. Wir wußten, daß nach diesem heftigen Aufkochen wieder etwa eine Stunde Ruhe eintritt. Der Riese sammelte seine Kraft zum gewaltigen Stoß. Ganz ruhig lagen wieder die Schlammassen, als sei alles vorbei; nur der aufsteigende Dampf zeigte die innere Tätigkeit. Da, mit einem Male hob es sich schwarz aus dem Geisertrichter, höher, immer höher stiegen die Massen von Schlamm und Steinen bis zur Höhe von etwa 1500 Fuß, ungeheure Mengen Dampf quollen gen Himmel, eine Verbindung zwischen Wolken und Erde darstellend. Lautlos, wie sie emporgeflogen, sanken die schlammigen Massen in den Trichter zurück; das Schauspiel war vorüber, unbeschreiblich majestätisch in seiner Größe und dem Eindruck, den es auf uns schwache Menschen hinterläßt. Mir war es, als hätte ich das alles im Traum geschaut, und als ich wieder voll zur Besinnung kam, hatte ich die Mütze in der Hand. Instinktiv hatte ich, ohne es zu wissen, das Haupt vor dieser Naturmacht entblößt. Mein Freund und ich waren uns einig, daß nichts auf uns einen derartigen Eindruck gemacht habe oder würde hervorrufen können, wie der Waimangu-Geiser, ja, daß es die Reise nach Neuseeland lohne, um dies Wunder zu schauen.

Unser Weg ging über die Berge nach der Landstraße, wo der Wagen uns erwartete. Noch einmal genossen wir den Blick über das

Digitized by Google

Ausbruch des Waimangu-Geiſers. I.

Digitized by Google

Digitized by Google

weite, verwüstete Gebiet und den Waimangu. Noch immer schwebten als weiße Wolke die Dampfmassen des Ausbruches über der Gegend. Wir nahmen Abschied von ihr und von einer armen Waise, die sich in den zwei Tagen unseres Aufenthaltes sehr an uns angeschlossen hatte, einem Hunde, dessen Herr auch dem Waimangu zum Opfer gefallen war.

Am Abend trafen wir auf dem Schwefelfeld von Waiotapu ein, das für die Maori reserviert ist, die auch die Führerrolle übernehmen.

Ausbruch des Waimangu-Geisers. II. (Die Berge sind etwa 200 m hoch.)

Schon beim Blick vom Hotel aus fällt die bunte Farbe des Erdreiches auf. Hier liegt der Schwefel, schwarz, gelb, weiß usw., in allen Farben und Formen, hier als Kristall in Höhlen, dort als Schlamm in Tümpeln und Bächen. Gelbe, grüne, blaue und milchweiße Seen wechseln einander ab; hier sind die Felsen mit Sinter, dort mit Alaun überzogen. Wirft man in den einen See etwas von dem kalkhaltigen Erdreich, so schäumt er auf wie warmer Sekt; den anderen rührt ein solches Experiment gar nicht, wie es auch in Wakarewarewa der Fall war. Kurz, auf jeden Schritt gibt es Neues zu sehen. Am merk-

Digitized by Google

würdigsten berührt die verschiedene Temperatur der einzelnen Seen. Hier haben wir einen kochenden Teich, und kaum einen Fuß davon entfernt quillt kaltes Wasser hervor, dicht dabei öffnet sich eine trockene Schwefelhöhle bis tief ins Gestein. Das rote Erdreich enthält einen Farbstoff, der die für die dortigen Gegenden besonders wertvolle Eigentümlichkeit besitzt, selbst in anhaltendem Schwefeldampf beständig zu sein.

Weit und staubig ist der Weg nach Wairakei, das wir nach fünfstündiger Fahrt erreichen. Gleich beim ersten Anblick waren wir entschlossen, einige Tage hier zu bleiben, und wir bereuten es nicht. Besonders angenehm berührte das warme Schwimmbad im Freien. Ein Original beherbergt das Hotel in dem Führer „Bob", wirklich eine Perle von einem Menschen. Schon lange Jahre hat er den Führerposten im Geisertal inne und sich mit dem Wesen der Geiser im allgemeinen nicht nur so vertraut gemacht, daß er an der Hand von Modellen den Gästen den Zusammenhang und die Pausen zwischen den Eruptionen klar machen kann, sondern er hat auch den Zusammenhang der Geiser untereinander festgestellt. So hat er es vollständig in der Hand, die Quellen springen zu lassen oder nicht. Das hat den großen Vorteil, daß Unglücksfälle, die früher nicht selten waren, vermieden werden. Dabei ist nichts Künstliches geschaffen oder die Natur irgendwie beeinträchtigt worden. Das poröse Gestein ermöglichte es, trotz des Regens überallhin trockenen Fußes zu gehen. Hier in dem feuchten, warmen Geisertal ist alles mit dichtem Buschwerk bewachsen, aus dem von Zeit zu Zeit der weiße Dampf emporsteigt. Rechts vom Wege haben wir den Champagnertümpel, in dem es brodelt und moussiert. Die überfließenden Wassermassen haben sehr hübsche kleine Sinterterrassen gebildet. Da öffnet sich ein Felsspalt mit Steingebilden, die dem Ganzen das Aussehen eines Drachenmaules geben. Alle zehn Minuten spuckt es daraus hervor, und es gehört sich für den Touristen, daß er die Zwischenzeit benutzt, sich einmal im Rachen des Ungeheuers ordentlich durchzuwärmen. Alle Arten Quellen sieht man weiterhin. Da ist das Adlernest, dort die Prinz von Wales-Federn, zwei sich kreuzende Geiserstrahlen, die wirklich das Bild von Federn geben. Eigentümlich ist das Verhalten des weißen Tons, der hier vorkommt. Sobald er an die Luft kommt, färbt er sich, wohl durch Oxydation, rot. Alles glaubten wir unserem guten „Bob", mit

Digitized by Google

dem wir große Freundschaft geschlossen hatten; nur seine Erzählung über die Entstehung des Asbestes nicht. Er behauptete, dieses wertvolle Mineral bilde sich durch Versinterung des Holzes. Für unsere ungläubigen Gesichter hatte er nur ein überlegenes Lächeln; doch nahmen wir dies dem alten, braven Mann nicht übel. Später gab er uns noch eine Spezialvorstellung mit den Geisern, von deren Geheimnis aber niemand etwas wissen sollte. Wir gaben den Erdgeistern Seife zu fressen, die sie aber absolut nicht scheinen vertragen zu können. Selbst die trägsten Geiser fingen sehr bald ganz toll an zu spucken.

„Wer spricht da von Schlangen!" (Lachende Jacks.)

Nicht weit vom Hotel liegt die große Blasehöhle Karapiti. Aus einem runden Erdloch schießt hier mit ungeheurer Gewalt heiße Luft heraus. Wirft man eine Mütze oder einen Busch hinein, so fliegen sie weit weg. Auch ein aufgespannter Schirm fliegt köstlich, wie mein Freund konstatierte; nur schade, daß sich dabei zuweilen die Stäbe als zu wenig widerstandsfähig erwiesen.

Wasserfälle hatten wir eigentlich schon genügend auf der Reise gesehen; aber wir hatten ja Zeit, und so fuhren wir, das schöne Wetter benutzend, nach den Aratiatiafällen. Der etwa 200 Fuß breite Fluß wird hier in eine nur etwa 50 Fuß breite Passage gezwängt und hat auf einer Strecke von 800 m über 100 m zu fallen. Das Wasser ist kristallklar und schießt mit ungeheurer Kraft über die Felsen, dabei wundervolle Katarakte bildend.

Digitized by Google

Übrigens sahen wir bei dieser Fahrt auch die Anwendung von Brieftauben. Um sie zu üben, hatten wir einige im Korb mit und ließen sie einzeln fliegen. Mehrere kannten sich sehr wohl in der Gegend aus und schlugen sofort die Richtung nach dem Hotel ein; andere kreisten erst mehrmals zur Orientierung, um dann in gerader Linie der Heimat zuzustreben.

Bei unserem Abschied von Wairakei war auch „Bob" erschienen, um uns nochmals die Hand zu drücken.

Immer den tiefeinschneidenden Fluß entlang geht die Fahrt, vorbei an den donnernden Huka-Fällen. Wir verlassen das Hügelland, die Gegend öffnet sich. In weiter Ferne taucht das schneebedeckte Haupt des gerade recht tätigen Vulkans Ngauruhoe auf, seine Nebenberge überragend. Vor unserem Blick breitet sich die weite, blaue Fläche des Taupusees aus. Die Zeit bis zur Abfahrt des kleinen Dampfers benutzten wir zu einem Ausflug nach dem sehr nett gelegenen Badeort Spa und dem Krähennestgeiser, der etwa alle Stunden seine Wasser- und Dampfgarbe 40 Fuß hoch schleudert.

Auf die Fahrt über den Taupusee, wobei wir wilde schwarze Schwäne zu Gesicht bekamen, folgten zwei recht eintönige Fahrttage durch unendlich ödes Land, auf dem nur spärliches Gras gedeiht. Unsere Reisegesellschaft, lauter schlechten Tabak rauchende Goldsucher, trugen auch nicht gerade zur Erhöhung des Reizes der Fahrt bei; dabei war es sehr kalt. Aber alles geht einmal zu Ende, selbst die langweiligste Fahrt. Am ersten Buschwald, dem wir uns näherten, sahen wir eine Herde wilder Pferde, geführt und geschützt von einem schwarzen Hengst. Schon seit langer Zeit bemüht man sich, der Tiere habhaft zu werden, aber der Wachsamkeit des Hengstes ist es bisher immer gelungen, die Gefahr rechtzeitig zu entdecken und seine Herde in Sicherheit zu bringen. Plötzlich waren wir wieder in schön bewaldeter Gegend; rechts und links vom Wege ziehen sich tiefe Schluchten, aber der Weg war ungemein schlecht. In Ungarn habe ich in regnerischen Zeiten recht unangenehme Wagenfahrten auf den tiefausgefahrenen Wegen gemacht, aber alle Achtung; die Neuseeländer waren ihnen in dieser Gegend noch über. Wohl zehnmal war der Wagen am Umkippen, dann wieder steckte er bis zur Achse im Schlamm, so daß wir herausspringen und den Wagen mit herausziehen mußten. Trotz allen Unannehmlichkeiten hielt der Humor an,

Digitized by Google

und an beſonders ſchlechten Stellen ſangen wir: „Zieh, Pferdchen, zieh, im Dreck bis Pipiriki“. Den ſchönen Namen führte unſer Reiſeziel. Daß wir in ein alkoholfreies Hotel gerieten, geſchah eigentlich

An dem „Neuſeeländiſchen Rhein“ (Wanganui).

gegen unſere Wünſche; aber was half es, wir hatten einen Platz, um die zerſchlagenen Glieder auszuruhen, zu pflegen kann ich nicht ſagen, dazu war der Betrieb zu kümmerlich. Allem merkte man an, der belebende Geiſt des Alkohols fehlte hier. Seinen Ruf hat Pipiriki von dem vorüberfließenden Wanganui, dem „Rhein Neuſee-

Digitized by Google

lands", wie wir oft hörten. Das ist etwas übertrieben; die Bezeichnung „Neckar" genügt auch (aber ohne Heidelberg und die Neckarweine).

Die Fahrt auf dem kleinen Raddampfer geht bei der starken Strömung sehr flott, wir laufen zehn Meilen die Stunde. Die Berge treten dicht an den Fluß heran, oft in fast senkrechten Abstürzen von 500—600 Fuß Höhe. Was das Bild besonders reizvoll macht, ist die typische Buschszenerie, dichtes Gehölz, dazwischen Farnbäume und am Fluß das lichte Grün der Trauerweiden. An Maoridörfern machen wir von Zeit zu Zeit Halt, um den Passagierverkehr zu erledigen.

Auf einer der Inseln, die der Fluß umspült, fand 1864 eine mörderische Schlacht gegen die fanatischen Hauhaus statt, die die Stadt Wanganui überfallen wollten, hier aber in einen Hinterhalt gerieten und vernichtet wurden. In dem sauberen Städtchen waren wir bald mit dem Sehenswertesten fertig und dampften mit der Bahn nach Wellington weiter. Unzählige Schafe sieht man auf dem mehr oder weniger urbar gemachten Hochplateau. Die höheren Berge liegen noch im tiefen Schnee; aber in den Farmen hat der Frühling bereits Einzug gehalten, die Obstbäume stehen in vollster Blüte.

In Wellington, einer sehr hübschen Stadt von 50000 Einwohnern, erhielten wir im Royal-Oak-Hotel sehr gutes Quartier. Spaziergänge auf den Signalberg, von dem man auf einer Seite die Insel, auf der anderen das Meer weit überblickt, und nach dem Botanischen Garten, der die gesamte Flora Neuseelands birgt, füllten unsere Zeit bis zum Abgang der „Monowai", die uns nach Sidney bringen sollte. Diese Fahrt war eine der schönsten unserer Reise; das macht eben die gute Gesellschaft, und immer noch sehe ich einen schwarzen Lockenkopf mit zwei feurigen Augen und höre das Lied: „Because I love you, I do I do!"

Noch einige frohe Tage in Sidney, ein trauriger Abschied, das Lied ist zu Ende.

Digitized by Google

Von Sidney nach Batavia.

Mein treuer Reisegefährte liebt keine Unentschiedenheit, und so stellte er mich eines Tages vor die Alternative: „Entweder fahren Sie jetzt nach Melbourne nach oder mit mir in die ‚Blauen Berge‘; jedenfalls reise ich mit dem ‚Prinz Waldemar‘ am 26. über Neuguinea nach Java; also überlegen Sie sich die Sache.“ Na, das war deutlich, das ist er immer. Ich machte in Gedanken einen großen Punkt hinter den kleinen Roman und fuhr mit in die „Blauen Berge“.

Die „Blauen Berge“ verdienen diese Bezeichnung mit vollem Recht; auf einige Entfernung erscheinen sie wirklich tiefblau. Bis Blackheath benutzten wir die Bahn. Hier erwartete uns ein Automobil, in das außer uns noch eine sehr nette Engländerin mit ihrer sechzehnjährigen Tochter einstiegen. In sausender Fahrt ging es über Berg und Tal, und oft bot sich eine wunderbare Fernsicht. Sehr angenehm empfanden wir es, daß uns kein Wagen entgegenkam. Die Wege sind Eigentum der Hotelgesellschaft, die auch das Automobil stellt, und so sind sie einfach in der Zeit, während der das Automobil verkehrt, gesperrt. Die letzten fünf Meilen Weges geht es ohne Kraft, aber in kolossaler Fahrt bergab. Wir passieren den mächtigen, von Felsen gebildeten natürlichen Torbogen der Jenolan-Höhlen und halten vor dem schmucken, idyllisch gelegenen Hotel. Hier ist den kleinen Kängurus, den Wallabies, ein Schongebiet reserviert. Ich hatte keine Ahnung davon und war nicht wenig erstaunt, als ich plötzlich eines dieser Beuteltiere mit mächtigen Sätzen die Felsen emporspringen sah. Mit meinem Freunde setzte ich mich bei gutem Winde an, und es

Digitized by Google

dauerte nicht lange, da kamen diese originellen Tiere aus den Felshöhlen heraus. Neugierig kamen sie bis auf wenige Schritte zu uns

Jenolan-Höhle in den Blauen Bergen bei Sidney.

heran. Am nächsten Abend saß ich mit meiner jungen Reisegefährtin auch hier oben; sie hätte eine vorzügliche Jägerin abgegeben, denn

Digitized by Google

sie saß einer Bildsäule gleich da. Übrigens hatte sie meines Freundes Herz mit Sturm genommen. Wir schossen mit ihr Pistole, und sie setzte, obgleich sie zum erstenmal eine Pistole in der Hand hatte, von zwölf Kugeln zehn ins Schwarze. Die Besichtigung der mächtigen Grotten ist sehr lohnend, denn alle Arten von Tropfsteingebilden finden sich hier. Bald haben wir Säulen oder Mauern von herrlich gestreifter Farbe, dann wieder Zapfen und vorhangähnliche Gebilde von unzähligen Variationen. Das Ganze wird durch elektrisches Licht erhellt, welches gegen Fackeln ja den großen Vorteil der Reinlichkeit hat. Die feinsten Gebilde sind durch Drahtnetze geschützt. Wird die Ursprünglichkeit dadurch auch beeinträchtigt, so bleiben die Sachen doch wenigstens erhalten. Enorm hohe Strafen, die auf Beschädigung oder Beschreiben gesetzt sind, tun auch das Ihrige.

Nebeliges Wetter beeinträchtigte nicht nur die Aussicht auf der Rückfahrt nach Blackheath, sondern auch unser Automobil. Die Kraft ließ bedeutend nach; mehrmals mußten wir aussteigen und den Wagen etwas schieben. Hatten wir ihm den erforderlichen Schwung gegeben, dann ging es wieder eine Weile. Am flottesten kamen wir jedenfalls unter Vorantritt eines Pferdes vorwärts.

Zu einem Ausflug nach Govetts Leap benutzten wir einen richtigen Wagen, welcher jedenfalls zuverlässiger ist. In einem schmalen Strahl stürzt sich hier ein Bächlein etwa 300 m tief in ein breites, sehr schönes Tal, das in seiner Anlage an den Grand Cannon in Kalifornien erinnern soll, tatsächlich aber nicht den hundertsten Teil desselben darstellt.

Die schönen Tage in den Blauen Bergen waren vorbei. Nur noch wenig Zeit blieb uns bis zum Abgang des „Prinz Waldemar", und wir nahmen Abschied von den Damen.

Es ist ein wundervoll eingerichtetes Schiff des Norddeutschen Lloyd, das mit Recht die Bewunderung der Australier hervorgerufen hat. Bei unserer Abfahrt liegt neben uns die „Gneisenau", und als wir langsam vorbeigleiten, intoniert drüben die Musik: „Muß i denn, muß i denn zum Städtelein hinaus, und du mein Schatz bleibst hier." Ja, ja, so geht es in der Welt zu. Aber ich war nicht der einzige, der ungern von Australien schied; ich weiß noch jemanden, darüber darf ich jedoch nicht reden! Die Fahrt bis Neuguinea bot nichts Besonderes. Die Zahl der Passagiere war

Digitized by Google

gering. Ein weltenbummelndes amerikanisches Ehepaar und einige Deutsche waren ganz nett, widerwärtig dagegen aber mein Nachbar zur Linken, ein Spreeathener, wie ihn nur Berlin O. zeitigen kann, dem ich, wenn auch unabsichtlich, so doch mit Wonne und zur Freude aller Passagiere in Neuguinea einen Streich gespielt habe. Schon seit einigen Tagen hatte ich in meiner Kabine ein von einem Eingeborenen erhandeltes Emuei liegen. Ich fürchtete, daß es in der Hitze leicht verderben konnte, weshalb ich es an Deck holte, um es auszublasen. In Ermangelung eines Eierbohrers nahm ich ein Messer und bohrte schon auf der Treppe an der dicken Schale. Da kam mein „Freund" mit einem halben Wasserglas voll Kognak in der Hand. Ich sagte ihm: „Wollen Sie Eierkognak machen, so kommen Sie her, ich schenke Ihnen den ganzen Inhalt." Neugierig kommt er heran und schaut, — da, ein Knall, als gehe eine Büchse los, ein Schrei, ich sehe vor mir den „netten Kerl", das ganze Gesicht und der Anzug braun, triefend, übelriechend. Ich sah auch nicht besser aus. An der Erde aber lag der totfaule Emu, der einen unbeschreiblichen Duft verbreitete. Ich habe einmal eine Wasserleiche, die im Sommer drei Wochen lang im Wasser gelegen hatte, sezieren müssen, welche Eau de Cologne dagegen war. Alles lief im Schiff zusammen, um dann mit einem Schreckensschrei und zugehaltener Nase zu retirieren. Mein Zimmerboy bekam beinahe Zufälle. Er dachte, ich müßte sterben, da ich im ganzen Gesicht blutete, denn die Schalen des explodierten Eies hatten mir an verschiedenen Stellen das Gesicht aufgerissen. Schnell entschlossen warf ich den duftenden Emu über Bord und lief ins Badezimmer, um mich unter der sprudelnden Brause zu reinigen und meiner Sachen zu entledigen. Wie oft haben wir über die Episode noch gelacht; denn alle gönnten meinem Nachbar das Mißgeschick.

Bei herrlichem Sonnenaufgang präsentierte sich Neupommern. Wie schön nahm sich jetzt, bei Beginn der Regenzeit und im frischen Grün, Herbertshöhe aus. Mit dem kaiserlichen Richter Dr. K., der seinerzeit mit uns von Singapore hierher gefahren war und uns nun als Gäste bewillkommnete, fuhren wir zum Gouverneur Dr. Hahl, der uns zum Diner und für den nächsten Tag zu einer Tour ins Land einlud. Daß wir nicht nein sagten, ist selbstverständlich. Früh sechs Uhr waren Wagen und Reitpferde bereit, und an dem tau-

Digitized by Google

frischen Morgen ging es auf vorzüglichen Wegen durch sehr gut stehende Pflanzungen und Urwald nach der in den Bergen gelegenen Polizeistation Toma. Ganz nahe bei dieser Niederlassung wurde vor einigen Jahren Frau Wolf mit ihrem kleinen Kind ermordet. Zur Bestrafung der Mörder wurde eine Expedition unternommen. Wie viele Eingeborene bei den Kämpfen fielen, ließ sich natürlich nicht

Gouverneur Dr. Hahl mit einem kleinen Häuptlingssohn.

feststellen; aber das Dorf wurde zur Strafe zerstört, und jetzt wird auf der sehr gesunden Höhe ein Erholungsheim für Europäer errichtet. Die Polizeistation und der sehr energische Polizeimeister sorgen für Ruhe und Ordnung, die seither auch nicht wieder gestört worden ist. Zum Wegebau werden Strafarbeiter verwandt, so daß das Werk rüstig fortschreitet. Einen wundervollen Blick genießt man von der Höhe des Varzinberges über die ganze Insel. Könnte man doch erst so weit vordringen wie das Auge reicht. Nach dem Essen in Toma traten die Arbeiter in Reih und Glied an, ebenso die hier stationierten

Digitized by Google

Polizeisoldaten, alles Bukaleute von den Salomonsinseln, welche die besten Krieger der Südsee sind. Vor der Station herrschte reges Treiben. Von weit her hatten sich die Eingeborenen zusammengefunden, um hier Markt abzuhalten.

Leider war unser Aufenthalt in Herbertshöhe auch diesmal nur recht kurz bemessen, und so verlockend die Einladung des Gouver-

Junges Krokodil in ärztlicher „Behandlung".

neurs zu einer Expedition nach St. Mathias und Neuhannover auch war, wir mußten weiter, wenn wir später in Siam und Indien noch gute Jagdzeit haben wollten. Dicht bei Matupi, in allerdings recht ungesunder Gegend, lagen wir einen Tag in dem gut geschützten Simsonhafen, wo vom Lloyd ein Pier gebaut wird. Hier brachte man uns ein kleines Krokodil an Bord, ein nettes, aber etwas gefährliches Spielzeug, denn mit seinen nadelscharfen Zähnen

Digitized by Google

biß es wie toll um sich. Das Tier lebendig mitzunehmen, war zu unbequem, und so fällten wir beiden Medizinmänner das Todesurteil. Chloroform tat langsam, aber sicher seine Wirkung. Dann sollte es abgebalgt werden. Über eine Stunde quälten wir uns mit dieser Arbeit ab. Die Hitze in der Apotheke, wo wir arbeiteten, war furchtbar; fertig wurden wir aber nicht. Ein Küchenjunge sollte das Werk vollenden, als aber der Koch ihn dabei erwischte, ergrimmte

Bootswerft der Eingeborenen von Siar.

er und warf die Arbeit, die so viel Schweiß und einen unbändigen Durst verursacht hatte, über Bord.

Ähnlich wie Neuseeland hat auch Matupi seinen heißen Fluß. Die Temperatur ist so hoch, daß es unmöglich ist, die Hand in das Wasser zu stecken, und doch leben hierin Tiere.

Die Nacht über fuhren wir nach Friedrich-Wilhelms-Hafen. Wie bei unserem ersten Besuch gefielen uns auch diesmal die Eingeborenen sehr gut. Mit ruhigen, gravitätischen Schritten gingen sie wie lebendige Bronzestatuen einher. Ein nur auf das notwendigste beschränktes Schamtüchlein ließ die kräftigen Körperformen in ihrer ganzen Schönheit zur Geltung kommen. Gesicht und Haar war meist gefärbt, und

Digitized by Google

um die Stirn und den Hals lag Schmuck aus Hundezähnen und Muscheln. Die Leute machen einen überaus angenehmen Eindruck. An Bord benehmen sie sich ruhig und zurückhaltend, durchaus nicht neugierig. Viel Freude macht ihnen das Klavier und vor allem das Grammophon. Wir sagten, in dem Kasten stecke ein kleiner Mann und spräche heraus. Schließlich behauptete einer, er habe ganz deutlich den Mund in dem Trichter gesehen. Den meisten Effekt machte

Eingeborene von Neuguinea am Grammophon.

natürlich eins der Lachstücke, das selbst den Zurückhaltendsten mit fortriß.

Die kleine Insel Siar mit ihrem Eingeborenendorf barg für uns sehr viel Interessantes. Dem reichen Muschel- und Zahnschmuck nach erfreuen sich die Leute eines ziemlichen Wohlstandes. Das Junggesellenhaus, in dem unter allerhand anderen Gerätschaften auch der Tanzschmuck aufgehängt war, bildete ein vollständiges ethnologisches Museum. Wie gern hätten wir hier einiges mitgenommen. Am Meere waren einige Leute beim Bootbau beschäftigt. Ein mächtiges Kanoe lag halbfertig da; ein alter Mann arbeitete sehr geschickt mit

Digitized by Google

einer rohen Axt an dem Bugschmuck. Ein einziger, mächtiger Baumstamm bildete das ganze Boot. Weit aus den Bergen hatte man ihn herabgeschleppt und für den Transport eigens einen Pfad dazu

Kapitän W. mit zwei Häuptlingen von Siar.

schlagen müssen. Wie wir später in den Zeitungen lasen, unternahmen kurz nach unserem Besuch die Männer von Siar einen Überfall gegen die Missionare, weshalb einige Häuptlinge, wahrscheinlich die auf unserem Bilde, gefangen und zum Tode verurteilt wurden.

Kurz vor der Abfahrt des „Prinz Waldemar" wurde ein sterbender Passagier an Bord gebracht. Eineinhalb Jahr hatte er die Huongolf-

Digitized by Google

expedition geführt. Mit reicher Ausbeute und voller Hoffnungen erreichte er die Küste; aber die mörderische Malaria hatte auch ihn erfaßt. Schwarzwasserfieber brach bei ihm aus, und statt zur Heimat zurückkehren zu können, fand er hier, auf einer nicht von Missionaren bewohnten Insel, sein Grab. Wir wußten ja nicht, ob er Protestant oder Katholik war, und so wollten wir einem Streit am Grabe dieses unglücklichen Mannes aus dem Wege gehen. Ein tragisches Geschick: am Weihnachtstage wäre er in die Heimat zurückgekehrt, und nun traf statt seiner an diesem Freudentage die Todesnachricht ein.

In Seleo, das wir am nächsten Morgen anliefen, hatte sich der Einfluß der Kultur in den wenigen Monaten, seit wir zum erstenmal hier gewesen waren, recht unangenehm bemerkbar gemacht, indem eine große Anzahl der Eingeborenen, die mit Speeren, Pfeilen, geschnitzten Rudern usw. unser Schiff umdrängten, jetzt nicht mehr so auf Tauschartikel, sondern auf Geld ausgingen. Andere wieder hielten an der alten Tradition fest, und so wurden meine Glasringe und Messer voll gewürdigt, zum Ärger eines Amerikaners, der für seinen Tabak nichts erhielt. Neben den mächtigen Frisuren der Männer fielen uns hier, im Gegensatz zu anderen Plätzen in Neuguinea, besonders die hübschen Figuren der Mädchen auf.

Pater Lörks, mit dem wir seinerzeit zusammen nach Sidney gefahren waren, einen sehr verständigen Missionar, früheren Bäcker, dem der Herrgott am Backofen erschienen war, begrüßten wir in Tamara, wo wir nur kurze Zeit lagen, um die Post abzugeben. Dann nahmen wir Abschied von Neuguinea, an dessen Küste entlang unser Kurs nordwestwärts führte. Auf demselben Weg wie vor drei Monaten fuhren wir zurück: durch die Pittstraße nach Banda. Für Unterhaltung an Bord sorgte unser kleiner, aber um so fidelerer Kreis. Der Schiffsdoktor voran, Herr H. aus Düsseldorf, zwei Herren, die aus Neuguinea nach Deutschland zurückkehrten, und ich. Allabendlich ging es lustig im Rauchsalon zu. Dazu das köstliche Faßbier, was brauchte da das Herz noch mehr. In Banda kam eine größere Anzahl Holländer an Bord, die von sämtlichen Einwohnern der Kolonie an Bord begleitet wurden. Besonders groß war die Anzahl der jungen Mädchen, die in ihren lichten Kleidern auf Deck herumpromenierten. Schade, daß von ihnen keine mitfuhr. Wie gerne wären wir hier die Nacht über vor Anker geblieben; das hätte ein

Digitized by Google

sehr fideles Fest gegeben. Aber der Kapitän hatte ein hartes Herz, und als die Sonne zur Küste ging, dampften wir unter Tücherschwenken und Abbrennen von Buntfeuer aus dem paradiesisch schönen Hafenplatz.

Allabendlich wurde im Rauchsalon zum Besten der Waisenkasse fleißig Skat gespielt und das jedesmalige Ergebnis auf einem Zettel ausgehängt. Als praktische Leute und Spielratten waren die

Eingeborene von Siar.

chinesischen Stewards bald dahinter gekommen, daß dies eine Wettgelegenheit sei. Eines Morgens erwischten wir sie, als sie gerade ihre Wetten, die sie auf uns abgeschlossen hatten, ausglichen. Heinrich, unser Oberboy, war überhaupt ein ganz schlauer Bursche; er verstand recht gut Deutsch, und ich bin sicher, daß er oft noch während des Spielens ins Skatprotokoll gesehen und danach seine Wetten eingerichtet hat.

Bei einer langen Seefahrt kommt man bekanntlich auf allerhand Einfälle, so auch auf praktische Astronomie. Als wir eines Abends

Digitized by Google

wieder an Deck promenierten und über die Namen der Sterne diskutierten, falle ich plötzlich im Dunkeln über etwas Weiches. Ich denke natürlich, es ist eine der Schiffskatzen, und will ihr, wütend über die Störung unserer gelehrten Besprechung, noch einen Tritt versetzen. Da schreit es schmerzlich auf; es war ein Chinese, der sich einfach quer über das Promenadendeck gelegt hatte, um hier im Mondschein zu schlafen. Katzen hatten wir übrigens auch an Bord, aber keinen Kater, und so zogen dieselben miauend durch das ganze Schiff. Besonders oft erschienen sie im Rauchsalon; wahrscheinlich ahnten sie, daß hier recht oft ein Kater entspringt, leider keiner zur Stillung ihrer Liebessehnsucht.

In Macassar, das wir auch wieder anliefen, gab es immer noch nichts zu sehen, und so dampften wir weiter Batavia zu. An dem Abend vor unserer Ankunft daselbst wurde eine gewaltige Abschiedsbowle gebraut, und bei Gitarre- und Klavierspiel gingen die Wogen der Begeisterung hoch. Es war sehr, sehr spät, als wir die Kojen aufsuchten. Das Erwachen aber war grausig, und ich gelobte feierlich, nie wieder mehr zu trinken, als ich vertragen kann; denn in den Tropen ist tatsächlich ein Kater, wie ich so oft gehört, furchtbar. Zu meinem Trost ging es anderen Leuten nicht besser, und das alte Wort: „Geteilter Schmerz ist halber Schmerz" erwies sich wieder einmal als wahr.

Digitized by Google

Java.

Mit Sonnenaufgang und dickem Kopf kamen wir in Tandjong Préak an. Bald erschienen die Zollbeamten, und die den Reisenden so erfreuende Zollrevision konnte wieder über uns ergehen. Der Zollbeamte, von dem man mit Recht sagen konnte: „Drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht", war sehr nett. Als ich den ersten meiner flachen Kabinenkoffer öffnete, schob ich ihn möglichst nahe an den dicken Herrn, was ihm das Bücken erschwerte (mir wurde es auch recht sauer), und so war er milde und glaubte unserem ehrlichen Gesicht, daß wir nichts Zollpflichtiges hatten.

In Weltevreden, der gesunden Schwesterstadt von Batavia, bekamen wir sehr gute Wohnung, und bald lagen wir, in die Bewältigung unserer umfangreichen Post vertieft, in den bequemen Liegestühlen auf unserer Veranda. Das Hôtel des Indes, von zwei netten, Deutsch sprechenden Herren geleitet, ist sehr gut. Ein mächtiger Varingenbaum, dessen starke Luftwurzeln sich wie Taue zu Boden senken, überschattet einen großen Teil des Gartens vor der Veranda. In Java führen die Holländer, soweit sie nicht im Geschäft sind, eine Art Schlaraffenleben. Früh mit Sonnenaufgang kriechen sie aus dem Moskitonetz, gehen auf die Veranda und erfreuen sich, im Liegestuhl ausgestreckt, des jungen Tages. Die Toilette ist für Damen Nachtjacke und Sarong (rockartiges Hüfttuch), für Herren Flanelljacke und Hosen aus Sarongstoff, dazu Pantoffeln an den nackten Füßen. Sofort naht ein Diener mit einer Tasse köstlichem, sehr schwerem schwarzen Kaffee. So träumt man bis zur Zeit des Bades, nach dem man ein kaltes Frühstück einnimmt, zu dem die Damen meist noch

Digitized by Google

in obiger Toilette erscheinen. Um sich von dieser anstrengenden Tätigkeit zu erholen, ist eine Spazierfahrt sehr angenehm. So kommt allmählich der Mittag heran, die Zeit der Reistafel. Hierunter versteht man das oft verlästerte, uns aber vortrefflich mundende Nationalgericht. Etwa zehn bis zwölf Kellner nahen und reichen zu dem gedämpften Reis allerhand gewürzte, gesalzene, gekochte, gebratene Fische, Hühner, Tauben, Fleischklößchen, Gulas, Crevetten, Krebse, Hummer, Eier, Curry und Gewürze, kurz eine ganz gastronomische Ausstellung. Der richtige Reistafelesser macht daraus eine Mischung, und ist er mit der Portion fertig, so hat er eigentlich genug. Aber da kommt ein so vorzüglicher Braten, daß man auch davon noch etwas nehmen muß. Früchte geben dem Mahle, dem ein Schnäpschen aufgesetzt wird, den richtigen Abschluß. Nach einer derartigen Leistung muß sich natürlich der Körper etwas Ruhe gönnen, und bald liegt alles wieder friedlich, mit dem Schlafanzug angetan, im bequemen Liegestuhl auf der Veranda, bis der Zimmerboy durch Tassenklappern mahnt, daß dem Körper zur Anregung eine Tasse Tee gut sei. Man badet, zieht einen dunkeln Anzug an und fährt etwas spazieren. Da erklingt schon die Glocke und ruft zum Diner. Im Schaukelstuhl den Klängen der Musik lauschend, träumt es sich wundervoll bei einer Zigarre, zumal wenn man einen so würdig verbrachten Tag wie den geschilderten hinter sich hat. So leben auf Java recht viele Leute jahraus, jahrein; deshalb braucht man sich über die Körperfülle der dortigen Holländer nicht zu wundern.

In dem feuchten, warmen Klima gehen die Europäer natürlich möglichst wenig, und so benutzten auch wir meist die leichten, flotten Wagen. Durch die ganze Stadt ziehen sich Kanäle, in denen die Eingeborenen waschen und baden. Auf unserer Rundfahrt durch die alte und neue Stadt passierten wir ein Tor, wie es geschmackloser wohl nicht erdacht werden kann. Hier steht die Kaserne, und direkt vor ihrem Tore liegt ein altes eisernes Kanonenrohr, das in eine Faust mit untergeschlagenem Daumen ausläuft. Unfruchtbare Weiber kommen bei Neumond hierher und opfern Blumen und Räucherwerk auf der Faust, und wunderbar, oft tritt der erwünschte Erfolg ein. Hony soit qui mal y pense. Der nächste Tag galt einem Besuch des Stadthauses, wo wir uns den nötigen Paß für Reisen im Innern des Landes ausstellen ließen. Am Nachmittag lagen wir friedlich in

Digitized by Google

Blick von meinem Hotelzimmer in Beutenzorg.

Digitized by Google

Digitized by Google

unseren Liegestühlen, als wir beide gleichzeitig durch einen penetranten Geruch erwachten. Unser Reisegefährte H. hatte dem Ruf der Durianfrucht nicht widerstehen können und eine der manneskopfgroßen stacheligen Früchte gekauft. Ihr widerwärtiger Geruch ist dem meines explodierten Emueies sehr ähnlich. Um eventuell mitreden zu können, probierte auch ich eins der „Cremewürstchen", die das Innere birgt, indem ich die Nase zuhielt, de gustibus non est disputandum; aber mir hat diese Frucht, die von manchen als eine der besten geschätzt wird, nicht geschmeckt.

Nach etwa zweistündiger Bahnfahrt erreichten wir Buitenzorg, den Sitz des Gouverneurs. Im Hotel Bellevue, das seinem Namen

Eine Wunderkanone.

alle Ehre macht, hatten wir ein Zimmer mit dem Blick über das weite, dicht bewaldete Land und auf den Salak, einen mächtigen Vulkan, im Hintergrund. Bis etwa gegen Mittag liegt er klar, dann ballen sich die Wolken um sein Haupt zusammen, die gegen Abend ihre Schleusen über dem Lande öffnen. An dem Fluß, der die Landschaft durchzieht, liegen, halb unter Palmen versteckt, die Eingeborenendörfer. Bald nahten auch Händler mit Kris, Sarongs, Schattenfiguren, wie sie beim javanischen Theater gebraucht werden, und Schmucksachen. Die Hauptsehenswürdigkeit von Buitenzorg ist der mit Recht so berühmte Botanische Garten, der nicht nur für den Botaniker, sondern auch für den weniger fachmännisch gebildeten Reisenden unendlich viel Herrliches bietet, vor allem die Orchideensammlung, die wenigstens zum Teil in Blüte stand. Auch blühte gerade eine Victoria regia. In unseren Zimmern lernten wir die Gekkos, die kleinen, munteren Zimmereidechsen, welche eifrige Moskito-

Digitized by Google

vertilger sind, schätzen. Wenn auch ihr Ruf „Gekko" anfangs bei Nacht etwas stört, so wurden sie uns doch bald liebe Hausgenossen, denen wir gern einen Freiplatz einräumten. Interessant ist der Garten um den Gouverneurpalast. Uralte weitverzweigte Ficusbäume senken ihre oft mächtigen Luftwurzeln zur Erde, in dessen Schatten Axishirsche in großer Anzahl lagerten.

Unangenehme Nachbarn können bekanntlich den Genuß des Reisens sehr beeinträchtigen. Diese Erfahrung sollten wir hier machen. Am Nachmittag fand sich eine größere Anzahl Reiseamerikaner der schlimmsten Sorte, eine üble Gesellschaft, ein. Ihre Koffer stellten eine Kollektivreklame der Hotels des Ostens dar, und man hatte unwillkürlich das Gefühl, daß diese bunten Zettel, der Stolz derartiger Reisender, mit viel Sorgfalt und Liebe aufgeklebt waren. Daß sie in ganz unglaublicher Weise von den Curiohändlern übervorteilt wurden, war uns ein wirklicher Genuß.

Die Fahrt nach Garoet führt durch überaus fruchtbares, kultiviertes Reisland. Es ist fabelhaft, mit welchem Fleiß hier die Reisfelder (alle in Terrassen) angelegt sind. Bis hoch in die Berge hinauf ziehen sich treppenartig die Felder. Mächtige schwarze Wasserbüffel mit weit ausgelegten Hörnern stampfen oder liegen im Wasser. Kleine weiße Reiher picken ihnen die Maden aus dem dicken Fell. Bei Frau Dr. Ruppert, der Witwe eines deutschen Arztes, fanden wir in Garoet vorzügliches Quartier, und bald fühlten wir uns dort wie zu Hause. Frau Ruppert sorgte für alles. Sie gab uns an jedem Abend Anweisungen für unsere Wanderungen am nächsten Morgen, hielt uns die unreellen Händler vom Halse, ja sie unterzog sogar unsere Wäsche einer Besichtigung auf eventuelle Defekte. Mehrere Mädchen waren beschäftigt, für unsere späteren Touren ins Innere Moskito- und Schmetterlingsnetze zu nähen und zu färben; kurz, wir fühlten uns heimisch.

Die Javaner sind leidenschaftliche Spielratten, und gar mancher Eingeborene hat sein Vermögen verwettet. Speziell in Hahnenkämpfen wurde hoch gesetzt; deshalb sind sie streng verboten. Wir bekamen aber doch einen solchen Kampf zu sehen. Die beiden Gockel gingen wie toll aufeinander los, so daß die Federn nur so flogen. Bald hatte der eine auch ein paar Abfuhren weg und begann zu kneifen; sein Gegner war ihm sichtlich über, und bei jedem Ansprung brach

Digitized by Google

Im botaniſchen Garten von Beutenzorg.

Digitized by Google

Digitized by Google

der arme Kerl nieder; so machten wir dem Kampf ein Ende. Weit interessanter waren die Hammelkämpfe. Eine ganze Reihe streitbarer, mit starken Hörnern bewehrter Recken erschien auf dem Kampfplatz, einem Rasen unter schattigen Bäumen. Die Kämpen wurden etwa zehn Schritt auseinandergeführt und stürzten mit wildem Kampfesmut aufeinander los. Krachend prallten Schädel und Hörner gegeneinander. Bei jedem Ansturm wurde dieser oder jener mutiger, je nachdem wie er sich seinem Feind gegenüber fühlte. Zwei besonders

Bockskampf.

starke Böcke fesselten alle Anwesenden. Bei dem Anprall glaubten wir sicher, ein Schädel oder ein Horn wäre gebrochen; aber diese hielten etwas aus. Immer wieder stürzten sie sich mit wechselndem Erfolg aufeinander. Da rannte der schwarze seinen weißen Gegner um und versetzte ihm noch einen solchen „Nachhieb", daß der besiegte Hammel genug hatte. Nichts konnte ihn zu neuem Kampfe bewegen: er machte nicht mehr mit und versteckte sich hinter die Zuschauer. Natürlich war ganz Garoet erschienen, und mancher Gulden mag auf den weißen Hammel verloren worden sein.

„Meine Herren, heute dürfen Sie nicht zu spät ins Bett gehen, morgen heißt es früh heraus," sagte Frau Dr. Ruppert. „Um 3½ Uhr müssen Sie abfahren, wenn Sie, ohne naß zu werden, die

Digitized by Google

Tour nach dem Kawa Manok machen wollen." Eine solche Nachtfahrt in den Tropen ist entzückend. Noch schläft die Natur; einige Frühaufsteher in den Dörfern packen ihre Marktware zusammen, um sie stundenweit zu dem Bazar zu tragen. Später begegnen wir auch solchen, die schon auf der Wanderung begriffen sind. Da hält plötzlich unser Wagen. Wir sehen heraus, und da steht dicht gedrängt Gefährt an Gefährt, weil der Weg gesperrt ist. Der enorme Regen, der am Tage vorher niedergegangen ist, hat das durch das Dorf rinnende Bächlein zum reißenden Strom gemacht. Die Ufer sind weggerissen, und nun müssen die Pferde ausgespannt und jeder Wagen einzeln durch das Flußbett geschleppt werden. Unter ungeheuerem Lärm und mit der entsprechenden Langsamkeit ging dies Werk vor sich. Etwa fünfzig Wagen wollten vor uns diese Stelle passieren, was wir uns als Europäer aber nicht gefallen lassen konnten. Darum mußten die anderen, wenn auch murrend, Platz machen. Es war ein unheimliches Gewühl, zumal es in der Nacht keine Beleuchtung gab. Das wäre etwas für einen Berliner Schutzmann vom Potsdamer Platz gewesen. Après nous dachten wir, und flott ging es weiter dem Tage entgegen, der fast mit einem Schlage die herrliche, üppige Gegend vor uns beleuchtete. Deutlich merken wir, daß wir hier in Gegenden sind, wo nicht allzuviel Europäer hinkommen. Mit abgewandten Gesichtern hocken sich Frauen und Kinder bei unserer Annäherung nieder; aber die Neugier siegte doch meistens, und sie sahen sich um.

In Pasir Kiamis verlassen wir die Wagen. Reitpferde und für mich ein Tragstuhl mit den nötigen fünf Trägern werden herangebracht, und flott geht es unserem Ziele zu. Bald sind die üppigen Pflanzungen passiert, malerischer Urwald nimmt uns auf. Der Weg wird immer steiler, und als passionierter Fußgänger und Menschenfreund entlaste ich meine Träger um meine 80 kg und wandere ihnen voraus. Wir kommen in höhere Lagen, in eine große Chininpflanzung; die Rinde dieser Bäume liefert das so wertvolle Chinin. Von dem am Berge sich hinziehenden Weg genießt man einen wundervollen Blick auf die überaus fruchtbaren, sich zwischen den vulkanischen Bergen ausbreitenden Ebenen. Das letzte Stück Weg ist ziemlich steil, aber um so schöner ist der Urwald, der uns umschließt. Unter mächtigen Bäumen breiten die Baumfarne ihr Wedelhaupt, Rotang zieht sich wie Flechtwerk von Baum zu Baum, und wie Buketts

Digitized by Google

kleben an den Stämmen alle Arten von Orchideen. Da öffnet sich der Wald, nur niederes Strauchwerk bedeckt den Boden; wir haben den Schlammvulkan Kawa Manok erreicht. An einigen Stellen wird der Schlamm 2—3 m emporgeworfen. In der Tiefe des Kraters, leider durch Dampf unseren Blicken entzogen, brodelt der Schlammsee. Einer großen Anzahl Erdlöcher entsteigen Schwefeldämpfe; alle Farben zeigt der heiße Boden. Da wir die Krater von Neuseeland gesehen hatten, bot sich uns hier nicht so viel Neues, aber der herrliche Weg befriedigte uns vollkommen.

Javanin.

Früher als gewöhnlich, dafür aber um so energischer setzte bei unserem Rückweg der Tropenregen ein. An Reiten oder Tragen war bei den in Bäche verwandelten Wegen nicht zu denken, und so „rutschten" wir talwärts. Etwas Originelles zeitigte der Regen. Ab und zu fiel der eine oder andere von uns auf dem schlüpfrigen Boden zur Erde, was auf dem weißen Anzug immer ein sehr hübsches Kolorit hinterließ, aber nur wenige Minuten, und die Färbung war abgewaschen. Die Eingeborenen pflegen bei derartigem Regen ihre Regenhüte von der Größe eines japanischen Schirmes aufzusetzen und sich ihrer Oberkleider zu entledigen, wobei wir ihre herrlichen Figuren und die natürliche feine Taille, um die sie manche Modedame beneiden würde, bewundern konnten.

An den nachts beginnenden Ausflügen hatten wir Gefallen gefunden und waren daher gar nicht unangenehm berührt, als es hieß: „Morgen um 3 Uhr Abfahrt nach dem Papandajan." Genügend warm angezogen, denn die Nächte waren recht kühl, fuhren wir bei herrlichem Sternenschein ab. Diesmal begegneten uns auf-

Digitized by Google

fallend wenig Eingeborene. Erst gegen 5½ Uhr, als sich die erste Morgendämmerung bemerkbar machte, wurde die Fahrt interessanter. Eine Reisfelderrasse türmt sich über die andere, dort steht Bambusgebüsch, überragt von Bethelpalmen, dazwischen halb verborgen die malerischen Eingeborenendörfer. Nun öffnen sich die Türen. Hier treten Lastträger heraus, die Kuchen an der halbgespaltenen Bambusstange tragen, dort solche mit Früchten. Die Feldarbeiter gehen in Tücher gewickelt, den mächtigen pilzförmigen Hut auf dem Kopf, ihrer Arbeit nach. Da klettert ein kleines Kind über die Türschwelle, die Morgenzigarette im Mäulchen. Flott wird in den Reisfeldern gearbeitet; die einen schneiden kurz unter der Ähre den goldgelben Reis, andere bestellen ihre Felder, setzen die Schößlinge oder pflügen das lange Reisstroh unter.

Nach dreistündiger Fahrt vertauschten wir die Wagen mit Pferden resp. Tragstühlen. Schon nach einer Viertelstunde stieg ich wieder von meinem schwankenden Sitz, zur unverhohlenen Freude meiner braunen Träger. Die Kaffee-, Tabak- und Chininpflanzungen lagen bald hinter uns. Der Weg durch den Urwald wurde recht steil. Durch eingesetzte Steine waren für die Pferde, deren Sicherheit und Ausdauer wir immer wieder bewundern mußten, Stufen geschaffen. Nach zwei Stunden angestrengten Steigens lag das amphitheaterartig aufgebaute Trümmerfeld des Kraters vor uns. Im Jahr 1772 hatte eine enorme Eruption stattgefunden, die die ganze Nordwand des Kraters wegsprengte und 3000 Menschen das Leben kostete. Die letzte halbe Stunde Aufstieg war ein recht zweifelhaftes Vergnügen. Der ganze Boden lag übersät mit weißen und gelbroten Gesteinstrümmern. Eine Sinterterrasse ist in ihrer Form sehr hübsch, leider verwischt die schmutzig braungelbe Farbe den ganzen Eindruck. Zurzeit besteht der Krater aus einem tiefen, trichterförmigen Loch, aus dem ununterbrochen dichter Schwefeldampf herausströmt. Neben den üblichen kochenden Schlammtümpeln und Geisern finden sich sehr hübsche Schwefelsäulen oder Schornsteine. Mit ziemlicher Wucht bläst der Schwefeldampf ununterbrochen aus kleinen Erdlöchern und formt mit seinen zierlichen Kristallen diese Säulen. Die Dämpfe sind so stark, daß sich Silbermünzen in unserer Tasche schwarz färbten; eine Hummel, die durch die Dämpfe zu fliegen versuchte, fiel sofort zu Boden, und schon mancher Reisende soll hier ohnmächtig geworden

Digitized by Google

Tempel von Boroboedoer.

Digitized by Google

Digitized by Google

sein. Unser früher Aufbruch nach dem Vulkan war wieder belohnt. Kaum hatten wir den Abstieg begonnen, so hüllten Wolken das Haupt der Berge ein, und da nahten auch schon unsere Reiseamerikaner, die wir von Buitenzorg noch in liebevoller Erinnerung hatten. Bald öffneten sich die Schleusen des Himmels, was uns, da wir ja alles gesehen hatten, nicht verdroß; aber unsere Freunde wurden nicht nur ganz gehörig naß, sie sahen auch nichts und mußten den steilen Abstieg zu Fuß machen, worüber sie natürlich sehr ärgerlich waren.

Neben Pflanzungen füllen die Täler eine große Zahl zum Teil ebenfalls terrassenförmig angelegter Fischteiche. Die zwischen den Teichen laufenden Dämme sind mit Kokos- und Bethelpalmen bestanden. Der Fischfang wird einfach, aber praktisch betrieben. In einer Ecke des flachen Teiches hebt man einige Quadratmeter Schlamm etwa zwei Fuß tief aus und läßt das Wasser langsam ablaufen, während die Fische möglichst der Ecke zugetrieben werden, in der sie sich bald in dichter Masse drängen, soweit sie nicht auf dem Schlamm liegen bleiben. Ein sehr beliebter Picknickplatz ist Pagendit. Nahe bei dem Dorfe auf einer kleinen in den See hineinragenden Halbinsel trägt ein Hügel das kleine Rasthaus. Selten haben wir einen Platz gefunden, von dem aus man einen so anmutigen Rundblick genießt. Im Vordergrund der See mit kleinen Inseln, dann die fruchtbare Ebene, deren saftiges, frisches Grün von unzähligen Baumgruppen und teilweise aus ihnen hervorlugenden Dörfern unterbrochen wird. Den Hintergrund, das große Panorama umsäumend, bilden die zackigen, vulkanischen Bergzüge.

Immer wieder bewunderten wir die Sorgfalt, mit der die Reisfelder angelegt werden. Bekanntlich wird der Reis in die eigentlichen Reisfelder gepflanzt, nicht gesät. Für das Säen sind besondere Felder vorhanden, in denen die Pflänzchen ganz dicht stehen. Haben sie etwa 1 Fuß Höhe erreicht, so werden sie in kleine Bündel gebunden. Mit einem ganzen Pack von diesen geht der Vorarbeiter auf den schmalen, die Felder trennenden Dämmen entlang und wirft mit fabelhafter Geschicklichkeit jedes Bündel an seinen Platz. Ich mußte bei diesem Anblick unwillkürlich an die Croupiers von Monte Carlo denken, welche allerdings dabei mehr ernten. Die Arbeit der Frauen ist es dann, die Triebe in den Boden zu senken. Auffällig war es uns, daß wir nie Kinder bei der Feldarbeit sahen; nur zum

Digitized by Google

Hüten des Viehes und der mächtigen Wasserbüffel oder auch als Träger von oft ganz unverhältnismäßig großen Lasten werden sie verwandt.

Eine ganz besondere Überraschung hatte Frau Dr. Ruppert für uns. Es war schon lange unser Wunsch, einen Wajang, eine Theater-

Jagd ohne Jagdschein.

vorstellung zu besuchen, und nun hatte sie in Erfahrung gebracht, daß in einem Dorfe eine Schauspielertruppe auftrete. Es war allerdings etwas weit dahin, 2½ Stunde Wagenfahrt, aber die Nacht war wundervoll, und wir hatten den Weg nicht zu bereuen. Die Dörfer lagen meist schon in tiefer Ruhe, als wir zum Theater fuhren. An Straßenkreuzungen und Brücken, die wir passierten, schlugen die Wächter die große hölzerne Trommel zum Zeichen, daß sie auf ihrem Posten waren. Glühwürmchen leuchteten zu Myriaden in den Büschen;

Digitized by Google

gespensterhaft hoben sich, von dem hellen Licht des Vollmondes beschienen, die alten Häupter der Vulkane, aus ihrer Nebelkrause hervorschauend, gegen den Nachthimmel ab.

Schon von weitem verkündete uns Lärm und Musik, daß wir uns dem Musentempel näherten. Ein Teil des Theaters war für uns reserviert, der übrige Raum war dicht mit Zuschauern jeglichen Alters besetzt. Links von der Bühne saß die Musik, die mit einer Trommel, einer zweisaitigen Gitarre, dem sehr beliebten Xylophon und Bambusflöten schwermüte Weisen spielte. Der Direktor schlug mit einem Holzhammer auf einem Blech den Takt, was den Reiz ungemein erhöhte. Dabei sprach er die einzelnen Rollen selbst mit wechselnder Stimme, während die Schauspieler die entsprechende Pantomime aufführten. Alles klappte sehr gut. Die Schauspieler, meist weiblichen Geschlechtes, trugen phantastische, mit sehr viel Ausdruck geschnitzte Masken, unter denen sie, wenn sie nicht gerade beschäftigt waren, voll Interesse uns betrachteten. Eigentümlich berühren die spitzen Nasen der Masken im Gegensatz zu den flachen Nasen der Eingeborenen. Rang und Charakter werden durch verschiedene Farben ausgedrückt. Götter tragen goldene, Vornehme weiße, Riesen rote, Dämonen schwarze Masken; doch gehen die beiden letzteren oft durcheinander. Natürlich waren auf diesem kleinen Theater die Kostüme nicht sonderlich reich. Alle Bewegungen wurden in einer Art Tanzschritt mit höchst eigentümlichen, meist recht graziösen Drehungen der Arme und Hände ausgeführt. Die Primadonna genierte unsere Gegenwart etwas, da sie ein Loch im Strumpf hatte, woraus die große Zehe von Zeit zu Zeit höchst neugierig hervorlugte, soviel sie sich auch Mühe gab, diese Blöße zu verdecken. Das Publikum folgte der Vorstellung mit großem Interesse, soweit dies nicht auf uns konzentriert war, ohne jede Beifallsäußerung. Übrigens waren die Zuschauer nach Geschlechtern geteilt, ähnlich wie wir es auch in einem chinesischen Theater gefunden hatten.

Von Garoet fuhren wir über Tjibatae weiter nach Maos. Die Bahnstrecke geht durch paradiesisch schöne, fruchtbare, von unzähligen Reisfeldern bedeckte Gegend und weiterhin durch das berüchtigte Sumpfland, das bisher jeglichen Kulturbemühungen getrotzt hat und Büffel, Tiger und Hirsche in großer Zahl birgt. Zahlreiche Reiher beleben das Bild; Scharen von Affen jagen sich in den Baumkronen.

Digitized by Google

Von Zeit zu Zeit passieren wir einen etwas trockneren Platz mit menschlichen Ansiedelungen. Beneidenswert sind die Leute nicht, die in dieser mörderischen Fiebergegend ihr Dasein fristen. Die Sonne geht zur Rüste; da leuchtet es in den Büschen, im Schilf und Gras auf: wie unzählige Sternschnuppen beleben Glühwürmchen das Bild, sich im Wasser spiegelnd. Schweigen herrscht in der Natur. Es ist das echte Bild der javanischen Urwaldnacht. Inmitten dieser schlimmsten Gegend befindet sich gleich einer Oase in der Wüste ein großes Hotel mit schönen, luftigen Zimmern, in dem alle Reisenden übernachten müssen, weil bei Nacht in Java keine Züge fahren.

Javane mit Kris (Dolch).

Kurz vor Djokja, wo wir am nächsten Mittag anlangten, sahen wir die ersten größeren Indigopflanzungen. Djokjakarta oder Djokja ist die Hauptstadt des „unabhängigen" Sultanats, in dem aber ein holländisches Fort nur einige hundert Schritt von dem Kraton (Palast) liegt und in dem außerdem ein holländischer Resident wohnt, der alle Regierungshandlungen dem Sultan „inspiriert". Die Stadt selbst ist sehr hübsch und sauber. Mächtige Bäume beschatten die Häuser und Gärten; breite Alleen bilden meist die Straßen. Die blaue Farbe der Gewänder zeigte uns deutlich, daß wir hier in der eigentlichen Indigogegend waren. Im Gegensatz zu den bisher besuchten Gegenden fanden wir die Frauen hier auffallend häßlich, was wohl zum Teil auf die schwere Arbeit zurückzuführen ist. Die Männer sind meist majestätische Erscheinungen, die voller Stolz ihren Kris (Dolch) tragen. Einen Besuch des Kratons mußten wir leider unterlassen, da Fastenzeit war, in welcher der Sultan nicht empfängt. Diese dauert bis Neujahr (21. Dezember) und wird so streng gehalten, daß zwischen

Digitized by Google

Sonnenaufgang und Sonnenuntergang nichts gegessen oder getrunken werden darf; ja, beim Schlucken soll nicht einmal der Speichel heruntergeschluckt werden.

Nicht weit von Djokja liegen als Denkmäler aus der Hinduzeit die mächtigen Tempelruinen von Brambanan und Buro-Budur. Leider sind die Tempel meist zerstört. Was die Mohammedaner hierin nicht fertig gebracht haben, vollbrachten die Erdbeben. Aber die ungeheueren stehengebliebenen Bauten mit teils wundervoll gearbeiteten

Zug des Sultans von Djokjakarta.

Reliefs zeigen deutlich, auf welch hoher Stufe hier vor 1200 Jahren unter dem Einfluß der Inder die Baukunst stand, die jetzt so gut wie ganz aus Java verschwunden ist. Allenthalben ragen aus dem Gebüsch die Trümmer größerer und kleinerer Tempelanlagen hervor. Jetzt versucht man natürlich soviel wie möglich davon zu retten, und nicht zum wenigsten ist es der Frömmigkeit und dem Interesse des Königs von Siam zu danken, daß jetzt möglichst viel zur Erhaltung der Denkmäler dieser einst so mächtigen Kultur getan wird.

Etwas Glück gehört zum Reisen, dann bekommt man auch mehr als mancher andere zu sehen. So ging es uns hier wieder einmal. Wir schrieben den 10. Dezember, Mitfasten könnte man sagen. An

Digitized by Google

diesem Tage verläßt bei Sonnenuntergang der Sultan am Arme des holländischen Residenten mit seinem Harem und ganzen Hofstaat den Kraton, um die Reihen der Großen seines Schattenreiches abzuschreiten und ihnen ein „Diner" zu geben. Rechtzeitig waren wir auf dem Platz. Schön ausgerichtet hockten die Würdenträger auf Matten, meist in köstlichen Gewändern und mit Edelsteinen geschmückt. Farbe der Schirme und Anzahl des Gefolges ließ auf den Rang schließen. Diener hockten zur Seite und hielten den Spucknapf, Betheldose usw. Die ganze mächtige Versammlung machte einen durchaus würdigen Eindruck. Da, pünktlich mit Sonnenuntergang, öffnet sich das Tor des Kraton. Zuerst kommt ein langer Zug von Speerträgern mit sargartigen Speisekästen. Nach einiger Zeit erscheint der Sultan, voran ein ganzes Heer von Beamten, alle mit entblößtem Oberkörper. An sie schließen sich fünf Zwerge, die dem folgenden Hof die Steine aus dem Wege räumen. Der Kronprinz, ein lebhafter, gut aussehender junger Mann, schreitet am Arme des Vizeresidenten. Unter Vorantritt einer ganzen Anzahl von teils europäischen Hofbeamten erscheint, vom Residenten geführt, der Sultan, ein freundlicher, alter Herr. Als Abzeichen ihres Ranges werden goldene Schirme über die Fürsten und Residenten gehalten. Ihnen folgen des Sultans Frauen und Töchter, von gelbgekleideten Beamten eskortiert. In meinem Leben habe ich noch nicht eine solche Sammlung häßlicher Frauenzimmer gesehen, und ich gab mich der Hoffnung hin, daß er noch einige schönere zu Hause in Reserve hatte. Speerträger, Prinzen und Beamte beschlossen den Zug, der sich an den versammelten Würdenträgern entlang bewegte.

In Djokjakarta ist die Sarongfärberei zu Hause, und wir benutzten die Gelegenheit, uns diese Hausindustrie anzusehen. Die zu färbenden Stoffe werden aufgespannt, und nun wird mittelst eines Kännchens mit flüssigem Wachs das Muster aufgegossen, das beim ersten Färben nicht gefärbt werden soll. Ist dies geschehen, so kommt das Tuch in die Farbflüssigkeit und wird hinterher ausgekocht, um das Wachs zu entfernen. Je nach Anzahl der Farben oder Art des gewünschten Musters wird diese Prozedur wiederholt. Statt dieser Art des „Bemalens" werden für billigere Stoffe Klischees angewandt, mit denen das Wachs direkt aufgedruckt wird.

Ein Besuch des zu den Sehenswürdigkeiten gehörenden Wasser-

Digitized by Google

kastells zeigt, wie rasch hier in den Tropen unter der mächtigen Vegetation Gebäude verschwinden können.

Unser Aufenthalt auf Java neigte sich seinem Ende zu. Über Maos fuhren wir nach Soekaboemi, einer sehr beliebten Sommerfrische. Hier hätte es uns sicher sehr gut gefallen, wenn die Dammsche Klavierschule, die mir seit meiner frühesten Kindheit in den Ohren gellt, wenigstens hier verboten gewesen wäre. Zwei junge Mädchen schienen sich auf Klavier zu duellieren; denn kaum saß man in dem bequemen Stuhl und gab sich der einzigen Tropenbeschäftigung, dem „Annichtsdenken" hin, da ertönte von rechts der erste Mißton, dem von links nach wenigen Sekunden geantwortet wurde.

Ein Ausflug nach dem Wasserfall von Gedeh ist recht lohnend. Nach dreiviertelstündiger Wagenfahrt wandert man durch ausgedehnte Teepflanzungen, an die sich Urwald mit wundervollen Baumfarnen anschließt. Immer enger wird der Weg; sicher ist er nur selten betreten worden. Die Schlingpflanzen haben ihre Seile wie Netze über den Weg gespannt, und zwei Mann sind fast auf dem ganzen Weg beschäftigt, mit dem Buschmesser Platz zu schaffen. Endlich ist das Ziel erreicht. Jetzt in der nassen Jahreszeit schießen die Wassermassen brausend zwischen Felsen und Vegetation dahin. An einem kühlen Platz, mit dem Blick auf den Fall, stärkt uns das Frühstück für den Rückmarsch. Am selben Tage fuhren wir nach Batavia, d. h. Weltevreden zurück. Es war drückend heiß; der Ruß der mit Holz geheizten Lokomotive hatte uns bald in Kaminfeger verwandelt, und wir waren recht zufrieden, als wir es uns am Abend im Hôtel des Indes bequem machen konnten.

Immer näher rückte das Weihnachtsfest, und da uns etwas daran lag, dasselbe möglichst in deutscher Gesellschaft zu verleben, benutzten wir die nächste Gelegenheit und fuhren mit der „Van Diemen" nach Singapore, um einen deutschen Dampfer nach Siam zu benutzen.

Digitized by Google

Siam.

Mit großer Mühe bekam ich in Singapore die inzwischen für mich angekommenen Patronen heraus, die ich für unsere geplante Jagdtour ins Innere von Siam brauchte. Endlich hatte ich sie, und mit nicht weniger als 28 Stück Gepäck kamen wir an Bord der „Keong Wai", eines Dampfers des Norddeutschen Lloyd. Außer uns war nur noch die Gattin und der sechsjährige Sohn des Kapitäns als Passagiere an Bord. Am Weihnachtsmorgen dampften wir ab. Die See schien allerdings absolut kein Verständnis für den uns Deutschen so lieben Feiertag zu haben, aber wir ließen uns die Laune nicht verderben. Sogar für einen Christbaum war gesorgt, und war es auch keine deutsche Tanne, sondern ein chinesisches Nadelholz, so mußte der Zweck das Mittel heiligen; die vergoldeten Äpfel und Nüsse, Lametta und Zuckerwerk machten sich sehr gut an dem Baum. Ich hatte es übernommen, den Baum, den vier Stricke im Gleichgewicht hielten, zu schmücken. Bald wurde von den Lieben in der Heimat gesprochen, wo jetzt die Flocken spielten, das Feuer im Ofen prasselte und die Kinder Weihnachtslieder sangen. Auch uns wurde ganz weich ums Herz. Und nun gar am Abend bei der Bescherung, als der Lichterbaum erglänzte und Bubi auf sein Schaukelpferd losstürzte, da hatten wir ein echtes deutsches Weihnachten auf hoher See, und wenn die Gedanken auch wehmütig nach der Heimat flogen, so war ich doch glücklich, ein solches Weihnachtsfest hier draußen feiern zu können. Langsam verlosch Licht für Licht, aber wir saßen noch lange und plauderten von der Heimat und unserer Kindheit.

Digitized by Google

Allmählich beruhigte sich die See, und als wir nach dreieinhalbtägiger Fahrt vor der Barre, die der Menamfluß mit seinen Schlamm-

Ein „Klong" (Kanal) in Bangkok.

massen anschwemmt und welche die Einfahrt von Bangkok recht erschwert, anlangten, lag das Meer spiegelglatt. Bei Hochwasser über-

Digitized by Google

wanden wir das Hindernis, und flott ging es den gelben, schnellströmenden Menam hinauf. Zur Linken passieren wir das sehr hübsch auf einer Insel gelegene Wat Paknan; hier und dort lugen Dörfer oder die Mauern alter Forts aus dem üppigen Grün hervor; da ist ein Wat (Tempel), das ganz in der Form eines Sampans (Schiff) gebaut ist. In der Ferne leuchtet das vergoldete Dach der königlichen Pagode.

Eine Pinasse mit der siamesischen Flagge, weißer Elefant im roten Feld, kommt längsseit und bringt den Zollbeamten an Bord, dessen ganzer Spürsinn auf Opium gerichtet ist. Unser Gepäck wird sehr kulant revidiert, und wir brauchten nur für die Gewehre eine Einfuhrerlaubnis. Herr Regierungsbaumeister K., der in siamesischen Diensten steht, nahm sich unserer in sehr liebenswürdiger Weise an und machte gleich am Nachmittag mit uns eine Orientierungsfahrt durch die Klongs (Kanäle), die sich in ungeheuerem Netz durch das ganze Land ziehen.

Bangkok wird zuweilen das Venedig des Ostens genannt und nicht mit Unrecht, denn Kanäle bilden auch hier die Hauptverkehrsadern. Alle Geschäftshäuser liegen nach dem Wasser zu; viele Läden sind direkt auf Booten etabliert, und unzählige Familien leben jahraus, jahrein in den überbauten Booten. Es herrscht infolgedessen ein überaus lebhaftes Treiben auf diesen Wasseradern, die sich durch das fruchtbare Land hinziehen, und man kann hier das Volksleben besser als in den Straßen studieren. Eigentümlich berührt die Haartracht. Männer und Frauen tragen das Haar kurz und hochgebürstet, so daß es, zumal der Bartwuchs bei den Männern äußerst spärlich ist, oft sehr schwer fällt, die Geschlechter zu unterscheiden. Wenn nicht die Unsitte des Bethelkauens herrschte, könnte man das Volk hübsch nennen; aber die schwarzen resp. roten Zähne entstellen zu furchtbar. Die Hauptsehenswürdigkeiten Bangkoks bilden die Wats, die mit mehr oder weniger Luxus aufgeführt, recht imposante Bauwerke darstellen. Leider sind sie meist nur für den Augenblick gebaut, d. h. der Spender eines solchen Bauwerkes begnügt sich damit, den Tempel bauen zu lassen; für die Erhaltung tut er jedoch nichts. Infolgedessen sieht man allenthalben in Siam Wats, die meist, selbst wenn sie in neuerer Zeit gebaut, im Verfall begriffen sind. Am interessantesten war ein Besuch des Palastes. Durch unseren Minister

Digitized by Google

Tempel im Menam bei Bangkok.

Digitized by Google

Digitized by Google

Siameſe mit ſeinen zwei Frauen.

Digitized by Google

hatten wir die Erlaubnis hierzu erbeten, und pünktlich erwartete uns ein sehr höflicher Beamter. Er war in Hoftracht, welche aus grauem Filzhut, weißer Jacke, blauem Panung (hosenähnliches Tuch), weißen Strümpfen und schwarzen Halbschuhen besteht.

Die „weißen" Elefanten, die heiligen Tiere Siams, hatten wir schon am Tage vorher gesehen, wenn wir auch vergeblich nach dem „Weiß" gesucht hatten. So wandten wir uns gleich den prächtigen königlichen Tempeln zu. Sie sind mit wahrhaft verschwenderischem Luxus erbaut und teils vollständig vergoldet. Andere wieder sind mit unzähligen bunten Kacheln, Blumengirlanden darstellend, bedeckt. Es ist merkwürdig, daß diese Tempel trotz der massenhaft angewandten Ausschmückung durchaus nicht überladen wirken. Besondere Sorgfalt ist auf die Türen verwandt. In schwarzem Holz sind in Gold und Perlmutter Bilder eingelegt, unter anderem die Entstehung der Menschen als Früchte, die an Bäumen wachsen, dargestellt. Die Wände sind mit Bildern aus der siamesischen Geschichte bemalt. Unangenehm berührt es, daß zwischen wundervoll vergoldeten Buddhas und Weihgeschenken allerhand europäische Uhren, Lampen und minderwertige Glasschalen, daneben wieder kostbare Geschenke, so zwei Porzellanvasen, die Kaiser Wilhelm I. dem König von Siam gesandt hat, aufgestellt sind. Die ganze Tempelanlage ist von einem überdeckten Gang umzogen, in dem die Geschichte Siams bildlich dargestellt ist.

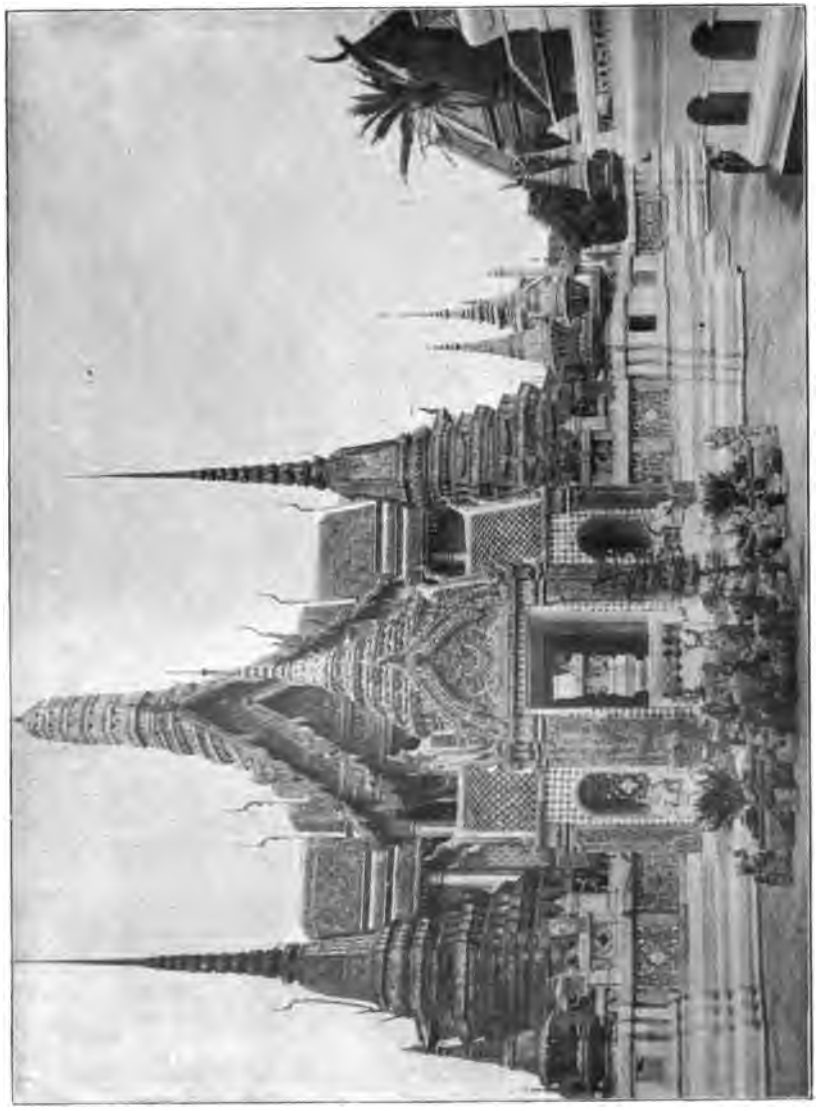
Leider waren die wertvollsten Stücke des Museums bereits eingepackt, um zur Ausstellung nach St. Louis gesandt zu werden; nur ein prächtiger Stuhl aus Elfenbein und eine Sammlung monströser Elefantenzähne waren vorhanden.

Mit den Herren im deutschen Klub waren wir sehr bald bekannt geworden, und wir fanden daselbst eine äußerst liebenswürdige Aufnahme. Ein Hauptgesprächsthema bildete natürlich unsere geplante Jagdtour ins Innere. Herr K. hatte hierfür genaue Erkundigungen eingezogen, und so hatten wir uns nur um die Ausrüstung zu kümmern, die bald besorgt war. Die Silvesterfeier, an der fast die ganze deutsche Kolonie teilnahm, verlief äußerst fidel, so daß ich bei der Abfahrt am nächsten Morgen den ersten Jammer im neuen Jahre mitschleppte.

Bis jetzt ist eine Bahnstrecke von 200 km bis Korath gebaut, aber mit ungeheueren Opfern an Menschenleben. Nicht weniger als 20000 Menschen sind dabei der Cholera und Malaria zum Opfer

Digitized by Google

gefallen. Wir hatten sehr nette Reisegesellschaft, einen schon lange hier ansässigen Engländer. Als er hörte, daß wir genügend mit



Tempel am Königlichen Palast.

Proviant versehen waren, erzählte er von einem Landsmann, der vor einigen Jahren ins Innere auf die Jagd mit einer Büchse Marme-

Digitized by Google

lade und einer Tasche voll Kakes als Proviant gezogen war. Er hatte wie so mancher andere auch gehofft, täglich frisches Wildbret zu erlegen, aber er war überhaupt nicht zum Schuß gekommen und

Wat Poh.

nach zehn Tagen halbverhungert zurückgekehrt. Er hatte mit den Siamesen die von ihnen auf ihre Art zubereiteten Speisen gegessen. Die erste Strecke der Bahn führt an Ajuthia, der alten Hauptstadt des Landes, vorbei durch fruchtbare, bebaute Ebenen. An diese schließt sich

Digitized by Google

üppiger Urwald, Berge und weiterhin Grasflächen und lichter Wald. Unterwegs trafen wir Herrn G., der, auf einer Inspektionsreise begriffen, uns erwartete und mitteilte, daß in Nong Nam Koon uns einige Ochsenwagen erwarteten, um unsere Zelte usw. in die Berge zu befördern.

Am nächsten Morgen brach unsere Karawane auf, nachdem wir uns abends am Anblick der kapitalen Samburgeweihe und Büffelhörner, die die Wände unseres Nachtquartiers schmückten, geweidet hatten. Der Weg führte durch teilweise abgebrannte, von stacheligem Bambus bewachsene Ebenen. Mit lautem Gekrächze flogen Nashornvögel vorüber. Wir nähern uns den Bergen, Hochwald tritt an Stelle der Bambusgebüsche. Der Boden ist mit hohem Gras bewachsen. Wir gingen unter Leitung unseres Führers den laut quietschenden Karren voraus; sicher wäre jedes Wild bei einem derartigen Lärm meilenweit geflüchtet. In einem Dorfe, in dem hochbeinigen Hause eines „Büchsenmachers" machten wir Rast. Der Mann war damit beschäftigt, eine alte Donnerbüchse neu zu schäften, und voller Geringschätzung blickte er auf unsere kleinkalibrigen Büchsen; nur der Repetiermechanismus und die Wirkung der Geschosse auf Holz, die wir ihm vorführten, schien ihm zu denken zu geben.

Wir hatten lange auf unsere Karawane zu warten. Ein Wagen war zusammengebrochen; kein Wunder bei den schlechten Wegen. Auf dem Weitermarsch hörten wir häufig das Kikeriki des Dschungelhahnes, des Ahnherrn unseres stolzen Hofbewohners, aber Wild bekamen wir nicht zu Gesicht. Ziemlich erschöpft kamen wir nach Einbruch der Dunkelheit auf unserem Lagerplatz an, wo wir nun erst noch Platz für die Zelte zu machen und letztere aufzuschlagen hatten. Bald lodern die Feuer, die Ochsen werden zwischen Zelten und Karren angebunden, um sie möglichst gegen Überfälle von Tigern oder Leoparden zu schützen, dann versuchen wir zu schlafen. Leider vergebens, denn die Ochsen machen einen zu großen Lärm; einer fängt sich zum Überfluß auch noch in einer der mein Zelt haltenden Leinen, ohne es zum Glück ganz einzureißen.

Ein Abspüren der in der Nähe befindlichen Wasserstellen ergab, daß Büffel und Wildschweine in der Nacht dagewesen waren. So errichteten unsere Leute bequeme Hochsitze in den Bäumen, auf denen wir am Abend thronten. Bald sangen die Moskitos ihr süßes Lied,

Digitized by Google

„Te-ko" riefen die Baumeidechsen, Kikeriki der Dschungelhahn, und in der Ferne schreckte ein Munjak; das war aber alles. Der Mond, auf den wir unsere ganze Hoffnung gesetzt hatten, steckte sich hinter Wolken, und so taten wir das einzig Richtige in solcher Lage: wir gingen heim. Der Weg bei Nacht durch Stachelbambusgebüsch war sehr schwierig. Uns war klar, daß nur durch häufigen Ansitz hier etwas zu schießen war; doch dafür lagen die Verhältnisse insofern ungünstig, als wir bereits abnehmenden Mond hatten. Wir wollten es nun mit der Birsche auf die Büffel versuchen, was unser Jäger aber wegen der damit verbundenen Gefahr ablehnte. So beschlossen wir einfach, darauf zu verzichten und uns dem Hirschrevier zuzuwenden, von dem so viel Rühmens gemacht worden war.

Wir kehrten nach Nong Nam Koon zurück und fuhren von hier nach Korath, um Herrn G. zu besuchen und mit ihm das Nötige zu besprechen. Da der Schnellzug erst am Nachmittag fuhr, benutzten wir den Lokalzug, was den Vorteil hat, daß man mit den Eingeborenen zusammenfährt und sie so besser kennen lernt. Der ganze Wagen war voll Marktleute, zwischen denen ein gelbgekleideter Priester saß, vor dem alle hohe Achtung zeigten. Einer der Leute hatte sich an der Tür den Daumen halb abgequetscht und die Wunde blutete heftig. Der Priester sprach einen Blutsegen nach dem anderen, pustete auf die Wunde und machte allerhand Hokuspokus, aber die Blutung stand nicht. Ich sah eine Zeitlang zu, dann erbarmte ich mich des armen Kerls und verband ihn zum höchsten Erstaunen sämtlicher Anwesenden. Der arme Priester machte ein ganz verdutztes Gesicht.

Herr G. empfing uns in Korath sehr freundlich. Sein Hof birgt einen kleinen zoologischen Garten. Affen, wilde Schweine, allerhand Geflügel und einen zahmen Leoparden, der sich ruhig streicheln läßt. Er hat in der viereinhalbjährigen Gefangenschaft nicht weniger als 3000 Hühner zu fressen bekommen. Herr G. nahm uns am Nachmittag in seinem Spezialbahnwagen mit, und stolz fuhren wir an eine Stelle, wo die Bahn durch eine besonders gute Wildgegend führte. Hier schlugen wir nahe der Bahn unser Lager auf, obgleich wir wußten, daß dies die schlimmste Fiebergegend Siams war. Aber die Chininprophylaxe bewährte sich auch hier wieder, wie schon öfter bei uns, ganz vorzüglich. Während unsere Leute sämtlich schwer an

Digitized by Google

Malaria erkrankten (sie weigerten sich, Chinin zu nehmen), blieben wir vollständig verschont. Eine Orientierungsbirsch zeigte uns unzählige Spuren von Sambur und Munjak. An geeigneten Stellen brachten wir Schirme für den Abendansitz an und kehrten dann zum Lager zurück, um es möglichst wohnlich einzurichten.

Am Nachmittag saß ich etwa eine Stunde in meinem Schirm, als mein Jäger mir zuraunte „Ikei" (Munjak). Wie die Schlangen

„Zwei Babys". (Siamesin, die ihr Kind und einen jungen Elefanten nährt.)

krochen wir auf dem Boden entlang über die vollständig offene Ebene. Der heftige Wind begünstigte durch sein Rauschen, daß das Tier das Knacken der Grashalme nicht vernahm. Ich konnte trotz aller Anstrengung das Tier in dem gleichfarbigen trockenen Laub nicht ausmachen; mein Jäger bebte am ganzen Körper, alle Augenblicke hob er sein Feuerrohr, das ich ebenso oft niederdrückte. Da sah ich das Gras sich bewegen; obgleich es kein Hirsch war, schoß ich, und im nächsten Augenblick lag das schöne Tier verendet. Die Wirkung des 9 mm-Geschosses war enorm, der Ausschuß etwa faust-

Digitized by Google

groß, so daß der Jäger immer wieder sich die Patrone ansah, die eine solche Wirkung haben konnte. Nun wurde ihm auf einmal klar, weshalb wir mit diesen Büchsen ruhig die Büffel anbirschen wollten. Schnell wurde das Tier gelüftet und nach unserem Schirm geschleppt; vielleicht passierte ein Sambur die offene Fläche auf dem Wege zur Tränke. Die Nacht sank herab; Moskito auf Moskito trank sich an mir satt; ab und zu schreckte ein Munjak oder trenste ein Sambur im Wald. Dschungelhahn und Baumeidechse verstummten. Es ward rabenschwarze Nacht.

Dreieinhalb Stunden bis Aufgang des Mondes war eine wahre Ewigkeit. Ganz nahe bei uns lief ein Tier herum, ganz leise auftretend. Sicher ist es ein Munjak oder gar ein Raubtier, das uns hier leicht gefährlich werden kann. Komische Gedanken durchzucken das Hirn, wenn man so da draußen sitzt und nicht die Hand vor den Augen sieht. Jetzt ist es ganz still, sogar die Moskitos lassen mich in Ruhe. Endlich ein schwacher Schein im Osten, immer heller und heller wird es. „Te-ko" schallt es von einem Baum, da erhebt sich langsam die langersehnte Sichel des Mondes über den Wipfeln. Hellbeleuchtet liegt die Gegend vor mir, aber das Tier, das in der Dunkelheit fortwährend meinen Stand umkreiste, erscheint nicht wieder. Noch eine Stunde sitzen wir, da sich aber auch sonst nichts zeigt, wandern wir heim.

Das erlegte Tier hängten wir direkt neben den Zelten an einen Baum; kaum saßen wir unter unserem Eßzelt, als einer der Leute mit der Nachricht kam, ein Raubtier, wahrscheinlich ein Leopard, sei eben an dem Wild gewesen. Sofort eilten wir herzu, hörten noch etwas wegflüchten, aber zu sehen war nichts mehr. So hängten wir unseren Mundvorrat möglichst hoch, damit wir nicht beraubt würden. Es blieb auch alles ruhig während der Nacht; nur der Sturm blies heftig und hob sogar die Wände meines Zeltes hoch. Wohl oder übel mußte ich aus dem Moskitonetz, wenn nicht das ganze Zelt wegfliegen sollte. Die nächsten Tage verliefen ohne Resultat. Ich sah einige Hasen, einmal einen Munjak, einige Geier, sonst aber nichts. So ging ich eines Nachmittags, zumal mein Jäger Malaria hatte, allein an die Stelle, wo ich den Munjak gesehen hatte, stellte mich an eine mir günstig scheinende Stelle in einen hohlen Baum und wartete, eigentlich in der Hoffnung, einen Pfau

Digitized by Google

Eingefangene Elefantenherde in Siam.

Digitized by Google

Digitized by Google

zu Gesicht zu bekommen, da ich hier häufig die schönen Federn gefunden hatte. Schon stand die Sonne bedenklich tief, als mit einer graziösen Flucht ein Stück Wild aus dem Dickicht, scheinbar ganz vertraut, kam. Ohne zu sichern begann es zu äsen. Jetzt hatte ich den Kopf frei: richtig, es war ein Hirsch. Ich mußte schnell schießen und kam etwas weit hinten ab. Er zeichnete weidwund, um im nächsten Augenblick mit einem Blattschuß zusammenzubrechen. Schnell aufgebrochen, den Hirsch auf den Rücken und heimwärts im Sturmschritt; denn in wenigen Minuten konnte es Nacht sein. Da tropfte manche Perle von der Stirn. Wie stachen die Dornen, denen ich jetzt nicht ausweichen konnte. Nur nicht aus der Richtung kommen, das war mein Gedanke. Genau östlich lag die Bahn, hatte ich die erst, war ich geborgen. Nach einer halben Stunde Wegs und nachdem ich dreimal über Schlingpflanzen gestolpert, war ich an dem Geleis. Nun konnte ich nicht mehr fehl gehen. Am Kilometer 197 stand unser Lager. Alle 100 m sind Pfähle mit Entfernungsmarken eingerammt, und so war die Orientierung nicht schwer. Mein Freund war

Siamesische Schönheit.

Digitized by Google

bereits im Lager; er hatte einen schwarzen Affen erlegt, sonst leider nichts zu Gesicht bekommen. Während ich am nächsten Morgen die Kopfdecke meines Munjaks präparierte, birschte mein Freund, leider wieder mit negativem Erfolg. Nach diesen kümmerlichen Jagderfolgen beschlossen wir die Tour abzubrechen. In acht Jagdtagen hatten wir drei Stück Wild zu Gesicht bekommen; das war uns denn doch zu wenig, wenn man die ungesunde Gegend und die Vorbereitungen in Betracht zieht, die Herr K. unsertwegen getroffen hatte. Das Wild ist eben durch die systematische Verfolgung der Eingeborenen derartig scheu und vorsichtig, daß die Resultate den Mühen nicht entsprechen.

So nahmen wir das Anerbieten des Herrn G., uns mit seinem Extrazug zurückbringen zu wollen, gern an. An allen Bahnhöfen war geflaggt und Ehrenpforten gebaut, da der Kronprinz die Strecke zu befahren gedachte. Nach zehntägiger Abwesenheit trafen wir wieder in Bangkok ein, und im Klub sollten wir bald die Wahrheit des Wortes kennen lernen: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen." Die Tage in Bangkok, die uns noch bis zu unserer Abfahrt blieben, verlebten wir meist bei unseren gastfreien Landsleuten, bis wir uns am 13. auf der „Korath", einem Norddeutschen Lloyddampfer, einschifften, um nach Singapore zurückzufahren.

In Ang-hin, einer kleinen Insel, hatten wir Ladung zu nehmen und benutzten die Gelegenheit, an Land noch etwas auf Tauben und Sumpfvögel zu jagen. Die Rückfahrt ging bei ruhiger See in netter Gesellschaft ohne Zwischenfall vonstatten.

Digitized by Google

Von Singapore nach Kalkutta und Darjeeling.

Zu unserer Freude brauchten wir nicht nochmals in Singapore zu liegen, sondern konnten am selben Tage mit einem Dampfer der B. J. S. N. C.*) unsere Reise nach Kalkutta antreten. Die „Palamcotta" ist ein sauberes Schiff, aber mit mäßiger Verpflegung, entsprechend dem recht üblen Kapitän. Wir haben eine recht nette Reisegesellschaft und fühlen uns ganz wohl. Pinang, eine kleine Insel an der Westküste von Malaka, laufen wir nach zweitägiger Fahrt an. Hier herrscht ein ganz auffälliges Völkergemisch, ebenso ausgeprägt wie in Kolombo. In flottem Tempo brachten uns Rikshas auf herrlichem schattigen Wege, vorbei an mächtigen Steinbrüchen, nach dem Botanischen Garten, der sich mehr durch landschaftliche Schönheit als durch Fülle der Pflanzenarten auszeichnet.

Auf einem Rasenplatz und in den Zweigen der Bäume trieb eine muntere Affenherde ihr Wesen. Von den Bergen herab ergießt sich ein herrlicher Wasserfall, dessen Ursprung unbekannt ist. Von ihm geht die Sage, daß er in Sumatra entspringe und unter dem Meere hindurch nach Pinang fließe. Außer einer Anzahl Orchideen gab es nichts Besonderes mehr zu sehen. Deshalb begaben wir uns bald wieder an Bord. Bei kühler Brise dampften wir weiter nordwärts, Rangoon, unserm nächsten Reiseziel, zu. Die Nähe des Landes spürten wir deutlich an mehrfachem Auflaufen auf schlammige Untiefen. Ein Blick auf das braune Meer sagte uns, daß wir uns bereits im Mündungsgebiet des Irawadi befanden.

*) British Indian Steam Navigation Company.

Digitized by Google

Langsam dampften wir stromauf, dem von der Morgensonne herrlich beleuchteten Rangoon entgegen, wo wir gegen Mittag ankamen. Nur 1½ Tag blieb uns zur Besichtigung der Stadt; deshalb fuhren wir sofort zu der Dagon Pagode, einer mächtigen Tempelanlage. Zwei Ungeheuer bewachen die Treppe, die zu der Pagodenversammlung hinaufführt. Hier herrscht reges Leben. In

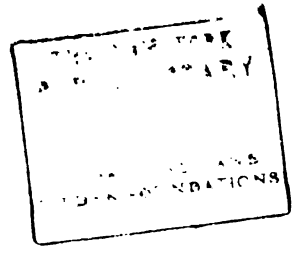
Vornehme Birmesin mit Zigarette.

sauberen Gewändern, die mächtige Zigarette rauchend, gehen die Gläubigen, meist Frauen, zur Andacht. Bettler und Krüppel liegen allenthalben umher. Die Pagoden selbst unterscheiden sich wesentlich von den siamesischen. Alles ist viel solider, zeugt von besserem Geschmack. Äußerst feine, durchbrochene Schnitzwerke überwiegen; daneben spielen vergoldete, schillernde Bauwerke eine große Rolle. In der Mitte der Anlage erhebt sich 321 Fuß hoch die vergoldete Hauptpagode. Um uns von dem Lärm hier oben zu erholen, machten

Digitized by Google

Tempel in Rangoon.

Digitized by Google



Digitized by Google

wir eine Spazierfahrt nach dem zwischen Teichen gelegenen Park und auch noch pflichtschuldigst nach dem Museum, dessen Hauptsehenswürdigkeit wohl die Motten waren, die in stiller Arbeit die zoologische Sammlung aufgefressen hatten. Zu unserer Freude verzögerte sich die Abfahrt unseres Dampfers, so daß uns Zeit blieb, die Elefanten bei der Arbeit zu beobachten. Es ist wirklich erstaunlich,

Tempeleingang in Rangoon.

mit welcher Geschicklichkeit und Klugheit diese mächtigen Rüsselträger ihre Arbeit verrichten. Ruhig und mit Überlegung tragen sie die Balken zu den Holzstößen, schieben sie unter Zuhilfenahme der Füße in ihre richtige Lage und kehren zu der Säge zurück, um neues Holz zu holen. Als wir das gesehen hatten, stand es bei uns fest: wir schießen in Ceylon keinen Elefanten; denn um der kleinen Zähne willen, wie sie die Elefanten in Ceylon haben, ein so mächtiges

Digitized by Google

Tier zu töten, widerſtrebte uns. Kaum hatten wir die Weiterfahrt, diesmal auf der „Bihara“ der Britiſh Indian Steam Navigation Company, angetreten, als uns klar wurde, daß wir es noch ſchlechter als auf der „Palamcotta“ getroffen hatten. Wer nicht Engländer war, zählte einfach nicht. Es waren mehr Paſſagiere erſter Klaſſe da

Arbeitselefant.

als Plätze, ſo daß einige in der zweiten Klaſſe untergebracht werden mußten. Trotzdem hatten zwei Lords und eine angejahrte Miß je eine Kabine — natürlich die größten — für ſich, ohne einen Platz mehr zu bezahlen. Der Kapitän war ein direkter Rüpel, wie wir Gott ſei Dank auf unſeren Fahrten keinen wieder getroffen haben. Das Eſſen war miſerabel, das Fleiſch meiſt verdorben. Als angenehme Zugabe hatten wir dafür die Kabinen voll Kakerlaken. Wir nahmen uns vor, das Reiſen auf Schiffen dieſer Kompanie möglichſt zu ver-

Digitized by Google

Tempelanlage in Rangoon.

Digitized by Google

Digitized by Google

meiden. Die Gesellschaft hatte sich merkwürdig geteilt. Ein Tisch Engländer, ein Tisch Amerikaner und einer, an dem wir saßen. Zu Kaisers Geburtstag erschienen wir Deutsche (außer uns beiden waren zwei Regierungsbaumeister, ein junger Kaufmann und ein Deutschrusse an Bord) im Frack „mit Orden und Ehrenzeichen". Das imponierte den Engländern mächtig. Jetzt waren wir plötzlich nicht mehr Luft für sie; nun war es an uns, gegen sie reserviert zu sein. Übrigens ist uns sonst nie dieses merkwürdige Benehmen der Engländer aufgefallen. Im Gegenteil hatten wir sie immer als höfliche Menschen kennen gelernt.

Am 28. früh erreichten wir nach ruhiger, langweiliger Fahrt Kalkutta. Frohen Herzens verließen wir das ungastliche Schiff, um uns in Boscolos Continental-Hotel um so wohler zu fühlen. Kalkutta ist eine sehr schöne Stadt, und wir staunten über die Größe und geschmackvolle Bauart der Europäerstadt, die ebensogut mitten in Europa stehen könnte. Sehr schön in einem mächtigen Park liegt der Palast des Vizekönigs. Dicht dabei breitet sich der Maidan, eine weite Esplanade, aus, die als Sportplatz dient und um die gegen Abend der Korso stattfindet.

Sehr lohnend ist eine Fahrt nach dem Zoologischen und vor allem nach dem Botanischen Garten, der geradezu herrlich angelegt und instand gehalten ist. Als besondere Merkwürdigkeit wird hier der Banianbaum, der größte der Welt, mit seiner Unzahl von Luftwurzeln erhalten. Leider wird zu viel Kunst angewandt, um die Ausbreitung des Baumes zu unterstützen. Das Museum ist ebenfalls sehr gut eingerichtet und geordnet, und man kann nur über die Reichhaltigkeit der Sammlungen staunen.

In fast allen Reisebeschreibungen liest man, daß man nicht ohne Boy in Indien reisen kann. Ich halte ein solches Anhängsel für absolut unnötig, da er sehr wenig macht, aber meist um so mehr stiehlt oder wenigstens betrügt. Wir hatten uns eine solche Perle angeschafft, ließen ihn aber wohlweislich nicht an den Inhalt der Koffer. Nach wenigen Tagen kamen wir dahinter, daß der Bursche „doppelte Buchführung" machte und höchst erstaunt war, daß wir das merkten. Vorsorglicherweise gaben wir ihm nie, außer auf der Bahnfahrt, sein bis Bombay (seiner Heimat) reichendes Billett, damit er es nicht wie der Diener einiger uns bekannter Herren mache und

Digitized by Google

verdufte. Die freundlichen Worte der Ermahnung wirkten übrigens Wunder, zumal wir ihm sagten, bei der nächsten Unregelmäßigkeit würden wir auf seine Dienste verzichten.

Darjeeling, der Höhenkurort am Himalaja, war unser nächstes Ziel. Die Fahrt geht durch sehr fruchtbare, sonst wenig interessante Gegend, am rechten Ufer des Ganges entlang. Dann setzt man mit

In der Morgensonne.

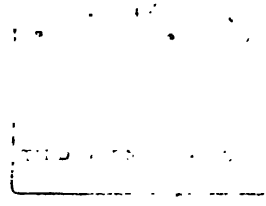
dem Fährdampfer bei Sara Ghat über, um von hier in direkt nördlicher Richtung nach Siliguri zu fahren, wo die Himalajakleinbahn beginnt. Die Wagen, mit nur wenigen Sitzplätzen, machen ganz den Eindruck eines großen Spielzeuges. Aber bald staunt man über die großartige Bahnanlage, durch die wir in wenigen Stunden eine Höhe von 2000 m erklimmen.

Anfangs führt uns die Bahn durch üppigen Wald, dann wird die Vegetation spärlicher. Zur Vermeidung von Tunnels macht die Bahn oft weite Umwege, Schleifen, oder beschreibt vollständige Spiralen. An einigen Stellen wieder finden sich Umschiebestationen. Die Aussicht

Digitized by Google

Darjeeling im Schnee (im Hintergrund der Himalaja).

Digitized by Google



Digitized by Google

über die Schluchten und Höhenzüge in der Nähe und die im Duft verschwindende Ebene wird immer schöner. An manchen Stellen geht die Bahn direkt an dem senkrechten Abhang von über 1000 Fuß Tiefe entlang, was für nicht schwindelfreie Personen, zumal die Wagen offen sind, recht unangenehm sein kann. Ab und zu passieren wir

Im Eingeborenendorf bei Darjeeling.

mit langsamer Fahrt Dörfer. Die Bahn läuft hier einfach die Hauptstraße entlang. Dem Fremden bietet sich so Gelegenheit, einen Blick in das Leben und Treiben der Eingeborenen zu werfen, und den Kindern, die Fremden anzubetteln. Um 3 Uhr erreichen wir die Höhe; aber die Berge haben ihre Häupter verhüllt. Kalter, dichter Nebel umgibt uns. Welch eine Wohltat, nach so langem Aufenthalt in den Tropen einmal wieder kalte Luft zu atmen. Am Bahnhof bemächtigen sich Tragweiber unseres Gepäcks und schleppen es nach dem Rockville-Hotel, das klein, aber sehr gut gehalten ist, und von wo aus wir bei klarem Wetter einen sehr schönen Ausblick auf

Digitized by Google

die Himalajakette haben. Bei einem Spaziergang merkten wir deutlich, welchen Einfluß, wenn auch nur vorübergehend, die plötzliche Steigung von 2000 m (in sieben Stunden) auf den Organismus ausübt. Alle paar hundert Schritt mußten wir stehen bleiben, um uns zu verschnaufen. Am zweiten Tage war hiervon nichts mehr zu spüren. Darjeeling ist ein entzückender Platz. Eine Unzahl Villen liegen, meist von Gärten umgeben, den Hügel entlang. Hier erholen sich die Europäer von Kalkutta in der heißen Zeit.

Der Abend war empfindlich kalt, und voller Freude begrüßten wir das Kaminfeuer. In der Nacht erwachte ich plötzlich durch eine auffallende Helle. Ich trat ans Fenster und traute meinen Augen nicht. Fußhoch war der Schnee gefallen, und nun beschien der Vollmond taghell die herrliche Winterlandschaft. Da vor mir, zum Greifen nahe, lag die ganze Himalajakette. Man kann es sich nicht vorstellen, daß der Kintschindschinga 150 km entfernt liegt. Schon bald nach Sonnenaufgang verdeckten Wolken, wenn auch nur immer vorübergehend, die mächtigen Berghäupter, die gegen Abend ganz unseren Blicken entschwanden.

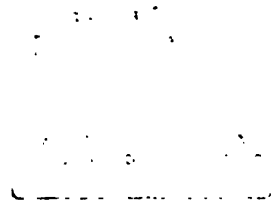
Um das Schauspiel eines Sonnenaufgangs hier oben zu genießen, brachen wir am nächsten Morgen früh 3½ Uhr auf und hatten es nicht zu bereuen. Sechs englische Meilen hatten wir auf dem hartgefrorenen Schnee zurückzulegen, dann waren wir auf dem Tiger Hill. Zur Linken schaut der Gipfel des Mount Everest im fahlen Mondlicht über die Höhen. Vor uns glänzen die Lichter von Darjeeling. Weiterhin beleuchtet das Licht des untergehenden Mondes die Himalajakette. Die Sterne, als letzter die Venus, erlöschen. Im Osten färbt sich der Himmel blutigrot. Da erröten und glitzern die Spitzen und Gletscher des Himalaja. Immer klarer, greifbar nahe treten sie hervor, jetzt schon taghell von der aufgehenden Sonne beleuchtet, während in den Tälern noch tiefe Nacht herrscht. Es ist ein überwältigender Anblick. Leider geht das Schauspiel nur zu rasch vor sich; aber die Erinnerung bleibt unvergeßlich. Über eine Stunde weilten wir hier oben; wir konnten uns von dem Anblick nicht trennen. Hochbefriedigt kehrten wir zurück, noch auf dem Heimwege lange Zeit das herrliche Panorama genießend.

In den Dörfern herrschte über den Schneefall eitel Freude, war es doch der erste seit drei Jahren. Alt und jung warf mit Schnee-

Digitized by Google

Blick auf den Himalaja.

Digitized by Google



Digitized by Google

bällen, Eingeborene wie Europäer. Ja, als die Sonne höher stieg, wurde sogar Schnee verkauft, eine Schaufel voll für 5 Cents. Auf

Einwohner von Darjeeling.

dem Markte herrschte, wie jeden Sonntag, reges Leben. Von nah und fern waren die Leute, oft in recht feuchtfröhlicher Stimmung,

Digitized by Google

herangekommen, um zu kaufen oder ihre Waren feil zu halten. Es ist ein lustiger Volksschlag, ganz verschieden von den Hindus, immer zu Scherz und Kurzweil aufgelegt. In der Jugend sind die Leute ganz hübsch, aber bald werden sie, wohl mit durch schwere Arbeit, recht häßlich. Die Kultur hat hier Schule gemacht. Echte Kuriositäten sind kaum mehr zu haben oder unglaublich teuer. Ja, man muß sogar bezahlen, wenn man die Mädchen photographieren will. Die meisten tragen sehr viel Schmuck und sind immer bereit, ihn zu verkaufen, so daß ich den Verdacht habe, daß derartiger Schmuck von europäischen Firmen zu billigem Preis an die Leute abgegeben wird, die ihrerseits damit ein Geschäft machen. Eine Hauptrolle spielen Silberfiligran und Türkisen, sowie Ketten mit goldplattiertem Lack. Als besondere Kuriositäten werden Gebetsmühlen, Teufelsdolche und Aschenschalen angeboten, die mit blauen Steinen (falschen Türkisen) besetzt sind. Sieht man genauer hin, so findet man, daß letztere nicht gefaßt, sondern mit Wachs angeklebt sind. Die Gebetsmühlen sind zuweilen echt, die Teufelsdolche aber, die der Tibetaner bei Nacht vor der Haustür in den Boden steckt, um böse Geister abzuhalten, meist europäische Ware, ebenso die Aschenschalen, die angeblich dazu gedient haben, im Tempel die Asche des Kopfes der Priester aufzubewahren.

Die Saison von Darjeeling fällt in die späteren Monate; für den Touristen ist aber November bis Februar zu empfehlen, da er in dieser Zeit die meiste Aussicht hat, den Himalaja klar zu sehen, der später oft wochenlang seine Kette hinter Wolken versteckt.

Digitized by Google

Von Darjeeling nach Colombo.

Traurigen Herzens, aber hochbefriedigt, schieden wir von diesem schönsten Aussichtspunkt der Welt, um über Kalkutta nach dem heiligen Benares zu fahren.

Kurz vor Benares passiert die Bahn den Ganges, und hier bietet sich dem Reisenden ein sehr schöner Blick auf die terrassenartig sich am Norduser des Flusses erhebende heilige Stadt mit ihren Tempeln und Moscheen. Für gewöhnlich stellt man sich den Ganges vor als einen Fluß, an dessen Ufern der Lotos blüht, über den Silberreiher hinwegziehen, daß von den platten Dächern der Paläste am Fluß süße Weisen erklingen und im Glanze der untergehenden Sonne die Schleier von Tausenden von Mädchen wehen. Aus all diesen süßen Träumen reißt die herzlose Prosa der Wirklichkeit den Reisenden. Die Gegend ist öde, träge wälzt der Ganges seine schlammigen Wassermassen, und auf den Dächern sieht man höchstens schmutzige Gestalten, die am Abend die Tauben einfangen.

Dagegen ist das Leben in den schmalen Straßen der Stadt sehr interessant. Da kommt auf zweirädrigem, von Zebus gezogenem, bunt verziertem Wagen ein Reicher daher. Hier trägt man auf Bambusstangen, in Tücher eingenäht, eine Leiche, um sie am Ganges zu verbrennen. Kinder sammeln den Kuhdünger, formen ihn zu „Kuchen" und kleben ihn zum Trocknen als Feuerungsmaterial an die Wände. Von den Balkons blöken Ziegen herab, umschwärmt von Gabelweihen, die hier gefüttert werden. Geier hocken auf den Häusern, und dort klettern heilige Affen über die Dächer. Ehrfurchtsvoll macht das Volk den frei in den Straßen herumbummelnden heiligen

Digitized by Google

Kühen Platz. Am offenen Fenster hämmern Ziseleure und weben die Tuchfabrikanten. Eine Unzahl Sekten sind hier versammelt, unterschieden durch die Zeichen, die ihre Stirn schmücken. Allen ist gemein, daß sie die Tiere heilig halten. Das geht so weit, daß für die Affen ein Extratempel reserviert ist, in dem sie sich durchaus als Herren, meist recht frech benehmen. Einige ältere Herren halten auf Ordnung, und sobald diese sich zeigen, stiebt die ganze muntere jüngere Gesellschaft auseinander und blickt hübsch gesittet auf die alten Kerle.

Heilige Affen und Ziege.

Auch den Kühen ist ein Tempel geweiht, und ungestraft lustwandeln die heiligen Hörnerträger in den Gärten und naschen von den Blumen.

Leider ist der „Heilige von Benares" vor einigen Jahren gestorben; er galt für den besten Kenner der Hindureligion, und alle Reisenden schreiben voller Verehrung von der Liebenswürdigkeit und Güte dieses Greises. Wir hätten ihm gern einen Besuch abgestattet, so konnten wir nur sein Monument betrachten.

In alle Tempel war uns ein Polizist gefolgt, und schon wollten wir unwillig darüber werden, da kamen wir in den „goldenen Tempel" und erkannten in der Bewachung eine weise Vorsicht der Behörden. Hier herrschte ein geradezu unbeschreibliches Getriebe. Betende und opfernde Menschen knieten, scheinbar sehr andächtig, vor dem steinernen

Digitized by Google

Ochsen, einem Geschenk des Königs von Nepal; eine Punkah hing über ihm, um in heißer Zeit dem heiligen Tiere Kühlung zuzufächeln. Da drängt sich ein Pilgerzug, auf einer Wanderung durch die Tempel der heiligen Stadt begriffen, durch die Menge; hier läutet ein Gläubiger, um Buddhas Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, dort reinigt sich ein anderer als Vorbereitung zum Gebet. An mehreren Türen finden wir in englisch Aufforderungen an die Europäer, diese Türen, weil

Schlangenbeschwörer in Agra.

sie zu besonderen Heiligtümern führen, nicht zu passieren. Den Namen „goldener Tempel" führt er von dem goldenen Dach, das in Wirklichkeit aus vergoldetem Kupfer besteht; die Goldschmiede, die das Dach liefern sollten, hatten gemogelt; es ist aber ganz gut so, denn sonst wäre es sicher gestohlen.

Vor unserem Hotel hatten sich, wie häufig in Indien, Gaukler eingefunden, Wahrsager, Zauberer und Schlangenbändiger. Von den Zauberern hört und liest man sehr viel, in Wirklichkeit stehen sie aber doch hinter den chinesischen und europäischen zurück. Interessanter sind die Schlangenbeschwörer. Alle möglichen Arten von

Digitized by Google

Schlangen haben sie, die beim Klang der Flöte sich aufrichten. Um nun die Wirkung des Schlangenzaubers zu zeigen, ließ sich einer der Leute von einer Brillenschlange beißen; man sah deutlich die beiden Wunden, die die Zähne verursacht hatten. Blut floß daraus, und nun wurde allerhand Hokuspokus vorgenommen, um scheinbar dem Gift die Wirkung zu nehmen. Ich glaube aber nicht daran, wahrscheinlich sind der Schlange vorher die Giftdrüsen ausgedrückt oder überhaupt entfernt oder aber die Ausführungsgänge der Giftzähne verstopft. Da die Leute auch einen Mungo, jenen Todfeind der Schlangen, hatten, kauften wir eine Schlange, um den Kampf der Tiere ansehen zu können. Das kleine marderähnliche Säugetier stürzte sich blitzschnell auf die etwa 1½ m lange Schlange und faßte sie im Genick. Fest wickelte sich das Reptil um seinen Gegner, beide wälzten sich am Boden; aber der Griff im Genick hatte zu fest gesessen, die Ringe um den Körper des Mungo lösten sich, die Schlange war verendet.

Das Interessanteste in Benares bietet eine Bootfahrt auf dem Ganges. Am Mandin Ghat bestiegen wir eines der mit bequemen Sesseln ausgestatteten Ruderboote und fuhren langsam den braunen Strom hinab. Das Südufer des Ganges ist als „unheilig" nicht bewohnt; am Nordufer dagegen drängen sich Tempel und Moscheen zu Hunderten. Alles ist aus Sandstein errichtet. Breite Treppen ziehen sich den ganzen Strom entlang, auf denen alltäglich die Gläubigen zum heiligen Ganges hinabsteigen, um zu baden und Wasser zu schöpfen. Alle möglichen Baustile sind hier vertreten; leider arbeitet der Strom unablässig an der Zerstörung dieser wunderbaren, einzigartigen Bilder; Treppen und Tempel sind unterspült und sinken in den Strom. Hier ist auch der Verbrennungsplatz der Hindus, und ununterbrochen steigt der Rauch der Scheiterhaufen zum Himmel. Die Leichen werden in Tücher eingeschlagen, die männlichen in weiße, die weiblichen in rote, an den Fluß getragen und zur Heiligung dreimal in dem heiligen Wasser untergetaucht und dann mit entblößtem Antlitz auf den Scheiterhaufen gelegt. Der nächste Verwandte tritt heran, badet, trinkt vom Wasser des Ganges und holt, jetzt an Körper und Seele gereinigt, heiliges Feuer aus dem nahen Tempel. Dreimal umschreitet er den Scheiterhaufen, den er mit abgewandtem Gesicht entzündet. Bis die Flammen den größten Teil des Körpers verzehrt,

Digitized by Google

Benares.

Digitized by Google

Digitized by Google

wartet er bei der Leiche und versenkt den Rest, Kopf und Rumpf, im Ganges, an derselben Stelle, wo die anderen Leidtragenden baden und aus dem Fluß trinken. Über dem Aschenrest des Scheiterhaufens zerschellt der Leidtragende ein mit Gangeswasser gefülltes Tongefäß. Die Totenfeier ist hiermit beendet, und zwei Wochen lebt der Trauernde in strengster Zurückgezogenheit, während der er mit niemandem sprechen darf.

Am Ufer des Ganges.

Am nächsten Morgen besuchten wir nochmals den heiligen Fluß; jetzt herrschte hier noch regeres Leben als am Abend vorher; in bunte Tücher gehüllt, die blanken Metallgefäße und Blumen im Arm, stiegen die Frauen die Treppen hinab, um zu baden, zu beten und die Blumen zu opfern. Da naht ein Zug von Pilgern; dort trägt man die mit Blumen überdeckte Leiche eines Braminen. Hier und da hocken auf den Treppen Fakire.

Auf dem Rückweg zum Hotel statteten wir nochmals dem Geschäftsviertel einen Besuch ab, um einige Kleinigkeiten einzukaufen, ehe wir nach Agra weiterfuhren, das wir nach recht staubiger Fahrt am Abend erreichten. Hier steht das nach Ansicht vieler Reisenden

Digitized by Google

schönste Bauwerk der Welt, der Tadsch Mahal, das wunderbare Grabdenkmal, das der Schah Dschihan seiner Lieblingsgattin Mumtaz Mahal (Perle des Palastes) errichten ließ. Durch ein mächtiges, aus rotem Sandstein und eingelegtem weißen Marmor errichtetes Torgebäude genießen wir den ersten Blick auf den blendend weißen, sich in märchenhafter Pracht aus dem ihn umgebenden Garten erhebenden Tadsch. Auf weißer, von vier schlanken Minaretts flankierter Plattform steht das Hauptgebäude, dessen Baustil deutlich erkennen läßt, daß der Baumeister gewissermaßen das Fazit aus allen indischen Bauwerken gezogen hat, um hier etwas Vollkommenes zu schaffen; und es ist ihm gelungen. Die inneren Wände des Gebäudes sind mit erhaben in Marmor gearbeiteten Blumen bedeckt. In dem Kuppelraum erhebt sich, die eigentliche Grabstätte umgebend, eine ringförmige Marmorwand. Diese ist vollständig durchbrochen gearbeitet; die Blumen und Arabesken zeigen eine derartige Feinheit, daß man geradezu von Juwelierarbeit sprechen möchte. Die Sarkophage selbst, aus weißem Marmor, sind von aus Edelsteinen hergestellten Blumengirlanden überzogen. Unwillkürlich drängt sich der Gedanke an die Schätze aus Tausendundeiner Nacht auf. Wiederholt besuchten wir diese Perle der Baukunst, und jedesmal wuchs unsere Bewunderung.

Nahe beim Bahnhof erhebt sich das mächtige Fort, dessen großartige Anlage und wunderbar feine Ausführung der Prachtbauten frappiert. Von hier aus wollte der Schah Dschihan den Blick auf den Tadsch Mahal richten, um ewig das Grabmal seiner Lieblingsgattin vor Augen zu haben. Aber ehe das Werk vollendet war, stieß ihn sein Sohn vom Thron und hielt ihn gefangen bis zu seinem Tode. Erst sterbend durfte er den Blick von seinem Lieblingsplatz aus auf das inzwischen vollendete Wunderwerk richten. Dann bettete der Sohn seine Leiche neben die seiner Gattin.

Einen prächtigen Eindruck macht besonders die aus blendend weißem Marmor geschaffene Perlmoschee. Die übrigen Bauten zeigen eine ungeheure Feinheit der Arbeit und geradezu fabelhaften Luxus. Die Marmorwände waren früher vollständig mit eingelegten Edelsteinarabesken überzogen, von denen leider ein großer Teil gestohlen ist.

Einen weiteren Wunderbau birgt Agra, das Grab Itimadu Daulahs, des Vaters der Mahal. Hier tritt neben der fabelhaften

Digitized by Google

Tempel in Benares am Ganges.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verschwendung die Feinheit der Ausführung besonders hervor, und die Bezeichnung das „Schmuckkästlein" ist ganz treffend gewählt.

Eines Abends, als wir vom Sehen ziemlich abgespannt auf der Terrasse mit einigen Händlern „schacherten", erschien unser Boy mit der Meldung, mehrere Shikari (Jäger) seien da und böten ihre Dienste an. Das war einmal eine angenehme Abwechslung. Die Zeugnisse, großenteils von Deutschen ausgestellt, waren sehr gut, und so engagierten wir die Leute. Früh 4½ Uhr stand unser Wagen bereit; die Frühstückskörbe wurden aufgeladen, und hinaus ging es auf der holperigen, staubigen Landstraße in den recht empfindlich kalten Morgen hinein. Oft mußten wir halten, da Wagenzüge oder Herden den Weg sperrten. Waren wir etwas eingenickt, so weckten uns die Glocken vorbeiziehender Kamele. Nach etwa 13 Meilen Fahrt stieg der Hauptmann mit seinen Leuten aus. Ich fuhr noch zwei Meilen weiter, als mein Jäger mit der Meldung „Blackbock" an die Wagentür trat. Schnell steckte ich einige Patronen in mein Winchester, und nun ging es vorwärts. Es war ungeheuer viel Tau gefallen; das Getreide, durch das wir uns heranbirschen mußten, triefte geradezu, und nach noch nicht 50 Schritt waren wir bis auf die Haut durchnäßt. Die Hirschziegenantilopen, darunter ein ganz guter Bock, ließen mich auf etwa 80 Schritt herankommen. Im Augenblick, als ich abdrückte, machte der Bock eine Wendung und bekam so die Kugel halbschräg von hinten. Schwerkrank verschwand er in der Indigopflanzung. Der Leute wegen, die allenthalben an ihre Feldarbeit gingen, konnte ich zunächst nicht nochmals schießen. So ließ ich die Pflanzung durchdrücken, und nun kam mir der Bock nochmals flüchtig, wo er im Feuer zusammenbrach.

Der Tag fing gut an. Eben kam der erste Sonnenstrahl über den Horizont, und schon hatte ich den ersten Bock gestreckt. Bald waren in der rasch erwärmenden Sonne unsere Anzüge getrocknet; der Tau war von den Feldern verschwunden, und wir wanderten über die weiten staubigen Ebenen. Es ist geradezu fabelhaft, wie viel Tauben, Reb-, Steppenhühner, Wachteln, Papageien, Kibitze, Elstern, Geier, Krähen und Weihen vor uns aufgingen. Mit Leichtigkeit könnte man da 500—1000 Patronen pro Tag loswerden. Hier und da stand gravitätisch ein Purpurreiher oder schwarzer Storch im Getreide. Antilopen sahen wir sehr viel, doch waren sie sehr scheu.

Digitized by Google

Zuweilen standen sie in Rudeln von 40—50 Stück. Einen guten Bock hatte ich krank geschossen: leider konnte ich, da die Felder von Menschen wimmelten, nicht nochmals schießen; so war meine Stimmung etwas gedrückt. Da sehe ich eine Herde mit einigen guten Böcken; Wind und Deckung sind gut. Ich bin schon auf etwa 150 Schritt heran. Da fährt plötzlich das ganze Rudel ab, gehetzt von einem Köter. „Hätte ich dich Canaille", dachte ich. Da schwenkt der

Resultat einer Morgenbirsch.

Köter ab und kommt freudestrahlend zu uns. Ich bezwang mich, versetzte ihm nur einen gehörigen Hieb und befahl, das Tier zurückzuhalten. Wieder tauchen Antilopen auf. Da läßt der überaus schlaue Kuli den Hund los, und heidi ging es hinterher. Nun hatte sein Stündlein geschlagen — er jagt nie wieder. Am Nachmittag schoß ich noch aus einem Rudel von etwa 60 Stück einen Bock heraus und fehlte leider einen zweiten. Wären nicht allenthalben Leute auf den Feldern gewesen, so hätte ich sicher noch mehr schießen können.

Mein Freund hatte guten Anlauf gehabt und vier Böcke gestreckt. Ich führte eine Winchester Kal. 32, unserem 8 mm-Gewehr mit

Digitized by Google

kurzem Geschoß entsprechend; doch war ich mit der Wirkung auf die Antilopen nicht zufrieden und bin sicher, wenn ich meine 9 mm Büchse gehabt hätte, daß ich in diesen Gegenden eine weit bessere Strecke erzielt haben würde. Sehr unangenehm ist, daß die Antilopen nicht zeichnen, wenn sie getroffen sind, wohl aber in der Flucht plötzlich hohe Sprünge machen. Schießt man nun auf die flüchtigen Antilopen, so habe ich beobachtet, daß zuweilen die ganze Herde emporschnellt, was man

Erlegter Purpurreiher.

bei einem einzelnen Stück leicht für ein Schußzeichen halten könnte. Recht müde, aber mit der Strecke zufrieden, kehrten wir ins Hotel zurück, wo die übrigen Gäste unsere Strecke bewunderten.

Bei einer Fahrt nach der alten Residenz Fatipur Sikri erlegte ich vom Wagen aus einen Purpurkranich, bekam aber leider zwei Antilopen, auf die ich schoß, nicht zur Strecke. Allenthalben konnten wir mit dem Glas in der Ebene Antilopenherden konstatieren.

Unsere Shikaris flößten uns Vertrauen ein, und so folgten wir ihrem Rat, auch einmal auf Krokodiljagd unser Heil zu versuchen. Früh 5 Uhr fuhren wir im Wagen durch die Stadt, über die Ponton-

Digitized by Google

brücke, vorbei an Akbas Grab, dem Morgen entgegen. Noch war es nicht recht hell, da stoppte der Wagen; wir fuhren aus dem Halbschlaf auf: „Nilgau-Antilopen", meldete der Jäger. Auf die waren wir nicht vorbereitet, also schnell heraus aus dem Wagen. Richtig, auf etwa 500 Schritt Entfernung stand ein Rudel von acht dieser großen, wenig schönen Tiere. Bis auf etwa 100 Schritt konnten wir uns anbirschen, jeder nahm ein Stück aufs Korn, dann fielen die beiden Schuß à tempo. Die Antilope des Hauptmanns lag im Feuer, meine kam krank mit dem Rudel an mir vorüber, wo sie noch vier weitere Kugeln brauchte, ehe sie zusammenbrach. Das war für mich ein Beweis, daß meine Büchse nicht die Wirkung hatte, die ich von ihr erwartete. Auf die übrigen Tiere schossen wir nicht mehr, da kein Bock darunter war.

Nach kurzer Fahrt spannten wir in einem Dorfe aus, wo wir den Gegenstand allgemeinen Interesses bildeten. Unter den Neugierigen erschien auch ein netter junger Hirschziegenantilopenbock, der ein Halsband trug und von den Dorfkötern unbehelligt sich herumtummelte.

Bis zu dem Krokodilfluß hatten wir noch drei Meilen zu wandern, bald über staubige Stoppelfelder oder durch trockene tiefe Flußbetten mit steilen Ufern. Da leuchtete vor uns der Spiegel des breiten Flusses, unser Jagdgebiet, auf. Kormorane, Gänse und Enten strichen umher; am Strande stolzierten Kraniche, Reiher und Störche; in den Lüften zogen Milane und Geier ihre Kreise. Im Fluß schien ein Baumstamm zu treiben: es war das erste Krokodil, ein stattlicher Kerl. Wir hatten uns vorgenommen, nur am Rande liegende zu schießen, da zu wenig Aussicht vorhanden ist, schwimmende zur Strecke zu bringen. So birschten wir weiter. Da, um eine Ecke biegend, bot sich uns ein Bild, wie wir es nicht erwartet hatten. Etwa 20 Krokodile, meist mächtige Tiere, lagen halb am Ufer oder schwammen langsam umher. Wir schossen zunächst noch nicht; denn je heißer es wurde, um so mehr Krokodile entstiegen dem Fluß. Wir frühstückten erst und sahen ruhig dem faulen Treiben der häßlichen Tiere zu.

Jetzt kroch, sich ganz langsam vorwärts schiebend, ein etwa 4 m langes Krokodil an Land. Die Entfernung war recht groß, und so zielten wir auf das Blatt, auch eine tödliche Stelle, wie unser

Digitized by Google

Der Tadſch Mahal in Agra.

Digitized by Google

Digitized by Google

Jäger versicherte. Ich glaube nicht mehr daran und ziehe deshalb immer den allerdings schwierigeren, aber absolut tödlichen Kopfschuß vor. Auf die Schüsse hin wälzte sich das mächtige Tier ein paarmal auf dem Sande, kam aber doch noch ins Wasser. Die übrigen fuhren wie der Blitz in das feuchte Element.

Etwas enttäuscht, daß das mächtige Exemplar nicht zur Strecke gebracht war, lagen wir abwartend am Flußufer. Da tauchte gerade vor uns ein kleiner Teil des Kopfes von einem Krokodil auf. In demselben Augenblick schoß ihm der Hauptmann eine Kugel durchs Gehirn. Nun erhob sich im Wasser ein tolles Wüten und Plätschern, bald kam der Kopf, bald der Schwanz oder Bauch heraus. Die Bewegungen wurden immer langsamer, und nun trieb das Tier „Kiel oben" auf dem Wasser langsam stromab. Bei dem Vorhandensein von einer so großen Zahl dieser gefährlicher Echsen konnten wir natürlich unseren Leuten nicht zumuten, ins Wasser zu gehen, um das erlegte Tier herauszuholen und hofften, daß es wenigstens bis zur Furt, die stromab lag, oben treiben würde, leider vergebens; denn etwa 100 Schritt vor der Furt sank es unter.

Während wir noch dem treibenden Tier nachsahen, tauchten etwa 100 Schritt vor uns, von uns wegschwimmend, Kopf und Rücken eines recht stattlichen Tieres auf. Es war nicht mehr daran zu denken, daß die Krokodile, einmal gestört, hier wieder an Land steigen würden; so benutzten wir das günstige Ziel und schossen ihm gleich zwei Kugeln auf. Das war zu viel für das arme Tier. Mit der schwindenden Kraft versuchte es noch unter Wasser zu kommen, vergebens; der mächtige Schwanz (oder wie heißt es weidmännisch?) pendelte senkrecht in der Luft, dann sank er um, und auf der Seite liegend, ein „Pfötchen" emporhaltend, trieb das Tier seinen Gefährten nach, war aber liebenswürdiger und blieb oben. Einer der Jäger entkleidete sich, um das Tier zu landen. Die Dorfbewohner, die sich in hellen Haufen eingefunden hatten, erhoben ein Mordsgeschrei, um die übrigen Bestien zu verscheuchen. Dann ging der Shikari ins Wasser. Ich muß sagen, mir war ganz eigen zumute, denn jede Sekunde erwartete ich, den Mann verschwinden zu sehen. Aber alles ging gut; es gelang ihm, um das „Pfötchen" eine Schlinge zu werfen, und unter Triumphgeschrei landeten wir das Riesentier. Der Mann war ganz unheimlich aufgeregt, er zitterte und klapperte

Digitized by Google

noch eine Stunde hinterher mit den Zähnen wie im Fieberfrost; selbst das Trink- resp. Schußgeld, über das er ganz erstaunt war, beruhigte seine Nerven nicht. Ich möchte allerdings auch nicht in so gefräßiger Gesellschaft herumschwimmen.

Der Hauptmann hatte noch ein kleines Exemplar erlegt und kam nun heran, um beim Abhäuten des großen Tieres zuzusehen. Es war eine Riesenarbeit, da das Fleisch sehr fest an der Haut sitzt.

Mein erstes Gangeskrokodil.

Wie staunten wir aber, als wir emporblickten, um zu sehen, ob noch keine Geier sich zur Mahlzeit einfänden. Auf eine derartige Zahl waren wir nicht vorbereitet. Immer neue kamen herzu und kreisten, immer tiefer, schließlich kurz über unseren Köpfen. Viele saßen schon auf dem Uferrand und harrten des leckeren Mahles. Kaum war unsere Arbeit getan, da brauste es wie ein Sturmwind heran, etwa 500 Geier stießen herab.

Nun ging deren Arbeit an; ich staunte über die enorme Kraft, mit der die Tiere das Fleisch und die harten Sehnen von den Knochen rissen. Dicht gedrängt saßen sie um den mächtigen Kadaver.

Digitized by Google

Als wir herangingen, strichen sie ein Stück weit weg, kamen aber sofort wieder.

Mit Haut und Kopf des Krokodils beladen, wurde der Heimweg angetreten, und als wir nochmals zurückblickten, kamen immer neue Scharen von Geiern herangestrichen. Plötzlich tauchte auf dem andern Ufer des Flusses ein Hund auf, wohl angelockt durch die herabstoßenden Geier. Ohne Zögern sprang er ins Wasser, gerade an der

Ein Gangeskrokodil von 4 m Länge.

Stelle, wo am Morgen die große Zahl der Krokodile gelegen, durchschwamm zu unserem großen Erstaunen ungefährdet den Fluß und stürzte sich auf die Geier, die vor ihm auseinanderstoben. Nun machte sich der Hund ans Mahl, dem er sich aber nicht ungestört hingeben konnte. Die Geier hatten auch Hunger und wollten fressen; ununterbrochen sprang er gegen die großen, so stark bewehrten Vögel an, und keinem fiel es ein, gegen den frechen Eindringling Front zu machen. Schließlich herrschte Frieden, und alle kamen zu ihrem Rechte.

Auf der Rückfahrt passierten wir einen großen Schlafbaum von Geiern. Eine Unzahl dieser Aasvögel hatte hier aufgehakt, mitten

Digitized by Google

darunter ein Marabu. Wir hielten, und der Hauptmann schoß ihn herunter. Die Kugel war ihm nur durch die Gelenke der Flügel gefahren, nun lief der „hochgestellte Philosoph" eilends den Indigopflanzungen zu, wo ihn rechtzeitig eine zweite Kugel umwarf. Auffallend war das Verhalten der Geier. Trotz der Schüsse und des mit einigem Lärm verbundenen Herabstürzens des großen Vogels ließen sich nur wenige in ihrer Ruhe stören und flogen auf; weitaus die meisten blieben ruhig sitzen. Im Hotel erregte natürlich Haut und Kopf des Krokodils Aufsehen.

Am nächsten Tage jagten wir nochmals auf Antilopen; der Hauptmann streckte drei. Ich kam nicht gerade in der besten Stimmung zum Rendezvousplatz, da ich zwei Böcke nur angeschweißt hatte. Der Tag war der Hitze wegen furchtbar anstrengend gewesen, so daß wir vollständig erschöpft ins Hotel kamen, wo ein Ruhetag in den Reiseplan eingeschoben wurde.

Recht interessant ist der Besuch der Weilandtschen Teppichweberei. Mehrere Hunderte Arbeiter sind hier beim Teppichknüpfen beschäftigt, und das Geschäft geht so gut, daß es die Aufträge kaum erfüllen kann, da immer Mangel an Arbeitern ist. Die Missionen nehmen sie ihm weg. Herr Weilandt, ein Deutscher, erklärte uns auch die feinen Unterschiede und erzählte uns, auf welche Weise die Eingeborenen „alte" Teppiche herstellen. Sie legen den Teppich in ihre Hütten, und hier spielt sich nun das Familienleben darauf ab, d. h. Kinder, Hühner und Schweine freuen sich auf ihre Art der bunten Farben. Sieht der Teppich dann „alt genug" aus, hat er genug Flecken und gar ein Loch, so ist er „very old" und dreimal so teuer. Nun wird er einmal oberflächlich gewaschen und ziert nach kurzer Zeit einen eleganten, meist amerikanischen Salon. Bei uns hat man noch nicht das „echte Kunstverständnis" für derartige Schätze des Orients.

Ganz lohnend ist ein Ausflug nach Gvalior, dem Sitz eines Maharadschas. Telegraphisch hatten wir uns in dem vom Fürsten für die Fremden errichteten Hotel angemeldet und fanden hier auch bei unserer Ankunft Wagen vor für eine Fahrt nach der alten mächtigen Bergfeste. Die Bauten, zum Teil sehr gut erhalten, zeigen wundervolle Steinhauerarbeit. Besonders imponierend wirken aber die mächtigen, aus dem Felsen gehauenen Figuren, die den Weg bei

Digitized by Google

dem Nordtor einfassen. Im Gefängnis besuchten wir die Teppichweberei und machten dann einen Versuch, in den Palast des Maharadschas zu kommen. Sein europäischer Minister, ein sehr liebenswürdiger Herr, führte uns persönlich herum; doch war weiter nichts als europäisch eingerichtete Zimmer zu sehen. Somit waren die Sehenswürdigkeiten Agras erschöpft, und wir zogen weiter westwärts.

Auf dem Weg zum Bahnhof besuchten wir nochmals den Tadsch Mahal, um Abschied von dem Wunderbau zu nehmen, ehe wir nach

Felsentempel bei Gvalior.

Delhi weiterfuhren. Unangenehm ist in Indien die Angst der Engländer vor Spionen. Ob zu unserem Schutz oder aber zur Bewachung unseres Tuns und Treibens uns überallhin Geheimpolizisten begleiteten, konnten wir nicht erfahren. Tatsache aber ist es. Fast täglich wurde unser Boy von der Polizei über unsere Tageseinteilung vernommen. Hätten wir nichts davon bemerkt, so wäre die Sache ja belanglos, so aber sahen wir bei jeder Abreise, daß ein Detektiv (oft Eingeborene) uns einem Kollegen „übergab"; der hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als über das große Geheimnis seinen Landsleuten zu erzählen, so daß überall unser Coupé von eingeborenen

Digitized by Google

Gaffern umlungert wurde, bis wir uns die Sache ganz energisch verbaten und mit Beschwerde an den Gouverneur drohten. Ein amüsantes Erlebnis, das eigentlich einen Blick auf die Naivität mancher Polizeien wirft, hatten wir in Kalkutta. Da einer von unserer damals sechsköpfigen Reisegesellschaft eine gewisse Ähnlichkeit mit einem deutschen Fürsten haben sollte, so wurde nicht nur von

Gerichtshalle in Delhi.

Reisenden, sondern sogar von der Polizei angefragt, ob derselbe der betreffende Fürst sei. Uns amüsierte die Verwechslung, und wir haben uns damit manchen harmlosen Scherz erlaubt.

Unsere Ankunft in Delhi um Mitternacht war nicht gerade Vertrauen erweckend, aber wir fanden wenigstens Zimmer, in denen allmählich auch Betten aufgeschlagen wurden, so daß wir von der heißen Bahnfahrt ausruhen konnten. Delhi war wieder ein Platz, nach meinem Geschmack, mit Kaufläden. Silbersachen kauft man

Digitized by Google

nach Gewicht, sie sind aber nicht sonderlich schön. Mit Gold gestickte Decken sind recht nett und billig. Als Spezialität werden in Delhi Sandelholzkasten, eingelegt und geschnitzt, hergestellt; sie sind nicht zu teuer, dabei äußerst fein gearbeitet. Die Elfenbeinschnitzereien sind, im Vergleich zu den japanischen, recht plump.

Natschmädchen (Straßentänzerin in Delhi).

Als besondere Zierde erhebt sich, wie in den meisten indischen Städten, ein Uhrturm von möglichst geschmackloser Bauart in der Hauptstraße der Stadt, und nicht weit davon das Denkmal der „schlafenden" Königin Viktoria. Ich hatte das Gefühl, als ob diese Denkmäler „im Dutzend" angefertigt seien; denn in jeder Stadt ruht die alte Königin müde auf dem Thron von den Herrschersorgen aus.

Digitized by Google

In den Straßen herrschte reges Leben, und wiederholt trafen wir Tänzerinnentruppen, „Natschmädchen", von denen wir die schönsten in den Hotelgarten zum Photographieren bestellten. Ihr Tanz war äußerst graziös, und recht kokett wußte die eine besonders ihre prächtigen Zähne zur Geltung zu bringen und das Röckchen zu heben.

Wundervoll ist die Dschumma Mosdschid, die große im Jahre 1658 erbaute Moschee, die ganz aus rotem, mit weißem Marmor eingelegtem Sandstein erbaut ist. Breite Treppen führen den Berg hinan, den dieser Riesenbau krönt. Durch ein sehr schönes Torgebäude betreten wir den weiten, auf drei Seiten von Säulengängen umschlossenen Hof, in dessen Mitte sich ein Wasserbassin zu heiligen Waschungen für die Gläubigen befindet. Dem Eingangstor gegenüber erhebt sich die eigentliche, von Minaretts geschmückte Moschee. Von dem Dache aus hat man einen wundervollen Blick über die weite Stadt. Im Westen versank die Sonne im Dunst und Staub, aber in den Straßen und auf den Dächern herrschte noch reges Leben.

Als wir abends ins Hotel kamen, hatte unser Boy natürlich wieder einige Shikari aufgegabelt, die uns zur Krokodiljagd verleiteten, und wir hatten es nicht zu bereuen. Als „Schlachtenbummler" begleitete uns ein Herr Th., und uns lag deshalb doppelt viel an einer guten Strecke. Frühzeitig fuhr unser Wagen auf recht unebenen Wegen den Jagdgründen zu. Zwei Stunden wurden wir durchgeschüttelt und waren froh, als die Wanderung durch das öde Land begann. Alles ging nach Wunsch; ein recht stattliches Krokodil schien besonders auf uns gewartet zu haben. Es hat uns auch nie bemerkt, denn ehe es Zeit hatte, aus dem Schlafe zu erwachen, hatten wir es durch ein 8 mm-Geschoß bereits in das Krokodilparadies befördert. Eigentlich ist die Krokodiljagd riesig bequem. Möglichst gut gedeckt legt man sich an das Ufer, läßt sich die Sonne recht hübsch warm auf den Rücken scheinen und wartet der Dinge, resp. Krokodile, die da kommen sollen; dieselben erscheinen auch bald, nur meist an anderen Stellen, als man denkt. Das Anbirschen muß, wenn die Uferränder flach sind, kriechend geschehen, was bei etwas Wind auf dem staubigen Boden nicht gerade angenehm ist. Kommt man dann gerade auf Schußnähe und hebt vorsichtig die Büchse, so hat in der Hälfte der Fälle das Tier die Bewegung gesehen und verschwindet schnell im Wasser. Trotzdem hatten wir an dem Tage Glück und erlegten sechs Krokodile,

Digitized by Google

darunter zwei von den am meisten gefürchteten breitschnauzigen. Hier zeigten unsere Leute auffallend wenig Scheu vor den Tieren; ganz unbekümmert schwammen sie wiederholt durch den Fluß. Dabei schlugen sie nur mit Stöcken auf das Wasser, um etwaige Krokodile zu verscheuchen. Über die Angriffsweise der Krokodile gegen Tiere, speziell gegen größere, erfuhren wir, daß sie unter Wasser ruhig liegen, bis das betreffende Tier trinkt. Dann fassen sie es an der Schnauze,

Strecke einer Morgenbirsch am Ganges.

ziehen es ins Wasser und lassen es ersaufen. Wir machten von den erlegten Riesenechsen einige Ulkbilder, die dadurch für uns an Wert gewannen, daß ein Herr, dem wir sie zeigten, glaubte, es seien Gelegenheitsaufnahmen, und die Kaltblütigkeit bewunderte, mit der wir in solcher Situation hätten photographieren können. Wir ließen ihn erst in diesem Glauben. Das war die Rache, weil er uns Glück zur Jagd gewünscht hatte.

Die Hauptsehenswürdigkeit Delhis bildet das aus rotem Sandstein errichtete Fort mit seinen Prachtbauten. Auch diese sind, wie

Digitized by Google

die herrlichen Bauwerke im Fort von Agra, großenteils aus weißem Marmor mit Edelstein-Mosaiken gebaut. Leider sind in einigen Hallen Renovierungen vorgenommen, dabei aber so grelle Farben verwandt worden, daß der Eindruck recht leidet. Sehr hübsch sind die Anlagen der Bäder, und der Erbauer der jetzt in Delhi berühmten römisch-irischen Bäder hat wohl an die Palastbäder gedacht, als er die für die Fremden schuf. Wir besuchten auch dieses „Lokal", in dem auch Natschmädchen auf Wunsch sich produzieren.

Eine sehr praktische Einrichtung auf den indischen Bahnen besteht darin, daß man für nicht zu teures Geld sich einen ganzen Wagen mieten kann. Wir taten es in diesem Falle, da wir in Dschepur, wohin wir von Delhi unsere Schritte lenkten, voraussichtlich nachts ankommen würden. So mieteten wir vier einen Wagen und ließen ihn (in der Nacht um 3 Uhr kamen wir an) einfach auf ein totes Gleis schieben und schliefen hier ruhig aus, ehe wir in das Kaiser i Hind-Hotel übersiedelten. Kurz nach unserer Ankunft wurden uns Formulare vorgelegt, die wir nur auszufüllen brauchten, um die Erlaubnis für die Besichtigung des Palastes und der alten Residenz Amber zu erhalten.

Dschepur ist einer der indischen selbständigen Staaten unter englischer Aufsicht. Die Hauptstadt bietet für den, der Freude und Interesse am Volksleben hat, unendlich viel Interessantes. Alle Häuser sind mattrosa gestrichen, während die Ornamente weiß gehalten sind. Es macht dies einen eigentümlichen Eindruck, erhöht aber den Farbenreichtum des Straßenbildes. Hier spielen sich auf den breiten, wohlgepflegten, mit Wasserleitung ausgestatteten Straßen immer wechselnde Szenen ab. Da zieht eine Kamelkarawane, dort kommt ein Zug buntgekleideter singender Weiber, Buckelochsen drängen sich durch die Menge, Pfauen und Affen schauen von den Häusern dem Treiben zu. Jetzt ertönt Musik, wir steigen aus dem Wagen, um zu sehen, was es gibt. In einer vergoldeten Tragbahre bringt man ein kleines buntgeschmücktes, mit Juwelen behangenes Mädchen. Zu beiden Seiten werden je vier prächtig geschirrte Rosse geführt, dann folgen etwa 40 Soldaten. Zwischen ihnen und den reichgekleideten Festgenossen schreiten Tänzerinnen, die den auf einem geschmückten Elefanten unter glänzendem Baldachin thronenden kleinen Bräutigam (wir haben es nämlich mit dem Zug einer Kinderhochzeit zu tun)

Digitized by Google

Der alte Palaſt in Amber.

Digitized by Google

Digitized by Google

erfreuen. Als wir herankamen, traten zwei mit Silberstäben ausgerüstete Herolde auf uns zu und forderten uns auf, in das inzwischen von den Soldaten und Festteilnehmern gebildete Karree zu treten, in dem sich nun die Tänzerinnen vor uns produzierten. Hier begegnete uns der Hochzeits-, weiterhin der Totenzug eines reichen Indiers. Auf einem Platze fielen Hunderte und Aberhunderte von Tauben ein, die gefüttert wurden wie auf dem Markusplatz in Venedig.

In der Kunstschule werden sehr sauber gearbeitete Metallgegenstände hergestellt, und der mächtige Verkaufsraum bietet eine reiche Auswahl. Uns interessierten mehr noch die Waffen, die hier in Dschepur in ungeheurer Zahl hergestellt werden; leider meist nur Schaustücke, die für wenig Geld viel vorstellen sollten. Ich suchte mir die besten Sachen von den verschiedenen Händlern zusammen und ließ durch unseren Diener eine Summe bieten. Erst waren die Leute außer sich und forderten natürlich das Dreifache; aber ich blieb fest und wenn auch erst am letzten Tage, so bekam ich doch die Waffen, wirklich wundervolle echte Stücke. Im Hotel erschienen natürlich eine große Zahl Händler, die meist Stickereien und Kaschmirsachen zu teilweise billigem Preise zum Kauf anboten.

Den Palast zu besuchen lohnt kaum die Mühe; alles macht einen verfallenen Eindruck; gut erhalten ist nur noch das weite, gemauerte Bassin, in dem breitköpfige Krokodile „zahm" gehalten werden. Auf den Ruf des Wärters kommen sie heran und klettern zum Füttern schwerfällig die Treppe herauf. In dem Teiche mag mancher dem Fürsten lästige Beamte sein Ende gefunden haben. Um die alte Residenz Amber zu besuchen, verließen wir frühzeitig das Hotel. Die Fahrt ging durch die Stadt, dann durch staubige, von Kaktushecken durchzogene Landschaften, vorbei an dem verfallenen Wasserpalast.

Nach einstündiger Fahrt war das Tor von Amber erreicht, wo uns ein mächtiger Reitelefant erwartete, dessen lange Stoßzähne Ringe schmückten. Gehorsam kniete er nieder, um uns aufsteigen zu lassen. Schwankend ging die Beförderung vor sich. Ich glaube, es wäre vorteilhafter, den Weg zu Fuß zurückzulegen; denn das erste Stück bis zur Paßhöhe wird in sehr langsamem Tempo zurückgelegt.

Auf dem Hügel angekommen, bietet sich unseren Augen ein wundervolles Bild. Im Vordergrunde sehen wir ein schmales Tal mit glitzerndem See, weiterhin den alten Palast von Amber und darüber, denselben

Digitized by Google

um etwa 130 m überragend, die mächtige, alte Festung mit ihren hohen Gebäuden, Zinnen und Bastionen. Zur Rechten erheben sich bewaldete Berge, aus denen Befestigungs- und Palastruinen hervorschauen. Weiterhin breitet sich die weite Ebene von Radschputana aus. Nach weiterem, etwa einstündigem Ritt war die Höhe der Burg erreicht. Sehr steil war das letzte Stück des Weges. Um schneller und angenehmer vorwärts zu kommen, verließen wir deshalb unseren

Reitelefant in Amber.

schwankenden Sitz auf dem Rücken des Elefanten und gingen zu Fuß. Der Blick von der Burg über das hügelige Vorland und die weite Ebene ist sehr schön. Die prächtigen Bauten sind großenteils recht gut erhalten. Sie zeigen sehr schöne Marmormosaik und Ornamentik. Auch hier finden sich, wie in Agra und Delhi, die durchbrochenen Marmorwände.

Hochbefriedigt von dem Ausfluge kehrten wir um Mittag ins Hotel zurück, wo ich gerade dazu kam, als ein Amerikaner um einige Waffen handelte, auf die ich ein Auge geworfen hatte. Zum Glück bot er so niedere Preise, daß die Händler ihn sofort stehen ließen, als ich kam. Sie mochten wohl hoffen, daß ich bei der Konkurrenz mit

Digitized by Google

meinem Angebot heraufgehen würde. Ich tat es später auch in recht geringem Maße, bereue es aber nicht; denn die wenigen Waffen, die ich gekauft habe, sind wahre Kabinettstücke.

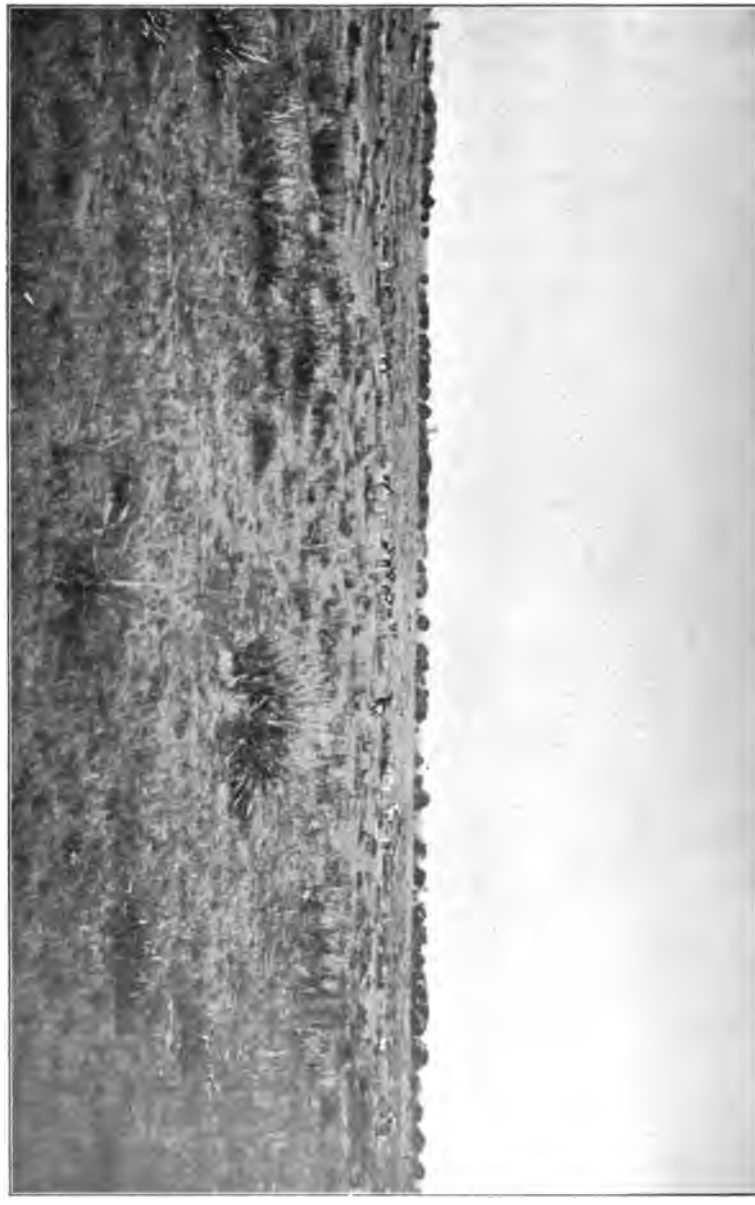
Unser Boy hatte uns große Versprechungen gemacht betreffs der Jagd. Man brauche nur zum englischen Residenten zu gehen und ihn zu bitten, beim Maharadscha die Erlaubnis zu erwirken, so könne man schießen, so viel man wolle. Wir machten beim Residenten Besuch, der uns überaus liebenswürdig empfing und sehr bedauerte, daß wir nicht einen Tag früher gekommen seien, da hätten wir eine Antilopenhetze mit dem Jagdleoparden mitmachen können. Da war nun nichts zu machen. Er versprach uns aber, unsere Wünsche zu befürworten.

Am nächsten Tage erhielten wir die Jagderlaubnis, aber jeder nur für ein Stück. Das war, da hier zwei Antilopenarten vorkommen, recht schmerzlich. Zwei Jäger und sogar ein mit Zebus bespannter Jagdkarren waren uns zur Verfügung gestellt. Die Jagd selbst bot, da die Antilopen recht vertraut waren, wenig Interessantes; doch hatten wir Gelegenheit zu konstatieren, wie hart die Antilopen sind. Wir waren an ein Rudel auf 80 Schritt herangekrochen, und ich hatte eine ganz gute Aufnahme gemacht. Hauptmann Roth hatte einen starken Bock aufs Korn genommen und ihm das Geschoß Winchester Kaliber 35 $^{7}/_{8}$ Mantel (entsprechend unserem 9 mm-Geschoß) aufs Blatt gesetzt. Ohne zu zeichnen ging der Bock mit dem Rudel ab, doch hatte ich deutlich den Staub von der Decke des Bockes beim Schuß fliegen sehen. Erst nach $1^{1}/_{2}$ km verlangsamte er die Gangart und blieb, während das Rudel weiterzog, stehen. Die ganze Zeit über hatten wir ihn mit dem Glase nicht aus den Augen gelassen. Mein Freund birschte sich nun nochmals an und gab ihm den Fangschuß. Ich hatte schon bei der Herausfahrt einen sehr guten Bock geschossen, der aber auch zwei Kugeln brauchte.

Unsere Jäger wollten uns veranlassen, obgleich unsere Erlaubnis sich nur auf je ein Stück erstreckte, weiter zu jagen; aber wir zogen es doch vor, lieber nach Hause zu fahren.

Nur sehr wenige Touristen besuchen den kleinen, aber sehr gut erhaltenen Tempel von Sanganir. Schon die Fahrt dorthin auf der buntbelebten Landstraße ist sehr interessant. Weiterhin verlassen wir diese und biegen nach rechts in einen Feldweg ein, bis wir vor einem ummauerten Dörfchen halten. Der Weg führt durch die engen

Digitized by Google



Antilopenherde bei Didepur.

Digitized by Google

Straßen, in denen die Eingeborenen neugierig auf die seltenen Gäste schauen. Endlich stehen wir vor dem von einer verfallenen Mauer umgebenen Dornröschenschloß resp. Tempel. Die Arbeiten in weißem Marmor sind vorzüglich ausgeführt und erhalten, ebenso die meist bunten Kapitäle. Es ist nur schade, daß die Umgebung so furchtbar verfallen ist. Auf dem Rückwege besuchten wir nochmals das in einem sehr schönen Park gelegene Museum. Es ist ganz großartig eingerichtet; die Sammlungen sind reich, gut geordnet und gehalten. Für die Eingeborenen scheint es eine sehr große Anziehungskraft zu haben, denn bei unseren beiden Besuchen wimmelte es von wissens-

Hauptmann Roth auf dem uns vom Sultan von Dschepur gestellten Jagdwagen.

durstigen Eingeborenen. Demnach wird der Zweck des Museums voll erreicht. Damit wir auch alles Sehenswerte in Augenschein nahmen, machte unser Boy den Vorschlag, einige Privatballetteusen des Maharadscha zu besuchen und ihren Tanz zu bewundern. Nach dem Diner fuhren wir in die Stadt. Als wir das Stadttor erreichten, war dieses für den Wagenverkehr bereits geschlossen, da 9 Uhr vorüber war. Durch eine kleine Pforte, die bis 11 Uhr die Passage gestattet, durften wir eintreten. Der Boy führte uns durch winkelige, schmale, dunkle Gassen, verlief sich mehrmals; aber endlich waren wir am Ziele. Wir betraten durch einen langen, dunklen Gang das Haus. Eine schmale, steile Stiege führte nach oben; alles war dunkel. Mit uns war ein amerikanisches Ehepaar. Die junge Frau klammerte

Digitized by Google

sich krampfhaft an ihren Gatten; denn sicher sind ihr auf diesem Wege allerhand gruselige Geschichten eingefallen. Es war aber auch unheimlich. In einem kleinen Zimmer breitete man uns einen Teppich aus und reichte uns Terpentinnüsse und Bethel. Die Tänzerinnen ließen recht lange auf sich warten. Eine ganze Anzahl Musikanten versuchten uns bis zum Beginn der Vorstellung die Zeit zu vertreiben. Die Kostüme und Gesichter der endlich erscheinenden dames de ballet waren ja recht hübsch; sie waren überaus prächtig gekleidet und mit Juwelen behängt, aber der Tanz war nicht so interessant wie der der Natschmädchen in Delhi. Sollte ich wieder nach Dschepur kommen, so schenke ich mir diesen Genuß. Gerade zur rechten Zeit kamen wir noch an die Pforte des Tores, sonst hätten wir die Nacht über in der Eingeborenenstadt bleiben können, wozu wir absolut keine Lust verspürten.

Vor unserer Abreise ließen wir noch einmal alle Händler ihre besten Sachen vorlegen, und wenn auch spät, so kamen doch zur gegenseitigen Genugtuung die Geschäfte zum Abschluß. Mit Dschepur verließen wir eine der interessantesten Städte unserer Reise.

Die einundzwanzigstündige Fahrt nach Ahmedabad bietet nicht sehr viel; nur fallen die vielen wilden Pfauen und Affen auf, die ganz unbekümmert um die Züge ruhig dicht bei der Bahn sitzen bleiben. Ahmedabad ist eine wieder aufblühende Industriestadt und besitzt aus einer alten Glanzperiode viele herrliche Bauten, denen wir aber nur einen kurzen Besuch abstatteten. Durch das viele Sehen waren wir etwas „tempelmüde" geworden; zudem war auf dem Bahnhof ein derartiger Betrieb, vielleicht infolge der in der Stadt ausgebrochenen Volksunruhen, daß wir den Nachtzug zur Weiterfahrt nach Bombay benutzten, wo wir am Morgen eintrafen. Das große neue, am Meer gelegene Tadsch-Hotel war leider noch nicht fertig, aber in Watsons Esplanade-Hotel fanden wir auch gute Unterkunft.

In Bombay und Umgegend wütete wieder einmal die Pest ganz furchtbar, es starben durchschnittlich täglich 1000 Menschen; aber darum kümmert sich der Europäer wenig. Man sieht wohl häufig die ominösen langen Körbe, in denen der Leichentransport vor sich geht, aber man läßt sich nicht aus seiner Ruhe bringen. So wie Kalkutta hat auch Bombay eine große Zahl wundervoller, moderner Bauten, so daß man sich zuweilen in eine europäische Stadt versetzt

Digitized by Google

Gläubige baden im heiligen See.

Digitized by Google

Digitized by Google

glaubt. Das Straßenleben ist äußerst bunt. Besonders fallen die durch ihre eigentümliche Kopfbedeckung leicht kenntlichen Parsee auf,

Turm des Schweigens bei Bombay.

in deren Händen sich die größten Geschäfte befinden. Auf den Straßen herrscht ein äußerst reges Leben. Gegen Abend findet in der Nähe des Jachtklubs oder an der Esplanade Korso statt. Die

Digitized by Google

Musik spielt, und langsam bewegt sich die lange Reihe teils sehr schöner Equipagen vorwärts. Besonders fallen auch hier wieder die Parsee, diesmal das schöne Geschlecht, ins Auge. In der bunten Tracht, ein durchsichtiges, langes Tuch in der Art der Spanierinnen über dem Kopf, lehnen die Damen, meist mit blassen, zarten Gesichtern, im Wagen. Aber unter den langen Wimpern schauen oft wunderbare Augen hervor. Da wir einmal bei den Parsee, eigentlich Persern, sind, will ich gleich ihre Begräbnisstätte, die berühmten „Türme des Schweigens", erwähnen. Auf einer Halbinsel erhebt sich der die Begräbnisstätte tragende Berg. Von hier hat man einen wunderbaren Ausblick über die Meeresbucht und die Stadt, und ich kenne keinen Gottesacker von ähnlicher Lage. Eine hohe, weiße Mauer umschließt den sehr schön gehaltenen Garten, in dem sich die „Türme des Schweigens" erheben. „Bitte, nicht photographieren", steht an der Tür des Gartens. Die Türme selbst haben eine Höhe von 8 m und sind kreisrund, ohne Fenster, mit nur einer Tür versehen, durch welche die Priester die Leichen in das trichterförmige Innere bringen. Dieses ist in drei konzentrische Abteilungen geteilt. Die innerste ist für die Kinder, die mittlere für die Frauen, die äußere für die Männer. Eine Unzahl Geier, die lauernd auf den Palmen des Gartens oder den Türmen sitzen, harren des Mahles und verzehren einen Leichnam in etwa einer halben Stunde. Der Priester wirft sodann Kalk auf die übrigen Knochen, Sonne und Regen bewirken deren schnelle Verwitterung, und der Regen spült die Reste in die Mitte des trichterförmigen Turmes, von wo sie durch unterirdische Kanäle ins Meer geschwemmt werden. Viele finden diese Art der Leichenbestattung abscheulich. Ob unsere Beerdigung, wo doch die Würmer das Werk der Geier besorgen, appetitlicher und vor allem weniger gesundheitsgefährlich ist, möchte ich dahingestellt sein lassen.

Wie in fast allen größeren Städten haben die Engländer auch hier den Viktoriapark, der zugleich zoologischer und botanischer Garten ist, sehr schön angelegt.

Schon in Gvalior hatten wir mächtige, aus den Felsen herausgearbeitete Tempelanlagen gesehen; was wir aber auf der Insel Elephanta zu sehen bekamen, überstieg doch unsere Erwartungen. Mit einem kleinen Dampfer fuhren wir in etwa 1¼ Stunde nach der kleinen Insel hinüber. Eine lange Mole ist ins Meer hinaus

Digitized by Google

Höhlentempel auf Elephanta.

Digitized by Google

gebaut; aber des Seeganges wegen konnten wir nicht wagen, hier anzulegen, sondern mußten in schmalen, recht primitiven Booten hinüberfahren.

Auf einer hohen Treppe ersteigt man den Schiwatempel. Der ganze Tempel ist als mächtige Grotte aus dem Felsen herausgearbeitet. Große, schön gearbeitete Säulen hat man stehen lassen, um die Wölbung zu tragen. Die Wände sind mit teils sehr gut erhaltenen Hochreliefs bedeckt. In den Nebenhallen stehen die Lingam, das Zeichen der Fruchtbarkeit. Das Ganze macht einen ganz großartigen Eindruck, und es ist nur zu bedauern, daß diese Tempel jetzt unbenutzt liegen, so daß man sich doch kein rechtes Bild machen kann, welches Treiben früher hier geherrscht hat.

Als wir nach Bombay zurückkehrten, herrschte reges Leben auf der See und am Quai: es war Segelregatta. Bei gutem Wind glitten die schmucken Jachten flott dahin. Im Garten des Jachtklubhauses spielte die Militärkapelle, zu unserer Freude auch deutsche Weisen, den Hohenfriedberger Marsch und ein Studentenlieder-Potpourri. Wir saßen in der Bar bei einem Glas köstlichen „Spaten". Die Sehenswürdigkeiten Bombays hatten wir besichtigt, und stand uns nach Colombo der direkte Weg zur See oder der zu Lande durch Südindien offen. Wir wählten den letzteren, und wenn wir auch schnell gereist sind, so haben wir doch genug gesehen.

Zuerst besuchten wir Madras. Die Stadt bietet für den Touristen, zumal wenn man schon längere Zeit im Osten gereist ist, wenig Interessantes. Das Bemerkenswerteste war für uns die Fabrik, in der Aluminiumgefäße aus Platten gehämmert werden. Es ist geradezu erstaunlich, wie genau diese Sachen gearbeitet werden, und wir kauften für unsere bevorstehende Jagdtour in Ceylon eine ganze Reihe von Gefäßen. Wir wunderten uns, diese Industrie hier zu finden, aber die überaus niedrigen Arbeitslöhne erklären alles. Mit einem Besuch des Museums, einer Fahrt durch die Stadt und das Fort war unser Forschungstrieb gestillt, und ohne große Trauer dampften wir nach Tandjur weiter, wo wir um so mehr Sehenswertes fanden.

In dem kleinen Bahnhofshotel fanden wir ausgezeichnete Unterkunft. Früh 4 Uhr kamen wir an, und der liebenswürdige Bahnhofsinspektor sorgte dafür, daß wir noch einen Tee bekamen, ehe wir die unterbrochene Nachtruhe fortsetzten. Am Morgen erkundigte er sich nach

Digitized by Google

Trichinopolis.

Digitized by Google

Digitized by Google

unseren Wünschen und besorgte uns Leute und Wagen, daß wir gleich nach dem Frühstück unsere Besichtigungsfahrt antreten konnten. Das Leben ist hier rein indisch; Europäer bekamen wir überhaupt nicht zu sehen. In den Straßen sieht man viele schön erhaltene Pagoden und fein geschnitzte, sehr schwerfällige, jetzt unbenutzte Opferwagen. Die südindischen Tempel zeigen eine ganz andere Bauart als die im

Der „wohlbehütete" Doktor.

Norden. Sie erinnern, wie ja natürlich, vielfach an die mächtigen Ruinen von Brambanan und Burubudur auf Java, nur daß sie meist gut erhalten sind. Auf mäßig hohem Unterbau erhebt sich, sich allmählich verjüngend, eine Art Dach, gebildet aus einer ungeheuren Anzahl von Skulpturen, Szenen aus dem Götterleben darstellend, teils aus rotem Stein, vielfach auch aus bunt glasiertem Ton hergestellt. Trotz ihrer Größe behalten diese Bauten doch immer eine gewisse Zierlichkeit. In dem kleinen Fort hat der heilige Stier, ein aus einem mächtigen schwarzen Granitblock gearbeitetes Tier, das durch einen Tempel gegen Regen und sengende Sonnenstrahlen ge-

Digitized by Google

schützt ist, seinen Platz. Besonders reich und schön gearbeitet sind die große Pagode und der Subrahmanya-Tempel. Weiterhin besuchten wir die ziemlich baufällige „Schwartz"-Kirche, die der letzte Radscha seinem aus Deutschland stammenden Lehrer zum Gedächtnis errichtet hat. Dicht bei der Kirche liegt der heilige Teich. Für unsere Begriffe macht er mit seinem schmutzigen Wasser nicht gerade einen heiligen

Schwarz und Weiß. (Im Hintergrund ein heiliger Elefant.)

Eindruck, aber das Wasser hat es sicher „in sich". Auch ein „Schmuckkästlein" nennt Tandjur sein eigen, den Prinzessinnenpalast. Hier sind neben dem Rest der Haremsfrauen des 1855 verstorbenen Fürsten in der Schatzkammer wundervolle Waffen und Goldgeräte untergebracht. Die Bibliothek besitzt eine reiche Sammlung von Sanskritwerken und einige Bilderbücher, deren pikanter Inhalt unter großer Geheimtuerei gegen das entsprechende Trinkgeld den Fremden gezeigt wird. In Tandjur werden sehr hübsche ziselierte Bronzeschalen hergestellt, zum Teil auch mit Silberein- resp. Auflage. Die Sachen machen einen sehr netten Eindruck, und es ist eigentlich zu ver-

Digitized by Google

wundern, daß man sie selten in unseren orientalischen Basaren zu sehen bekommt.

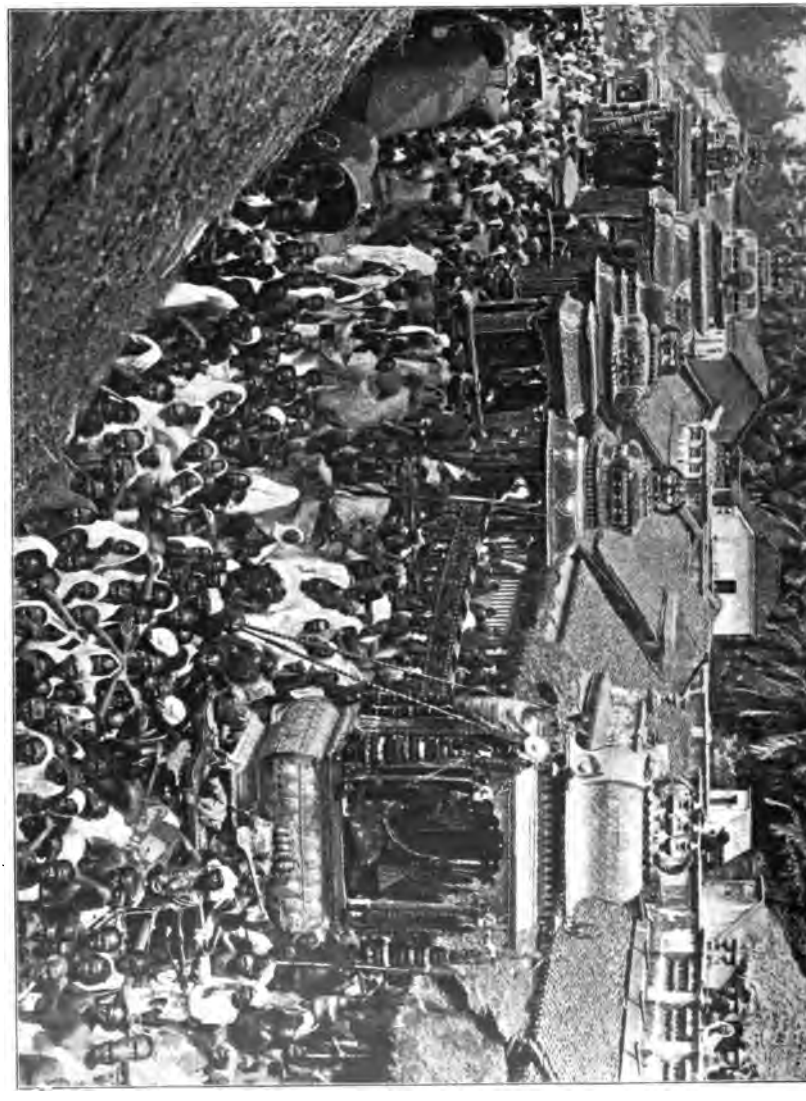
Wie schon früher erwähnt, herrschte im Bombaydistrikt die Pest. Daß bei einer derartigen Ausdehnung der Krankheit die Behörden vorsichtig waren und die von Bombay kommenden Fremden unter Aufsicht behielten, kann man schon aus Rücksicht auf die lieben Mitmenschen nicht übelnehmen, wenn auch der Reisende nicht gerade

Die große Kanone in Tandjur.

angenehm davon berührt ist, wenn er sich jeden Tag dem Arzte vorzustellen hat. Da man natürlich an bestimmte Sprechstunden gebunden ist, greift dies oft recht unliebsam in das Reiseprogramm ein. Noch eine Sehenswürdigkeit birgt Tandjur: die größte Kanone der Welt, ein allerdings respektables Geschütz von ungeheurem Kaliber, das hier hergestellt wurde; zu welchem Zwecke, weiß niemand mehr anzugeben. Nur so viel steht fest: einmal wurde es abgefeuert, da flog die Kugel so weit, daß man sie lange nicht fand, bis sich schließlich herausstellte, daß sie erst zehn Meilen entfernt wieder zu Boden gefallen war. Die Detonation war so gewaltig, daß sämtliche Frauen,

Digitized by Google

die in Hoffnung waren, zu früh niederkamen. So erzählte als verbürgt unser Führer. Daß bei einer derartigen Wirkung von einem



Prozession in Tandjur mit Opferwagen.

weiteren Gebrauch dieses Monstrums abgesehen wurde, ist selbstverständlich. Gegen Abend herrschte in den Straßen reges Leben. Es war ein hoher Feiertag, und mit vielem Gepränge wurden in

Digitized by Google

großer Prozession die Tempelschätze auf den prunkvollen, schweren Tempelwagen durch die Stadt gefahren.

Noch mehr als in Tandjur war in Trichinopolis zu sehen, der nächsten Stadt, die wir besuchten. Hier fanden um Mitternacht große Opfer

Darstellung einer Tigerjagd in dem Tempel in Madura.

statt, und zwar sollte der Oberpriester das Blut von allen zu schlachtenden 1000 Ziegen trinken. Allenthalben sah man Gläubige mit dem Opferzicklein zum Festplatz wandern. Hier herrschte fröhliches, lärmendes Treiben. Besonders tätig zeigten sich die Musikanten, die riesenlangen Trompeten herzerfreuende Töne zu entlocken wußten. Die Leute waren gegen uns recht freundlich; doch zogen wir vor,

Digitized by Google

das nächtliche „Blutzechen“ des Oberprieſters uns zu ſchenken. Wo mag der arme Kerl die „1000 Ganzen“ hingetrunken haben? Die Stadt ſelbſt iſt nicht groß und bietet außer dem Volksleben wenig Intereſſantes, mit Ausnahme des ſich mitten in der Stadt zu einer

Der Verfaſſer unter Bettelkindern in Madura.

Höhe von etwa 75 m erhebenden breiten Felsblockes, der Tempelanlagen trägt. Auf den flachen Dächern wurden früher Feſtlichkeiten abgehalten, bis vor einigen Jahren bei einer ſolchen Gelegenheit eine Panik ausbrach und Hunderte von Menſchen von dem nicht durch eine Brüſtung geſchützten Tempeldach in die Tiefe ſtürzten. Von dem höchſten Punkte des Felſens, bei deſſen Erſteigung die Mittagſonne uns recht liebenswürdig erwärmte, hat man eine wunderbare Fernſicht über die Stadt, den Fluß und die weite fruchtbare Ebene. Aus

Digitized by Google

Tempel von Madura.

Digitized by Google

Digitized by Google

dem Dunst ragen im Norden die hohen Pagoden von Tandjur und weiterhin das Malaigebirge hervor. Die südindischen Tempel geben, abgesehen von der teils reicheren, teils bescheideneren Ausführung, immer wieder dasselbe Bild, so daß am besten ein Bild die Schönheit

Südindische Schönheit.

der Tempelanlagen veranschaulicht, die wir in Madura zu sehen bekamen.

Wir hatten schon viel von der Zudringlichkeit der bettelnden Missionare Südindiens gehört, die sich hier eines recht eigentümlichen Rufes erfreuen, bisher hatte aber keiner Gefallen an unseren Geldbörsen gefunden. Erst auf der Fahrt von Madura nach Tutikurin kam so ein „lieber Mensch" freundlich grinsend an unser Coupéfenster

Digitized by Google

und bat um eine Gabe zur „Bekehrung armer Heiden". Da kam er bei meinem Freunde gut an. Er fragte ihn, ob er Hindu- oder Christenmissionar sei. Als er letzteres leuchtenden Auges bejahte, da ging ein solches Unwetter über seinem Haupte nieder, daß er sich schleunigst zum Teufel scherte, wohin er ja auch gewünscht wurde.

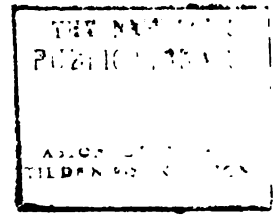
In Tutikurin verließen wir das Festland Indiens, hochbefriedigt von dem Gesehenen und Erlebten, mit der Hoffnung, nochmals dahin zu kommen, aber dann auf längere Zeit, um noch mehr die Großartigkeit der Bauten und das überaus interessante Volksleben kennen zu lernen. Wir waren recht langsam und bequem die 1½ Jahre gereist, aber doch war eine gewisse Abstumpfung gegen die Sehenswürdigkeiten eingetreten. Um einen drastischen Ausdruck zu gebrauchen, wir konnten das Gesehene nicht mehr „verdauen", der Geist konnte nicht mehr alles das, was geboten wurde, aufnehmen. Wieviel mehr muß das bei Leuten der Fall sein, die sich keine Ruhe gönnen, die in einem Hasten die ganze Reise um die Erde zurücklegen, ihr Programm in jedem Punkte abarbeiten, nur um „dagewesen zu sein und alles gesehen zu haben". Müde und abgespannt, meist blasiert als „große Weltreisende" kehren sie dann in die Heimat zurück. Wir hatten ja Zeit genug, sahen uns, ohne an ein Programm gebunden zu sein, an, was uns paßte und kehrten in die Heimat zurück mit dem Vorsatz, erst ein wenig auszuruhen, aber dann wieder hinauszuziehen; denn das, was wir gesehen, ist, so viel es auch scheint, nur ein unendlich kleiner Bruchteil unserer schönen weiten Erde und seiner Völker, wo alles interessant und lehrreich ist, wenn man nur versteht zu sehen und zu deuten.

Mit diesem Gefühl schieden wir von dem indischen Festland und dampften nach Colombo, um in Ceylon, diesem Paradies, unsere eigentliche Reise zu beschließen und in den Dschungeln zu jagen. Erst ruhten wir uns einige Tage in dem wundervollen, etwa eine Meile von Colombo am Meere gelegenen Galle Face-Hotel von den Anstrengungen der Reise aus, machten einen Ausflug nach Kandy, einer reizend gelegenen Sommerfrische, und in die nähere Umgebung und bereiteten dann unsere Jagdtour vor.

Digitized by Google

Tempelanlage von Madura.

Digitized by Google



Digitized by Google

Jagdausflug auf Ceylon.

Wie oft wird mir wohl noch die Frage vorgelegt werden: „Wie, Sie waren auf Ceylon und haben keine Elefanten geschossen?“ Manche fügen dann vielleicht noch hämisch hinzu: „Es soll wohl ziemlich gefährlich sein?“ Ja, es klingt komisch und doch, mein Reisegefährte Roth dachte wie ich und schoß auch keinen. Und das kam so: In Rangoon sahen wir diese Tiere bei der Arbeit, wie sie verständig die Stricke und Balken faßten, dieselben hoben und auf den angefangenen Holzstoß legten, dann schoben und wendeten, bis sie hübsch gleichmäßig neben- und aufeinandergeschichtet lagen. Dann kehrte das Riesentier an die Sägemühle zurück und wartete, bis wieder ein Balken fertig wurde. So schaffte er fleißig weiter, bis seine Arbeitszeit um war. Über eine Stunde haben wir den Tieren zugesehen. Da stellten wir fast gleichzeitig die Frage an uns: „Schießen Sie in Ceylon einen Elefanten?“; ein „Nein!“ war die beiderseitige Antwort. Anders wäre es in Afrika. Da hat man doch wenigstens etwas davon, wenn man so einen Herrn mit mächtigen Stoßzähnen umlegt. Aber in Ceylon, wo es verboten ist, „Zahnelefanten“ zu schießen und man also nur ein- bis zweihundert Zentner Fleisch totschießt, um die „Läufe“ und den „Schwanz“ als zweifelhafte Trophäe, denn die „Zähnchen“ kann man doch kaum als solche bezeichnen, mitzunehmen, macht es keinen Spaß. Und nun gleich noch ein Wort für diejenigen, die vielleicht glauben, der bloße Schrecken habe mich beim Anblick dieser Dschungelriesen ergriffen. Es wurde und wird unendlich viel über die Gefährlichkeit des Wildes auf der Tropenjagd geschwindelt. Die meisten Herren, die in Ceylon auf Jagd

Digitized by Google

waren und, wie sie erzählten, auch Büffel und Elefanten geschossen haben, wußten die tollsten Geschichten zu berichten. Da hieß es: „Wenn eine Büffelherde Ihrer ansichtig wird, ziehen die Kühe und Kälber ab, während der Büffel Sie unbedingt annimmt." Sagte ich dann: „Um so besser, da bekommt man ihn gut zum Schuß," so begleitete ein höhnisches Lächeln die Antwort: „Schießen Sie vorbei oder ihn nur an, so sind sie verloren." Beim Elefanten ist es ähnlich. Na, ich habe von Anfang an nicht recht daran geglaubt, kann aber konstatieren, daß die Betreffenden entweder absichtlich gelogen haben, um zu renommieren; oder, was ich fast glauben möchte, diese Schauermären selbst gehört und geglaubt haben, dem Büffel fein aus dem Wege gegangen sind und den Schädel, den sie als Trophäe mitgebracht, gekauft haben. Ich glaube viel eher, daß eine Kuh mit Kalb angreift (wie ich es erlebt habe), und auch wohl hauptsächlich nur, wenn sie erschreckt sind und den Ausweg versperrt glauben. Daß zuweilen Büffel oder Elefanten angreifen, glaube ich gern, aber die Regel ist es sicher nicht. Ich habe 35 Büffel gesehen und wurde nur einmal angenommen.

Dies zur Einleitung.

Durch einen sehr netten Engländer, der in Ceylon gelebt und mit seiner Frau jagend die ganze Insel durchstreift, sogar einen angreifenden Elefanten mit Rundkugel Kaliber 12 erlegt hatte, war uns ein Shikari namens Perera empfohlen worden, mit dem wir auch die besten Erfahrungen machten. Wir gaben uns bei ihm einfach in Pension, wofür wir für den Mann 2 £ pro Tag zu zahlen hatten. Er sorgte für Jäger, Wagen, Zelte, Träger, Koch, Präparator, Essen und alles Zubehör. Man übernachtet meist in Bungalows oder Rasthäusern. Sind diese nicht vorhanden oder besetzt, so hat Perera Zelte usw. mit, so daß man also nur für Getränke, Wäsche, Anzüge, Apotheke und Schießzeug zu sorgen hat. Bei letzterem kann Perera sogar mit Schrotgewehr, Repetier- und Elefantenbüchse aushelfen. Was die Ausrüstung anbetrifft, so würde ich raten: zwei Schilfleinenanzüge (gemischtgrüne Farbe), noch besser wären zwei leichte, aber feste, wollige Stoffanzüge, drei Paar leichte Lederschuhe (für die trockene Zeit ab Mitte März) eventuell mit Strickfohlen (Gummisohlen werden zu schnell abgenutzt), ferner keine Leder- oder Leinengamaschen, sondern die wollenen indischen Wickelgamaschen; denn es

Digitized by Google

macht ungeheuer viel im Dschungel aus, wenn man annähernd geräuschlos birschen kann, was bei Leinen, da es in den Dornbüschen zu sehr rauscht, ausgeschlossen ist (wie die Erfahrung lehrte). Ferner ist ein leichter Filzhut neben dem Tropenhut angenehm. An Gewehren würde ich 9,3 mm Repetierbüchse mit 3,5 g Blättchenpulver oder eine solche Doppelbüchse neben dem Schrotgewehr mitnehmen. Viel Wäsche ist überflüssig, da der Boy täglich waschen kann.

Unsere Jäger.

In Ceylon kann man dreierlei Jagdgebiete unterscheiden. Eins, in dem jeder, der mit den erforderlichen Jagdscheinen versehen ist, jagen darf; eins nur für in Ceylon Ansässige und eins, in dem fünf Jahre lang kein Schuß fallen darf. Nach Verlauf dieser Zeit wird es freigegeben und ein anderes Revier geschlossen. In diesen Gebieten sind Wildhüter angestellt, die eine hohe Prämie bekommen, wenn sie einen Frevler erwischen; und der unglückliche Erwischte muß zahlen und brummen, bis er schwarz wird. Die englischen Gesetze sind hart und unerbittlich, aber gerecht. Vor kurzer Zeit hat erst ein Lord 100 £ Strafe zahlen müssen, weil er einen „Zahnelefanten" geschossen. Da half keine Versicherung, er habe in Notwehr gehandelt.

Digitized by Google

Nach dieser Einleitung bitte ich den Leser, mit mir von Colombo nach Matara zu fahren, wo uns schon Hauptmann Roth erwartet, der mit dem früheren Zuge gefahren ist. Das Rasthaus liegt hier in dem alten holländischen Fort. Bald geht es in der Royal Mail Coach unseren Jagdgründen entgegen. So schön die Gegend ist, so unglaublich schlecht sind die Pferde, die uns durch die Landschaft zu ziehen haben. Es sind meist Hengste, und noch nie habe ich etwas

Garten des Rasthauses in Matara.

Ähnliches wie mit diesen Kracken erlebt. Vorbei ging es an Dörfern, wo die hier so selten gesehenen Europäer natürlich Aufsehen erregten. In den Reisfeldern stolzierten Reiher aller Art; ab und zu kreuzte ein mächtiger Leguan unsere Straße, gemütlich und langsam, denn er weiß, die Menschen tun ihm nichts. Erstaunt war ich, daß die Hunde gar keine Notiz von ihnen nahmen, bis ich hörte, daß ein Hund nur einmal in seinem Leben sich an einen Leguan wagt. Er bekommt von dem Reptil einen derartigen Schlag mit dem mächtigen Schwanze, daß ihm alle weiteren Jagdgelüste vergehen. Etwa alle sechs Meilen wurden die edlen Rosse gewechselt.

Digitized by Google

Immer dasselbe Manöver beim Anspannen und Anziehen; waren wir erst in Fahrt, dann ging es meistens gut. Endlich, abends 7 1/2 Uhr, kamen wir in dem reizend auf einer Anhöhe am Meere gelegenen Gouvernements-Rasthause an. Kurz vor uns war ein Franzose eingetroffen, der von einer viertägigen Jagdtour zurückkehrte und seinen Elefanten und Büffel geschossen hatte.

Bei dem Gouvernementsagenten (unserem Landrat entsprechend), an den wir empfohlen waren, machten wir abends 9 Uhr noch Besuch, um uns über einige Punkte persönlich zu orientieren und die Jagdscheine zu holen. Dann ging es zur Ruhe.

Früh 5 Uhr standen sechs Ochsenkarren für uns und unser Gepäck bereit. Wir streckten uns auf die darin gebreiteten Matratzen und machten die angenehme Erfahrung, daß es sich in so einem Ochsenkarren ganz vorzüglich reist. Etwa vier Meilen Weges hatten wir von künftigen Taten geträumt, da holte uns unser Jäger mit dem einfachen Wort: „Krokodil". Richtig, in weiter Ferne lag ein kleiner Kerl, an dem ich aber glatt vorbeischoß. Pelikane und Reiher und weiter entfernt ein Flug Flamingos gingen hoch.

In dem Bungalow, wo wir unsere erste Station machten, erschien ein sehr netter Herr, und wie sich später beim Austausch der Karten herausstellte, hatten wir einen Empfehlungsbrief an ihn.

Am Nachmittag begann nun die eigentliche Jagd. An einem See entlangbirschend, auf dessen Oberfläche hier und da ein Krokodilkopf erschien, bemerkten wir plötzlich eine Herde wilder Büffel, die uns aber auch schon eräugt hatten und in die Dschungel flüchtig wurden. Wir trennten uns nun, jeder mit einem Tracker (Führer) und Shikari versehen. Ich sah überhaupt nichts mehr, lernte aber um so genauer kennen, was man unter Dschungel zu verstehen hat. Es ist ein dichtes, meist von Dornengebüsch gebildetes, stellenweise von hohen Bäumen beschattetes Unterholz, durch das unzählige wegförmige Wildwechsel führen. Ab und zu finden sich lichte Stellen, selbst offene Grasflächen und Wasserlöcher. Sind schon die Dornen keine angenehme Zugabe, so machen sich die Zecken oft ganz besonders breit. In allen Größen krabbeln sie an den ahnungslosen Jäger, dabei sitzen sie regelrecht auf dem Anstand, an den Spitzen trockener, in den Wechsel ragender Äste als braune Masse zu Tausenden, um sich auf passierende Wesen fallen zu lassen. Die Tracker wenden ihnen ebenso-

Digitized by Google

viel Aufmerksamkeit zu wie dem Wild. Hat man diese Insekten einmal im Anzug, so hilft nur Auskochen; von der Haut entfernt man sie mit einem starkriechenden Öl. Ich habe mir mit letzterem oft Gesicht, Arme, Hosen, Gamaschen und Schuhe eingerieben, da ließen mich die Quälgeister in Ruhe.

Früh 5 Uhr ging es wieder hinaus in den kühlen Morgen. Wir hörten einmal Axiswild schrecken, fanden auch Fährten, aber sonst war nicht ein Schwanz zu sehen; immer sprang der Wind um. Wo wir an Wasserlöcher kamen, waren frische Spuren, aber kein Wild. Sieben Stunden birschten wir nun schon, stundenlang einer Büffelspur folgend. Die Sonne meinte es inzwischen recht gut, die Zecken zwickten, und in mir stieg etwas wie Galle auf. Da macht mein Tracker „down". Richtig, dort unter den Bäumen steht ein Büffel im Tümpel. Vorsichtig birsche ich näher, er steht spitz und äugt nach mir, scheinbar erstaunt über die ihm bisher fremde Erscheinung. Ich halte ihm mitten auf die Brust, doch die Büchse macht nur „klapp", es ist ein Versager. Der Büffel macht einen Schritt vorwärts, aber da knallt es auch schon; er bricht vorn nieder, macht dann kurz kehrt, und ehe ich nochmals schießen kann, ist er in den Büschen verschwunden. Auf den Schuß hin war es, als sei die Hölle losgelassen. Von mir ungesehen hatten im Wasser und Schlamm etwa 15 Büffel, Kühe und Kälber gelagert, und die stoben nun wie die schwarzen Teufel nach allen Seiten auseinander. Eine Kuh rannte mich beinahe um. Da hörte ich meine Leute um Hilfe schreien und sah sie auf die Bäume flüchten. Eine mächtige Kuh rannte direkt auf sie los. Mein Shikari, der mit einem englischen Militärgewehr bewaffnet war, bekam in der Eile das Schloß nicht auf; endlich knallte es bei ihm, aber o Schreck, das neben der Kuh herkommende Kalb brach zusammen. Ich war zurückgesprungen und setzte der Kuh schnell zwei Kugeln aufs Blatt. Bei der ersten Kugel drehte sie sich vollständig um sich selbst, nahm aber dann den Jäger an; bei der zweiten wiederholte sich dasselbe. Nun wurde sie flüchtig, um auf die dritte Kugel niederzubrechen und bald zu verenden. Mein Jäger war gar nicht mehr zum Schießen gekommen. Darauf machten wir uns an die Schweißsuche des starken angeschossenen Büffels. Hier und da etwas Lungenschweiß, aber spärlich; da plötzlich steht er auf 20 Schritt, um sofort wieder flüchtig zu werden.

Digitized by Google

Wir folgen wieder. Abermals sehe ich ihn und werfe einen Schuß hin; der Bulle bricht nieder, ist aber schon wieder hoch und stürmt weiter. Aha, hier ist reichlich Lungenschweiß; jetzt ihn krank werden lassen, dann ist er unser. Lange dürfen wir aber nicht warten, die Sonne trocknet sofort alles auf, wir müssen ihm nach. Aber kein Wundbett, ganz langsam ist er weitergezogen; wohl eine Stunde folgen wir ihm

Kinder holen in ausgehöhlten Bambusstäben Wasser.

noch, dann heißt es abbrechen. Wir können nicht weiter folgen, es ist Nachmittag und etwa 10 Meilen bis zum Bungalow. So mußte ich den starken Büffel verludern lassen; ich hätte weinen mögen, aber das ist das Schicksal des Tropenjägers. Leider wurde der Büffel auch auf späterer Nachsuche nicht mehr gefunden.

Auf dem Rückweg hatten wir noch ein amüsantes Intermezzo. Meine Leute fanden einen wilden Bienenstock, das war etwas Gutes für den Tisch; also galt es, die Bienen auszuräuchern. Aber wie sich vor den umherschwärmenden Tieren schützen. Ich war sehr ge-

Digitized by Google

ſpannt, wie die Leute das machen würden. Es ließ einer der Träger ſein langes Haar herunter, daß es wie ein dicker Schleier oder Maske Geſicht und Schultern bedeckte. Die nackten Arme wurden mit Tüchern umwickelt, und bald waren wir im Beſitz des köſtlichen Honigs. Daß meinen alten Tracker eine Biene in die Zunge ſtach und er nicht mehr miteſſen konnte, erhöhte die Heiterkeit.

Die Gegend hier hatte nun, da wir alles bebirſcht und ſomit beunruhigt hatten, für uns kein Intereſſe mehr; alſo ging's weiter.

Meine Ochſenkarren werden beſpannt.

Knarrend fuhren die Ochſenkarren ab; langſam, unter ſtetem Zuruf der Treiber, ſchreiten die kleinen, zebuartigen Ochſen vorwärts. Wird eines der Tiere ſchlapp oder faul, ſo hebt der Treiber ihm den Schwanz hoch und — beißt feſt hinein, das hilft. (Sollte man daher in Ceylon ſo viel „kupierte" Ochſen ſehen?) Heißer und heißer ſtrahlt die Sonne; wir müſſen halten, um die Ochſen zu ſchonen. Schnell wurden an einer paſſenden Stelle Tiſche und Stühle unter einem Sonnenſegel aufgeſchlagen und gefrühſtückt. Wie oft haben wir da unſere Leute um ihren köſtlichen Mittagsſchlaf beneidet; wir konnten beim beſten Willen der Hitze und Fliegen wegen keine Ruhe

Digitized by Google

finden. Während die Karawane dem nächsten Bungalow entgegenknarrte, streiften wir durch den Dschungel. Doch der Wind, der böse Wind, der Feind der Jäger, sollte auch uns alles verderben. Wie ein Kreisel sprang er herum; hier sprengte er uns eine Sau, da eine Büffelherde und zum Schluß einen Sambur aus der Suhle. Meine Temperatur erreichte somit beinahe 42 Grad, was nach einigen Worten freundlicher Ermahnung zur Folge hatte, daß wir die Dschungel verließen und in offenerer Gegend birschten, wo der Wind stätiger war. Und richtig, am nächsten Wasserloch steht ein Büffel, der scheinbar mutig unser Herankommen erwartet. Mein Shikari, der ausnahmsweise führt, macht „down" und murmelt nur: „Wild", mehr verstehe ich nicht. Bums! hat der Büffel eine Kugel auf dem Blatt, während die zweite vor die Stirn ihn niederwarf. Als ich froh herankomme, sehe ich, wie mein Shikari und Tracker ellenlange Gesichter machen und verdächtig genau die Keulen betrachten, wo ich absolut nichts Auffälliges sehen konnte. Da sagte mein Shikari: „Das ist ein zahmer Büffel." Na, Liebenswürdigkeiten hat er nicht zu hören bekommen; denn für einen Europäer ist es so gut wie unmöglich — zumal im Dschungel —, einen wilden vom zahmen Büffel zu unterscheiden, wenn die Brandmale durch Alter verwischt sind. Aber ein Shikari muß die Farbennuancen kennen. So zogen wir in der nicht gerade rosigsten Stimmung heim, wo Roth, der ein Krokodil umgebracht hatte, uns bereits im Wirawila-Bungalow erwartete.

Mit vieler Mühe hatte ich endlich unsere Leute so weit, daß rechtzeitig zur Jagd aufgebrochen wurde, und das Frühaufstehen schien auch gleich vergolten werden zu sollen; denn erst sahen wir einen Keiler direkt am Wege, leider außer Schußweite, brechen, dann einen Schakal, der gerade einen Zwerghirsch gerissen hatte. Meine Kugel ging leider zu kurz, — konnte der Kerl aber laufen. Wir schlugen uns nun wieder in die von den Shikari so beliebte Dschungel und birschten. Hecken und Dornen waren das Resultat der Birsch. Da plötzlich stoppt der Tracker; vor uns äsen fünf Elefanten, drei davon kapitale Kerle. Vorsichtig, um sie nicht zu stören und durch ihr Wegbrechen die Birsch nicht ganz zu verderben, schleichen wir zurück und machen eine weite Umgehung. Bald hörten wir einen Elefanten trompeten; wahrscheinlich waren die großen Herren auf unsere warme Spur gekommen und über diese

Digitized by Google

Störung ungehalten. Nicht in rosiger Laune, denn die Birsch im dichten Dschungel halte ich, außer für Elefantenjagd, für Unsinn, warf ich mich in den mich erwartenden Ochsenkarren, wo ich zum Überfluß noch zu hören bekam, daß ein Leopard und fünf Axis den Weg gekreuzt hätten. Da weckt mich der Ruf: „Master, Schakal". Noch liegend ergreife ich die Büchse, richtig, etwa 150 Schritt vor dem Wagen steht der Kerl auf dem Weg; der Wagen stoppt, und im

Unsere Leute beim Frühstück.

nächsten Augenblick hat der Kläffer eine Kugel im Hals. Kurz vor unserem Heim hatten wir noch einen Sumpf zu passieren, aber die darin zahlreichen Krokodile hatten sich leider zu früh verzogen.

Endlich kamen wir am Nachmittag in eine Gegend, wo wir nach einiger Zeit den Elefantenpfad durch die Dschungel verlassen und in etwas übersichtlicherem Gelände jagen konnten. Es war mir wie eine Erlösung; denn allmählich verläßt den geduldigsten Jäger der Mut, wenn er Stück für Stück im Dickicht abspringen hört. Hier strichen ein paar Wachteln ab, da sauste mit einem Geräusch, als gelte es uns Angst zu machen, ein $1^1/_2$ m langer Leguan durch das

Digitized by Google

dürre Laub; auch ein Samburtier ließ sich blicken, aber es war noch zu früh am Nachmittag; die Sonne stand noch zu hoch, das liebt ja das Wild auch bei uns nicht. So setzten wir uns für eine halbe Stunde nieder, dann ging es weiter. Und richtig, da war eben Axiswild ausgetreten, Tier mit zwei Kälbern. Vorsichtig birschten wir näher, vielleicht ist doch ein Hirsch dabei oder tritt hinzu; wir haben guten Wind und können schön beobachten. Wohl eine halbe Stunde mochten wir so gelegen haben, da, ein ganz leises Rascheln, dann ein von mir nie gehörter Laut, gar nicht weit von uns. „Leopard", raunt mein Jäger. Wie vom Blitz getroffen sichert das Tier, stößt die beiden Kälber an, und, wie von Furien gepeitscht, jagten sie davon. Zu ärgerlich; hätte der Leopard sich ruhig verhalten können, auf das Rascheln hätte das Tier nicht reagiert, so wäre er gut gedeckt an seine Opfer herangekommen und meiner Kugel ziemlich sicher gewesen. Na, an dergleichen Mißgeschicke gewöhnt man sich, und mit der Zeit wächst ja einem eine dicke Decke.

So wandten wir uns dem Heimweg zu, fanden auch die Spuren der schönen Katze; in der Ferne trompeteten Elefanten; Affen sprangen mit einem Mordslärm durch das Geäst. Da, was steht denn da wie ein dicker Knüttel mitten auf einem Felsen; jetzt bewegt es sich, wahrhaftig, zwei mächtige, kämpfende Leguane. Sie haben sich gehörig bei den Hälsen, hoch aufgerichtet stehen sie da. „Die haben eine gute Haut," raunt mir mein Jäger zu; da fährt auch schon einem eine Kugel durch den Hals, der andere war sofort wie der Blitz in den nächsten Felsspalt verschwunden. Heute hatte ich doch wenigstens einen Schakal und einen Leguan, und zufrieden wanderte ich weiter, bis mein alter Tracker plötzlich stoppte. Es war schon höllisch dunkel, aber ich konnte doch noch sehen, daß sein Kniefall einem guten Axishirsch galt. Auf meinen Schuß ging der Hirsch tief ab. Die vier bei ihm stehenden Stücke fuhren so durcheinander, daß ich sowie meine Leute den Hirsch, zumal in dem hohen Gras, sofort aus dem Auge verlor. Meine Leute suchten links, ich rechts; jeder behauptete, auf der rechten Stelle zu sein. „Gefehlt" hörte ich sagen. Aber ich war zu gut abgekommen. So griff ich zu meinem alten Mittel: Schweißsuche mit dem Taschentuch; denn es war kaum noch etwas zu sehen. Da fühle ich etwas Kaltes an der Hand; ein Blick auf das schön rot gefärbte Tuch bestätigte meine Vermutung: ich hatte Schweiß.

Digitized by Google

Noch 50 Schritt, da lag der Hirsch mit gutem Blattschuß. Meine Leute machten sehr dumme Gesichter, bekamen ihre erste Vorlesung über Schweißsuche (später folgten noch diverse); geholfen hat es aber nichts. An einer Stange wurde der Hirsch nach Hause getragen.

Einem anderen Rasthaus strebten wir tags darauf zu. Unterwegs verdarben mir die Leute einen guten Büffel, und die liebenswürdigen Worte der Ermahnung müssen wohl dazu beigetragen haben, daß ich bereits am Nachmittag wieder einen Axishirsch schoß. Kein Tröpflein Schweiß war zu finden; hätte ich nicht genau den Anschuß gewußt, so wäre auch die Fährte nicht zu finden gewesen. Diesmal wollte sich mein alter Tracker aber nicht wieder von mir blamieren lassen. Wie ein Schweißhund ging er mit tiefer Nase, oder besser Augen, denn nur der Fährte folgte er. Für mich war das einfach ein Rätsel, wie er die Spur hielt; ab und zu konnte ich wohl etwas Fährtenähnliches vermuten, aber der alte Waldmensch folgte schnurgerade und richtig, er fand auch den Hirsch mit Weidwundschuß etwa nach 300 Schritt im dichsten Dschungel. Ohne den Tracker wäre er unbedingt verloren gegangen.

Inzwischen war es sehr dunkel geworden. Drei Meilen durch Dschungeln im Dunkeln, das waren unangenehme Aussichten. Wer die Anhänglichkeit dieser Dornenbüsche und der an allen dürren Ästen blutdürstig lauernden Zecken kennt, wird mit mir fühlen. Es war wirklich kein Genuß. Voran ging der Tracker, dann ich, und zwischen mir und dem Shikari, der ebenfalls eine Büchse hatte, die beiden Träger mit dem Hirsch. Zum Überfluß bat mich noch der Shikari, ich solle mit schußfertiger Büchse gehen. Ihn hatte wiederholtes verdächtiges Knacken in den Büschen, das uns ununterbrochen begleitete, stutzig gemacht, auch könnten Elefanten dieses Weges kommen. Im Sturmschritt wurden die drei Meilen zurückgelegt; auf der Landstraße konnten wir uns ja ausschnaufen. Da fiel mir das alte Gedicht ein, in dem König Karl seine in Samt und Seide strotzenden Junker zur Jagd gehetzt hatte: „Ein Bändchen hier, ein Fetzchen dort, sie mußten Wolle lassen.“ Unsere Gewänder zeigten auch diverse Defekte.

Hatte ich bisher die Freuden des Dschungeldickichtes genossen und weidlich darüber geschimpft, so bereitete mein Jäger mir einen neuen Genuß. Meine Abneigung gegen die dichten Dornbüsche und

Digitized by Google

Vorliebe für offenes Terrain deutete er nach seiner Ansicht. Wir sollten heute in einem trockenen Flußbett birschen. Ich ahnte nichts Böses, er versprach eine glänzende Jagd, und harmlos wanderte ich los. Verehrter Leser, du bist vielleicht einmal durch tiefen Sand, auch wohl über ein mit dem Dampfpflug umgerissenes hartgefrorenes Feld gewandert; denke dir beides vereint und zu beiden Seiten wohlgeheizte Backöfen, so hast du den Hochgenuß einer Birsch in einem Ceylonflußbett. Meine Schuhe, die allmählich mit sehr viel unnatürlichen Ventilationslöchern versehen waren, ließen den feinen scharfen Sand an allen Ecken und Enden durch, was auch nicht zur Erhöhung der Genüsse beitrug. Bogen wir um eine Krümmung des erstorbenes Flusses, so sahen wir von Zeit zu Zeit ein Sambur mit gehörigem Gepolter verschwinden; Elefantenfährten gab es in großer Menge. Die interessierten mich wenig, daß die Herren aus Bosheit aber allenthalben Bäume umgerissen und mir in den Weg geworfen hatten, nahm ich ihnen recht übel. Entweder hieß es, darüber oder darunter durch, wobei ich mir fast jedesmal meinen Tropenhelm tief über den Kopf drückte. Ich kochte innerlich und äußerlich, etwa zum zehntenmal hatte ich den Sand aus meinen Schnürstiefeln gegossen; da hatte ich genug. Wieder sprach ich einige Worte liebevoller Ermahnung zu meinem Jäger; und er versicherte, daß wir in kurzer Zeit am See sein würden. Also weiter in dem Sande. Eine, zwei Stunden vergehen, kein See; endlich verlassen wir den trockenen Pfad und tauchen unter im — Dschungel. Noch eine Stunde und wir waren am See. Was ich nun mit meinem Jäger über die letzte Meile sprach, geschah unter vier Augen, war auch wohl besser so. Die Wirkung war großartig; denn nun gab es mit einem Male offenes Gelände; dichter Dschungel und trockene Flüsse rückten ins Bereich der Fabel. Die versprochenen Krokodile aber schienen in der Tiefe des Sees gerade Versammlung zu halten, und wir wanderten heim, wo zum Aufbruch geblasen wurde.

Ich möchte hier eine Lehre einschalten, die ich mir für künftige Jagdtouren in Ceylon gestellt habe. Nie wieder werde ich meinem Jäger sagen, ich habe Zeit zu der Expedition, sondern einfach: „Ich will in 10, höchstens 14 Tagen folgendes schießen; schieße ich das bei dir nicht, so mache ich dich in den europäischen Zeitungen schlecht." Das wirkt Wunder. Es gibt nämlich so viel Wild in

Digitized by Google

Ceylon, daß der Shikari jede Strecke erzielen kann. Hat man ihm aber Zeit gelassen, so führt er uns an schlechte Plätze, damit die Strecke nicht so schnell erreicht ist; denn 2 £ täglich ist doch ein Wert, wenn er auch genug Auslagen hat.

Doch zurück nach Ceylon. Die Worte der Ermahnung waren auf guten Boden gefallen; um Tißmaharama fanden wir sehr gute Jagdgründe. Der Weg dorthin war recht lang, aber um so angenehmer wurden wir überrascht, als wir kurz vor unserem Lagerplatz an mächtigen Sümpfen und Teichen vorbeikamen. Hier wimmelte es geradezu von Wasservögeln; allenthalben schauten wie trockene Baumstämme Krokodile aus dem mit Lotos bedeckten Wasser. In der Ferne sahen wir einen mächtigen dürren Baum ganz voll fliegender Hunde hängen. Froher Erwartung voll, wollten wir das Bungalow beziehen, aber es war von einigen Pflanzern besetzt. An einem netten Bache fanden wir einen Lagerplatz.

Unsere Zelte schlugen wir unter mächtigen Mangobäumen, etwa 100 Schritt von unseren Karren auf; fast grenzten die Reisfelder und dichte Gebüsche an unseren Lagerplatz, so daß wir Krähen, Reiher und Eisvögel von unserem Eßtisch aus schossen. Eine unangenehme Zugabe bildete die Nähe eines Dorfes, wo wir vor Räubereien nicht sicher waren. Da aber unser Shikari dort bekannt gemacht hatte, daß wir mit den geladenen Büchsen im Bett schliefen und erbarmungslos auf jeden ungebetenen Gast bei Nacht schießen würden, hatten wir Ruhe.

Während mein Freund auf Reiheranstand ging, unternahm ich eine Birsch auf einen wilden Büffel. Gleich als wir ankamen, war uns die Meldung gebracht worden, ein wilder Büffel sei zu der zahmen Dorfherde getreten und versuche, diese nach dem Dschungel zu treiben. Da er schon mehrere Männer und Frauen übel zugerichtet hatte, so wurden wir um Hilfe gegen diesen Unhold gebeten. Noch am Tage vor unserer Ankunft hatte er einen Hirtenjungen, der versucht hatte, ihm die Herde abzutreiben, zum Aufbäumen gezwungen. Zum Unglück hatte der arme Kerl einen Dornenbaum erwischt und wohl oder übel einige Stunden auf diesem Nadelkissen aushalten müssen. So ging ich flott ans Werk, um mir den Dank der Bevölkerung zu verdienen, aber der alte Herr war heute nicht erschienen.

Digitized by Google

Die Birsch an dem von unzähligen Reihern und Störchen aller Art bevölkerten Sumpf war recht interessant. Auf dürren Bäumen waren Schlangenadler aufgehakt und harrten der Beute. Hier und da prasselte ein Leguan davon; ein Blumbs ins Wasser benachrichtete uns jedesmal vom Verschwinden eines Krokodils. Die Tiere waren recht vorsichtig, aber endlich gelang es mir doch, so ein häßliches Reptil im Schlaf zu überraschen und ihm seine hinterlistige Seele auszublasen. Jedesmal, wenn ich ein solches Tier schoß, hatte ich das

Erlegter Büffel.

gleiche Gefühl der Befriedigung. Während wir in Indien die Krokodile ganz abgezogen hatten, indem wir vorher einen Bauchschnitt machten, lösten wir in Ceylon nur das Bauchfell ab, und zwar durch Schnitte in der Seite am Rande des eigentlichen Rückenpanzers, und halte ich dies, wenn man die Felle verarbeiten will, für das einzig Richtige.

Der Abend brachte uns einen Anblick, wie ich ihn ähnlich nur einmal von der Bahn aus in Java erlebt habe. Millionen von Glühwürmchen umschwärmten unseren Lagerplatz und ließen sich auf Büschen und Bäumen nieder. Der Mangobaum, unter dem mein

Digitized by Google

Zelt stand, war förmlich mit den leuchtenden Punkten übersät; es sah entzückend aus.

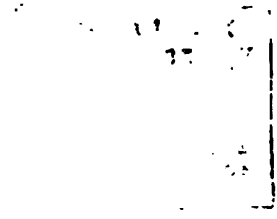
Ohne von der diebischen Bevölkerung belästigt zu werden, schliefen wir köstlich nach den Anstrengungen des Tages; aber kaum erhob ich mich, da kam vom Dorf die Meldung, der wilde Büffel sei wieder zu der zahmen Herde getreten. Also schnell dorthin. Die Dorfbewohner standen schon erwartungsvoll da, als ich eilends herankam. Alle wollten zusehen, wie der boshafte reckenhafte Feind in bessere Weidegründe befördert wurde. Ich schickte natürlich die Gesellschaft zurück und wanderte mit dem Dorfältesten und meinem Shikari los. Richtig, da stand die Herde, doch konnte ich den Büffel nicht sehen. Als wir aber näher kamen, erschien er und trieb mit recht unkavaliermäßigen Stößen seine Schönen in das Dickicht. Schon wollte ich schießen, da machte er kehrt, um sich den Störenfried einmal anzusehen, und näherte sich uns in nicht mißzuverstehenden Bewegungen, doch nicht direkt, sondern im Bogen sich heranbirschend. So bot er mir sehr schön sein mächtiges Blatt, um im nächsten Augenblick die Kugel auf den rechten Fleck zu bekommen. Etwa fünf Schritt machte er noch auf mich zu, dann bog er seitlich ab und brach nach etwa 50 Schritt zusammen, am Boden mit den Läufen arbeitend. Aber hoch kam er nicht mehr; als ich herantrat, war er im Verenden. Nun nahte auch die kühne Dorfbewohnerschaft. Wie die Kinder umstanden sie ihn und verspotteten lachend und johlend den gefällten Riesen; am meisten die, die er geforkelt hatte, unter ihnen natürlich sein letztes Opfer, der Hirtenjunge mit dem zerstochenen Fell. Nun nahten auch die Kühe, um sich nach ihrem Galan umzusehen, und als ich abseits einige Bienenfresser für meine Sammlung schoß, kam eine der gehörnten Schönen in so wenig mißzuverstehenden Bewegungen auf mich zu, daß nun an mir die Reihe war, mich zurückzuziehen. Störte sie mein Äußeres, oder erkannte sie in mir den Mörder ihres Geliebten; wer kann es wissen?

Schön hatte der Tag begonnen, aber er sollte noch besser werden. Wir schlossen sofort eine längere Birsch ab, und zwar ging es diesmal den Bergen zu, wo im Dschungel mehrere Wassertümpel gemeldet waren. Als erstes fanden wir frische Losung und Fährten von Elefanten, unter diesen die eines mit Stoßzähnen; auf dem Rück-

Digitized by Google

Elefantenherde auf Ceylon.

Digitized by Google



Digitized by Google

wege hatte ich Gelegenheit, einen solchen in Freiheit zu beobachten. Der Weg führte durch dichten Dschungel; nichts außer einigen Affen ließ sich sehen. Ein Wasserloch nach dem anderen suchten wir nach frischen Fährten ab, doch vergeblich. Endlich nach etwa dreistündiger Wanderung fanden wir einen ganz zerstampften Tümpel. Unter einem Baume in dichtem Busch zwischen zwei Termitenhaufen richtete ich mich häuslich ein, um einige Stunden abzuwarten, ob kein Wild zur Tränke käme. Etwa eine halbe Stunde saß ich; da bewegte sich das Gras in meiner Nähe: ein Mungo ging auf Beute in dem feuchten Dickicht; aber bald verschwand er. Wieder Totenstille um mich, nur in der Ferne das Trompeten der Elefanten. Mit vielem Interesse verfolgte ich das geschäftige Arbeiten der Ameisen, als mich ein Rascheln aufhorchen ließ. Ich bekam Gesellschaft. Langsam wackelte ein Leguan heran. Er schien mit der Gegend vertraut, denn fast schnurgerade kam er auf meinen Ansitz zu. Es war ein mächtiger Kerl, den ich gern mitgenommen hätte; aber ich wartete ja auf Hochwild. Mit Ruhe und Bedacht nahte der komische Kerl dem nächsten Ameisenhaufen, machte mit den scharfen Krallen ein Loch in das feste Gebäude, und nun tauchte die lange Zunge ununterbrochen in das Loch, um gespickt mit Ameisen wieder zu erscheinen. Er ahnte nicht meine Nähe. Da knackt es im Dickicht, ich wende etwas den Kopf, und nun erblickt mich der Leguan. Ich weiß nicht, hatte oder machte er ein so komisches erstauntes Gesicht. Im nächsten Augenblick fuhr er rasselnd und prasselnd mit seinem wackelnden Gang, wobei der lange Schwanz wie eine Peitsche hin und her flog, davon. Ich glaube wohl, daß in diesem Schwingen des Schwanzes eine unwillkürliche Verteidigung gegen etwaige Verfolger liegt.

Eine Sau wechselte nun über die Bühne meines Schauplatzes, aber auch sie wurde pardoniert. Wie recht ich damit hatte, erfuhr ich bald. Gerade mir gegenüber trat, vorsichtig sichernd, ein Samburtier aus dem Dickicht, um unendlich lange zu schöpfen. Dann zog es zu Holze, und zwischen dem Geäst erschien ein starkes Geweih, da endlich wurde der schwarze Träger des Geweihes, ein braver Samburhirsch (Cervus unicolor), sichtbar. Als ich ihn halbwegs frei hatte, ließ ich fliegen, und im Feuer brach er zusammen. Es war ein recht guter Hirsch. An Ort und Stelle wurde er zerwirkt, und heimwärts ging es mit der Beute. Auf dem Heimweg schoß ich auch

Digitized by Google

noch einen Schlangenadler. Hochbefriedigt von diesem erfolgreichen Jagdtag schlief ich abends ein.

Der nächste Tag sollte recht bequemer Jagd gewidmet sein, stand uns doch der große See zur Verfügung. Auf unsere Anfrage gestattete uns der englische Beamte bereitwilligst die Benutzung seines Doppelkanoes, das aus zwei durch Bretter verbundenen Einbäumen hergestellt war, und so ruderten wir los. Etwa dreiviertel des Sees war mit Lotos bewachsen, aus denen sich kleine, mit dichtem Unterholz oder hohen Bäumen bewachsene Inseln erhoben. Hier saßen nun alle Arten von Reihern; Kormorane, Schlangenhalsvögel, Wasserfasanen, und Seeschwalben strichen hin und her; bunte Wasserhühner eilten über die Lotosblätter. Majestätisch kam ein Seeadler angestrichen; da zogen in langer Linie Pelikane vorbei: kurz ein ornithologisches Wunderbild. Vor allem interessierten mich die fliegenden Hunde, die wir auf der anderen Seite des Sees auf einem trockenen Baume in dichten Scharen aufgehakt sahen; denn bisher hatten wir noch nicht Gelegenheit gehabt, auf sie zu jagen. Mit vieler Mühe arbeiteten wir uns durch die Lotossperre, und bald waren wir an den Schlafbäumen. Auf den ersten Schuß kam Leben in die Gesellschaft, die meisten schwebten mit schwerem Flug nach den nächsten Bäumen. Ich war erstaunt, was für ein zähes Leben die Tiere haben; denn fast keiner der Hunde war beim Herabfallen verendet, sondern sie versuchten, so schnell wie möglich dem unsympathischen Wasser zu entfliehen und die nächsten Bäume zu erklettern. Wir begnügten uns mit einer Mahlzeit, denn sie sollten köstlich schmecken; doch haben wir ihnen wie dem einmal versuchten Krokodilfleisch keinen Geschmack abgewinnen können. Bald lag eine ganze Sammlung diverser Tag- und Nachtreiher, Kormorane, Wasserfasanen usw. im Boot, und hochbefriedigt kehrten wir zum Lager zurück.

Als ich aber am Nachmittag abermals mein Heil versuchte, sprach Pluvius ein Wort mit und zwar ein gewaltiges. Schwarz ballte es sich am Himmel zusammen, und wundervoll hoben sich die in langen Zügen ihren Schlafbäumen zustreichenden silberweißen Reiher von dem dunkeln Firmament ab; aber für uns gab es keine Jagd mehr. Heim, so schnell wie möglich heim; denn scharf blies uns der Wind entgegen, die Lotosblätter aufstellend, wodurch das Weiterkommen erschwert wurde. Wir bekamen auch gleich eine ge-

Digitized by Google

hörige erste Regenladung auf unsere dünnen Tropensachen; der Tropenhut nahm an Gewicht um einige Pfund zu und glich bald einem verdrückten Kürbis. Aber wir arbeiteten weiter, bis wir endlich am Land untertreten und das Wetter abwarten konnten. Wie Gießbäche schoß es in allen Bodenversenkungen entlang.

Da fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf: „Unser Lager"; wir Unglücksmenschen hatten ja jetzt in der trockenen Zeit mit keinem Tropenregen gerechnet, und die Zelte standen nicht auf einer Erderhöhung, sondern tief. Doch da war nun nichts zu ändern; wenn unsere Leute nicht aufgepaßt hatten, konnte es dort gut aussehen. Mit geteilten Gefühlen schritt ich, als der Regen nachließ, dem Lager zu. Als ich aber das Bächlein, das ich am Morgen durchquert, als reißenden Fluß wiedersah, wurde mir doch beklommen ums Herz. Umsonst, ein gütiges Schicksal hatte meinen Freund frühzeitig heimgeführt, und er hatte alles Bewegliche hochgepackt, so daß das Wasser, das unseren Lagerplatz überflutete, unter den hochgezogenen Zeltwänden und Feldbett hindurchfloß.

Jagdlich war in dieser Gegend nicht mehr viel zu machen, und wir brachen am nächsten Morgen vor Tagesgrauen auf. Wieder führte der Weg an Seen, Reisfeldern und alten Pagoden entlang, bis er sich allmählich in den Dschungel verlor. Da hörten wir das Meer rauschen; wir waren nahe an der Südspitze von Ceylon. Hier gewinnt die englische Regierung Meersalz in großen Mengen, indem sie eine große Fläche unter Meerwasser setzt und dies verdunsten läßt. Daß es ein Genuß ist, hier Mittagsrast zu halten, könnte ich nicht behaupten. Der Duft erinnert fabelhaft an eine Walfisch- oder Fischguanostation Norwegens. Aus einem dichten Gebüsch schnitten und hieben wir uns eine Laube zurecht, unter der sich ganz gut speisen ließ. Aber der Geruch war mir zuwider. Ich nahm meine Büchse und wanderte dem Rauschen des Meeres entgegen. Mit jedem Schritt klang es deutlicher zu mir herüber. Es war eine harte Arbeit, dorthin zu gelangen. Schritt für Schritt mußte ich mir mit dem Buschmesser den Weg durch die Dornenbüsche erkämpfen, aber ich wollte hindurch. Da lag mit einem Male das Meer vor mir. Wundervoll kühl wehte es mir entgegen. In den Sand gestreckt blickte ich nach Osten. Da kam, sich allmählich nähernd, ein Dampfer. Er hatte den Kurs nach Colombo. Wie viele glückliche Menschen mochte

Digitized by Google

er an Bord haben! Eine Art Heimweh überkam mich. Anderthalb Jahr war ich nun unterwegs; bald war die Reise zu Ende. Und wieder stimmte es mich wehmütig, daß ich all den unendlich vielen Eindrücken, der unbeschränkten Freiheit Lebewohl sagen sollte. Ein vorbeistreichender Schatten weckte mich aus meinen Träumereien: da hatte ich einen langsam vorüberziehenden Seeadler verpaßt. Traurig sah ich ihm nach; wie schön wäre es gewesen, hätte ich den schmucken

Vor dem Rasthaus.

Kerl mit nach Hause gebracht. Doch da, jetzt schwenkt er seitwärts; er wird doch nicht auf dem hohen dürren Ast aufhaken? Richtig, da sitzt er schon. Langsam schiebe ich die Büchse vor; ein Knall, und der Adler stürzt in das Dornengebüsch. Die Freude; nun aber hin, durch das Gestrüpp einen Weg geschnitten. Endlich, endlich habe ich ihn. Frohen Herzens, den schönen Vogel unter dem Arm, wanderte ich dem Lagerplatz zu, um noch etwas vor dem Weitermarsch auszuruhen.

Nach Mittag brachen wir von diesem duftigen Platze, Grende geheißen, auf. Der Marsch ging nun durch übersichtlicheres Gelände, bald durch lichten Busch, bald an Seen entlang. Pelikane schwammen

Digitized by Google

am Ufer, aber bei jeder Annäherung strichen sie vorsichtig ab. Weit draußen, außerhalb des Bereichs unserer Kugeln standen Flamingos. Hier waren wir in ein gutes Jagdgebiet gekommen, das zeigten deutlich die Spuren von Leopard, Sambur, Axis, Schakal und Sauen. Einmal spürten wir auch einen Bären. Auf dem Wege zum Bungalow schoß ich mit der Kugel einen Hasen, einen sehr hübschen Kerl, etwas größer als unser Kaninchen, dunkelbraun gefärbt, mit schwarzem Nackenfleck. Mit Sonnenuntergang war Palatupana erreicht, ein großes Bungalow zwischen zwei Seen. Vor Tagesanbruch wanderte ich los, um eventuell an dem Sumpf dicht bei unserem augenblicklichen Heim auf Sauen zum Schuß zu kommen. Einem Schakal, der mich frech auf fünfzig Schritt anäugte, schenkte ich das Leben. Da sahen wir auch schon in einiger Entfernung drei Sauen. Vorsichtig birschte ich heran. Auf den ersten Schuß, der die stärkste niederwarf, wurden die beiden anderen flüchtig. Schon hatte die zweite die Kugel, und auch die dritte erhielt ihr Blei. Leider schweißte sie so gering, daß sie verloren ging. Ein guter Fang vor Sonnenaufgang. Noch mehrfach kamen wir an Axiswild, leider ohne Hirsche. Der Nachmittag, an dem wir in den ziemlich bewachsenen Dünen, die von unzähligen Fährten gekreuzt wurden, birschten, wurde einem guten Keiler zum Verderben. Dieser blieb als Köder für Leoparden liegen, wurde auch später an- resp. mitgenommen; denn der Leopard schleppte ihn so weit ins Dickicht, daß wir der Spur in den Dornenbüschen nicht folgen konnte. Dabei erzählte mir mein Jäger, der Leopard trage eine schwere Beute nicht wie ein apportierender Hund, sondern halte sie mit dem Rachen und schwinge sie sich auf den Rücken. Dasselbe wurde mir zwei Jahre später im Sudan von Eingeborenen berichtet, und ich fand, den Fährten nach, diese Erzählung bestätigt. Die Weiterbirsch sollte uns zwei mir neue Jagdtiere zeigen. In dem hohen Gras sprang plötzlich mein Tracker zur Seite; dicht bei ihm fauchte eine Fettschlange, die giftigste Schlangenart, die auf Ceylon vorkommt. Um die Haut nicht zu verderben, wollte ich sie nicht schießen und rief nach einem Knüttel. Da kam auch einer meiner Leute mit einem etwa armstarken Prügel an. Als ich zuschlug, zerbrach das morsche Holz, und nun bombardierte ich das Reptil, das den Schlag sehr übel genommen hatte, mit den Trümmern meiner Keule, bis ich endlich Sieger blieb. Das Tier war so kühn, daß es

Digitized by Google

wiederholt versucht hatte, durch Sprünge mir beizukommen, dabei in recht wenig vertrauenerweckender Weise seine Giftzähne zeigend. Die ziemlich schwere Schlange wurde nun à la Rollmops um einen Tragstock gewickelt, und weiter ging es in den Dünen, wo wir an einer sumpfigen Stelle eine Herde zahmer Büffel hochmachten, zu der sich ein wilder gesellt hatte; doch hatte er, ob durch den Umgang mit den zivilisierten oder infolge hohen Alters, ziemlich viel von seiner Wildheit verloren. Schon seit zehn Jahren war er bekannt, und zwar, weil er auf einem Auge — wohl durch einen Dornenstich — blind war. Doch wir sollten noch mehr zu sehen bekommen. Um einen Dünenberg biegend, erblickte ich plötzlich auf etwa 150 Schritt ein Tier, das ich nicht ansprechen konnte. Auf meinen Schuß hin nahm es plötzlich um den doppelten Umfang zu, und nun wußte ich, daß es ein Stachelschwein war, das sich gegen die vorbeipfeifende Kugel sträubte. Auf einen zweiten Schuß stoben die Stacheln, leicht zu findende Schnittware; aber das Tier fuhr wie ein Blitz zwischen die Felsen, außer einer Schweißspur noch reichlichen Duft zurücklassend. Leider waren alle Bemühungen, die Felsen wegzuräumen, vergeblich, und so wanderten wir enttäuscht weiter. Ein Stachelschwein hätte ich gern geschossen. Wie viel Federhalter hätte man aus den Borsten machen können!

Aber noch ein weiteres Mißgeschick stand mir bevor. Auf ziemliche Entfernung erblickte ich einen Sambur. So vorsichtig wie möglich birschte ich heran; aber ich hatte die Rechnung ohne die Schlingpflanzen gemacht. Noch 50 Schritt, dann hätte ich schießen können. Aber da hing ich mit einem Fuße fest, und wie ich mich losmachen will, bleibe ich auch mit dem anderen hängen, und ich liege auf der Nase. Freundlich mir den Wedel zeigend empfiehlt sich der Sambur. Die beiden Mißgeschicke waren doch betrübend, und brummend zogen wir heimwärts. In der Ferne leuchtete uns die Lampe des Bungalos; aber vor uns lagen eine Anzahl Tümpel, die wir zu durchwaten hatten, um nicht zu viel Zeit zu verlieren. Einer meiner Leute nahm mich auf den Rücken und trug mich hindurch. Eine unangenehme Situation; denn hier gab es Krokodile in Menge. Darum lief auch der Kerl wie toll. Ich hatte immer Angst, ich könnte als Abschluß des Tages noch ein unfreiwilliges Bad nehmen oder in einem Krokodilrachen meine Laufbahn beschließen. Doch alles ging gut,

Digitized by Google

und angenehm war ich überrascht, als ich sah, daß wir im Bungalo einen Gast in Gestalt eines sehr netten, in Ceylon ansässigen Deutschen hatten, der ebenfalls auf Jagd ging.

In unserer Annahme, daß wir hier in wirklich gute Jagdgebiete gekommen waren, sollten wir uns nicht getäuscht haben. Gleich in dem ersten schlammigen Tümpel trafen wir fünf Büffel an, die uns erstaunt anäugten und erst gar keine Miene machten, flüchtig zu

Unsere Jagdbeute.

werden, bis wir endlich mit Tüchern winkten. Das war den plumpen Gesellen zu viel, und wie der Blitz machten sie kehrt und verschwanden im Dickicht. Diesmal hatte ich einen jungen, ziemlich unerfahrenen Führer. Wie sich bald herausstellte, war er zwar wegeskundig, hatte von Jagd aber keine Ahnung. So verjagte er mir durch sein schnelles Vorgehen einen sehr guten Axishirsch. Damit das nicht wieder vorkäme, nahm ich ihn von nun an neben mich, und zu meinem Glück; denn bald darauf sah ich die Läufe eines Axis im Dickicht, ehe der Führer das Wild gewahr wurde. Vorsichtig birschte ich vor und sah plötzlich mehrere Axishirsche über eine Blöße ziehen. Die erste

Digitized by Google

Kugel ging fehl, aber die zweite warf den stärksten nieder, eine dritte faßte einen Hirsch weidwund. Die nachfolgende Suche war in dem Dickicht recht schwierig. Wie oft habe ich mir da draußen einen guten Schweißhund gewünscht. Endlich sprengten wir den Hirsch aus dem Wundbett, und ein glückliches Geschick ließ mich ihm, trotz des Dickichts, die Kugel gut antragen. Der Anfang des Tages war gut, und wohlgemut setzte ich mich an einem Tümpel an, zum Zeitvertreib mein Frühstück verzehrend. Wieder bot sich mir das interessante Bild, was ich so oft auf dem Anstand erlebt habe, und den ich deshalb so hoch schätze. Pfauen, Leguane, Dschungelhühner wechselten sich ab; auch eine geringe Sau kam vorbeigewechselt. Als aber ein starker Keiler des Weges kam, nahm ich die Büchse hoch, und im Feuer warf ihn das 9 mm-Geschoß um.

Nun hatten wir genug für den Tag. Es war Nachmittag geworden, und langsam wanderten wir heimwärts; meine Leute nahmen mit dem Wildbret den direkten Weg, ich abseits, um eventuell noch zum Schuß zu kommen. Da kam plötzlich einer der Träger gestürzt; sie hatten auf einer Blöße einen sehr starken Keiler gesehen. Ich eilte also hin, aber inzwischen war er verschwunden. Ich birschte ganz vorsichtig am Dickicht entlang, da, ein Brechen, und durch die Büsche bemerke ich etwas Schwarzes. Auf den Wurfschuß — denn zum Zielen war keine Zeit — höre ich vertrauenerweckenden Kugelschlag; dann bald ein Brechen und Rumoren immer an derselben Stelle, und still wurde es wieder im Urwald. Noch war es nicht spät, und ruhig wartete ich eine Viertelstunde. Reichlicher Schweiß zeigte uns den Weg, den das Tier genommen; aber das Dickicht wurde derart, daß wir kaum drei Schritt weit sehen konnten. Mein Shikari wollte erst nicht weiter, er hatte einen heillosen Respekt vor den Gewehren des Keilers. Als ich aber weiterging, folgte er; wir beide hatten die Büchse fast im Anschlag. Doch da lag der mächtige Kämpe verendet, mit sehr gutem Blattschuß. Es war der stärkste, den ich bisher erlegt hatte. Mit zwei Axishirschen und zwei starken Keilern konnte ich wohl zufrieden sein, und wohlgemut kam ich heim, um meines Bruders Geburtstag im Bungalo zu feiern.

Weniger hold war mir Diana am nächsten Tage. Zwei Sauen schoß ich krank, brachte dafür aber einen Pelikan und ein Krokodil zur Strecke. Am schmerzlichsten war ich über die Flamingos enttäuscht.

Digitized by Google

Diese interessanten Vögel zeigten eine derartige Menschenscheu, daß beim besten Willen nicht näher als auf 1—2 Kilometer heranzukommen war, dann strichen sie gleich rosafarbenen Wolken ab.

Mein letzter Jagdtag nahte; ich hatte meine Schießerlaubnis erfüllt und rüstete mich zur Heimreise. Mein Freund hatte weniger Weidmannsheil als ich gehabt und wollte noch acht Tage jagen. Beinahe hätte mich dieser letzte Tag noch das Ziel meiner Wünsche in Gestalt eines Leoparden erreichen lassen. Wir waren kaum eine halbe Stunde von Hause entfernt, als wir etwa 50 Schritt von uns das laute Knurren eines Leoparden vernahmen. Wie der Blitz

Meine Ochsenkarren auf dem Rückmarsch.

faßte mich der alte erfahrene Tracker am Arm, und Schritt für Schritt näherten wir uns der Stelle. Von Zeit zu Zeit vernahmen wir die Stimme dieses Königs von Ceylons Wäldern. Jetzt waren wir so nahe, daß ich glaubte, ich brauche nur in das Dickicht zu fassen, um das Fell zu berühren (was mir wohl schlecht bekommen wäre); aber nichts war von dem heißersehnten gelben Fell zu sehen. Da, ein Knacken, wie ein Schemen flog der Leopard etwa 10 Schritt von mir auf einen Felsen und war meinen Augen verschwunden; zu schnell, um auch nur die Büchse hochzubekommen. Ich war doch traurig; aber ich hatte wenigstens einen Leoparden gesehen. Am letzten Nachmittag machte ich mit Hauptmann Roth noch einen Spaziergang nach dem Meere, um uns von der köstlich kühlen See-

Digitized by Google

briſe einmal durchwehen zu laſſen. Reiher und Büffel bekamen wir zu Geſicht, aber die lockten uns nicht. Auf dem Heimweg erblickte ich plötzlich an einer echten Krokodilſtelle eines dieſer Scheuſale, wie es ſich, halb aus dem Waſſer herausragend, ſonnte. Aber was war das; auf meinen Schuß hin ſprangen von den nächſten Felſen einige dieſer Tiere ins Waſſer, aber meines rührte ſich nicht. Wie ſich dann herausſtellte, hatte ich eine aus dem Waſſer hervorſtehende Felsplatte für ein Krokodil angeſprochen. Gemütlich ſaßen wir am Abend auf der Veranda unſeres Bungalo und feierten Erinnerungen an viele ſchöne Stunden der langen herrlichen Reiſe; 16½ Monate waren wir zuſammen gereiſt. Fern von der Heimat hatten wir uns getroffen, und im Dſchungel trennten wir uns wieder. Lange vor Sonnenaufgang brach ich auf; denn der Weg nach Hamantota war weit, und ich wollte ihn in möglichſt kurzer Zeit zurücklegen. Meinen drei Ochſenkarren ging ich voraus, vorbei an den Seen, wo ich gejagt. Da bricht eine Rotte Sauen im Grunde. Ich birſche auf etwa 250 Schritt heran; doch da praſſeln zwei aneinandergekoppelte zahme Büffel mit wildem Lärm durch die Büſche, und fort waren die Sauen. Beſſer ging es mir bald darauf mit einem Schakal. Ruhig lag er im Schatten eines Baumes und ſchaute höchſt intereſſiert meinem Wagenzug zu. Das kam mir ſehr gelegen. So hatte ich gute Gelegenheit, mich auf 150 Schritt heranzubirſchen; auf der Erde liegend hatte ich volle Muſe ruhig zu zielen. Die Kugel faßte ihn etwas tief, zerſchmetterte ihm zwei Läufe und riß den ganzen Leib auf. An demſelben Salzſee wie acht Tage vorher hielten wir unſere Mittagsraſt.

Es war der 1. April und ſomit die Jagd auf Pfauen aufgegangen; aber ſo viele ich bisher ſchußgerecht gehabt hatte, diesmal wollte es mir nicht glücken, heranzukommen. Ich glaube, ſie kennen auch den Jagdkalender. Gemütlich zog ich am Nachmittag durch ſchönen Hochwald meine Straße, dachte zurück an die Reiſe und an die baldige Heimfahrt, als einige Eingeborene, Männer und Frauen in derangierter Toilette, geſtikulierend und durcheinander redend auf mich zukamen. Was ſie von mir wollten, war mir noch unklar. Nur ſo viel wurde mir deutlich, ich ſollte bis zur Wegkrümmung mitkommen. Da bot ſich mir nun ein Anblick, der mich ſehr wohl die Aufregung der Leute verſtehen ließ. Auf der Fahrſtraße ſtanden etwa zwölf Elefanten, die einige Kleidungsſtücke und Körbe einer

Digitized by Google

recht eingehenden Untersuchung unterzogen und durchaus keine Lust zu haben schienen, den Weg freizugeben. Wie mir meine Begleiter, die inzwischen herangekommen waren, mitteilten, hatten die Elefanten

Junge Singalesin.

die Leute auf dem Wege überfallen, ihnen die Körbe und einen Teil der Kleidung entrissen. Einer hatte sogar die armen, schreiend davonlaufenden Kerle noch ein Stück Weges verfolgt. Nun hieß es handeln. Wir waren etwa 180 Schritt entfernt. Um weiter marschieren zu

Digitized by Google

können, mußte ich schießen. So nahm ich einen alten Herrn aufs Korn und setzte ihm eine Kugel aufs Ohr. Da stiebte es, als wenn eine Kugel in einen Staubhaufen fährt. Die Leute jubelten; denn sie meinten, nun müsse der Koloß jeden Augenblick zusammenbrechen. Aber dieser nahm die derbe Ohrfeige übel und begann zu attackieren, was meine eben noch so mutigen Zuschauer in blassen Schrecken versetzte. Eine Kugel vor die Stirn ließ ihn aber anderer Meinung werden. Er stieß einen kurzen Ton aus, und sofort verschwanden die anderen im Dschungel, unter ihnen einer mit Stoßzähnen. Der angeschossene Elefant machte kehrt und nahm den Rückwechsel an. Ich wollte, da wir ihn im Dschungel dicht beim Wege hörten und meine Leute ihn, wie sie behaupteten, sahen, ihm den Fangschuß geben; denn krank geschossen war er, wie schwer, wußte ich nicht, da ich die Wirkung von 7/8 Mantel-Geschossen auf Dickhäuter*), zumal auf einige Entfernung, nicht genau beurteilen kann. Mein Shikari war leider nicht dazu zu bewegen, mich zu begleiten, und allein, nur mit der kleinkalibrigen Büchse ohne Reservegewehr, konnte ich dem mir sicher nicht sehr wohlwollend gesinnten alten Herrn doch nicht zu Leibe gehen. So mußte ich ihn seinem Schicksal überlassen. Hoffen wir, daß der Brummschädel ohne dauernde Schädigung vorübergegangen ist. Die Nacht und der folgende Marschtag verliefen programmäßig. Weniger angenehm war am nächsten Tage die Fahrt in der Royal Mail Coach von Hamantota nach Matara. Solange die Sonne schien, ging die Sache; als aber am Nachmittag ein Tropenregen niederprasselte und uns eine Stunde in Bearbeitung nahm, wurde es doch ungemütlich; denn Dach und Schutzleder waren mehr als siebförmig, und zum Überfluß gaben die roten Vorhänge meinem weißen Tropenanzuge ein ganz eigenartiges Gepräge.

Am nächsten Morgen kam ich wohlbehalten in Colombo an, um noch einige Tage bis zum Abgang des Dampfers in dem vorzüglichen Galle Face-Hotel auszuruhen, ehe ich die Heimfahrt antrat.

*) Ich hatte keine Vollmantelgeschosse zur Hand, da ich nicht die Absicht hatte, auf Elefanten zu jagen.

Digitized by Google

Heimwärts.

Wer klug ist, wählt zur Rückfahrt einen deutschen Dampfer vom Norddeutschen Lloyd, und wo wir auf der weiten Reise Gelegenheit hatten, zogen wir dessen Schiffe allen anderen Linien vor. Der beste Beweis für ihre Güte ist die ungeheure Zahl Engländer, die mit diesen Schiffen anstatt mit englischen fahren, weil sie erkannt haben, daß selbst noch so starker Patriotismus nicht in der Lage ist, diesen Unterschied auszugleichen.

Der 10. April, ein Sonntag — der Tag der Abreise —, war gekommen. Den Schiffsarzt und mehrere Passagiere kannte ich von Ostasien her. Am Nachmittag machten wir noch einen Ausflug nach dem sehr schön gelegenen Mount Lavinia. Abends um 8 Uhr lichtete die „Preußen", die mich nach Genua bringen sollte, die Anker, und langsam glitten wir aus dem lichterglänzenden Hafen. Noch lange folgte uns das Feuerauge des Leuchtturmes von Colombo. Jetzt war auch dieses verschwunden; das Paradies Ceylon lag hinter uns. Die herrliche, unvergeßliche Reise war abgeschlossen; es ging wieder heimwärts nach dem alten lieben Vaterland. Ohne Zwischenfall verlief die Reise in netter Gesellschaft programmäßig. Über Aden, Suez und Port Said ging es weiter. In Neapel war kurzer Aufenthalt, und nach fast dreiwöchiger Fahrt erreichten wir wohlbehalten Genua. Ehe ich nach Hause fuhr, nahm ich noch einen kurzen Aufenthalt in Heidelberg. Die Bergstraße, das Neckartal stand

Digitized by Google

in Baumblüte, reizende Gesellschaft, dazu herrliches Frühjahrswetter: wen sollte das nicht packen! Zumal wenn man in Heidelberg studiert hat und im Kreise der Korpsbrüder Erinnerungen austauscht.

Was soll ich um die Zukunft sorgen,
Verfolgt mich auch des Schicksals Neid,
Ich denk' an meiner Jugend Morgen,
Ich denk' an dich, du süße Maid;
An Liederschall und Becherklingen,
An Waldesduft und Rebgeländ'.
Ein Wort gibt meiner Seele Schwingen:
Ich war zu Heidelberg, zu Heidelberg Student.

Digitized by Google

Eine Jagdtour nach dem Sudan.

Winter 1905/06.

Wer einmal „draußen" gewesen ist, den duldet es nicht lange in der Heimat. Der Zug nach Nord und Süd, Ost und West, sie rütteln an ihm. Wo soll er hin? die Welt ist so groß und so schön; allenthalben lockt es. Auch für den Jäger stehen, trotz aller Ausbreitung der Kultur, noch weite Jagdgebiete offen. Zum Teil werden sie gerade durch diese erschlossen, z. B. in Britisch-Ostafrika.

Dorthin stand mir der Sinn, bis ich die Bekanntschaft von Herrn v. G. machte. Er war dort gewesen, kannte aber auch den noch wenig besuchten Sudan und riet mir, hier mein Heil zu versuchen. Ich hatte es nicht zu bereuen und bin ihm von ganzem Herzen dankbar, mein Augenmerk auf dieses Land gerichtet zu haben.

Die ganze Ausrüstung kann ich hier nicht beschreiben, das würde zu weit führen. Den Jäger werden am meisten die Gewehre interessieren, die ich sämtlich von Otto Bock in Berlin bezog, und mit denen ich außerordentlich zufrieden war. Ich führte außer dem Schrotgewehr eine Doppelbüchse Kal. 577 mit 6,5 g engl. Cordite-P., eine Doppelbüchse 9,3 mm mit 3,5 g Bl.-P. (ein Idealgewehr), zwei Repetierbüchsen 9 mm mit 2,9 g Bl.-P. Sollte ich wieder eine Jagdtour machen, so werde ich 9,3 mm Repetierbüchsen führen, da sie eine bedeutend höhere Rasanz haben als 9 mm, deren Patronen nicht mehr als 2,9 g Bl.-P. fassen (im Handel werden sie vielfach als mit 3 g geladen verkauft, aber das stimmt nicht!)

Digitized by Google

Eines möchte ich gleich vorausnehmen, daß die Jagdtour nach dem Blauen Nil zwar gute Aussichten bietet, aber leider recht anstrengend ist. Um in Gegenden zu kommen, wo es etwas zu schießen gibt, hat man von Chartum aus über zwei Wochen zu reiten; auch ist die Gegend gesundheitlich leider nicht die beste. So ist von sämtlichen Jägern, die im letzten Winter dort waren, kein einziger von Krankheit verschont geblieben.

Die Vorbereitungen waren getroffen, mein Gepäck an Bord des „Kronprinz" der Deutsch-Ostafrika-Linie von Hamburg abgegangen, und beruhigt konnte ich in Marseille die Ankunft des Dampfers erwarten. Mit mir reiste bis Kairo ein Freund, der aus Gesundheitsrücksichten den Winter in Ägypten zubrachte. Unter den Passagieren trafen wir einige Bekannte, und in bester Stimmung durchquerten wir das fast spiegelglatte Meer. Selten habe ich mich an Bord eines Dampfers so gut amüsiert. Ein gemütlicher, liebenswürdiger Kapitän, fidele Gesellschaft, diverse Neulinge, die auf jeden „Leim krochen", gut zu essen und trinken, und ein vorzügliches Schiff. Herz, was willst du mehr!

Ein bekannter Jagdschriftsteller, der aber recht wenig zur See gefahren ist, schimpft zwar redlich über die Deutsch-Ostafrika-Linie und lobt die sonst wegen des Schmutzes und oft recht zweifelhafter Passagiere berüchtigte Messageries Maritimes. Ich habe gegenteilige Erfahrungen gemacht und kann, wie sämtliche Reisende, die viel zur See gefahren sind, nur zu den deutschen Schiffen raten; natürlich muß man sich nicht den kleinsten „Äppelkahn" aussuchen.

Ein kleiner Scherz, den wir uns mit einem der Neulinge erlaubt, verdient verewigt zu werden. Der Jüngling wußte selbstverständlich alles besser als die ältesten Afrikaner, was nicht hinderte, daß er sich bildschön ansohlen ließ. Eines Tages, kurz ehe wir Kreta sichteten, fragte ich ihn, ob er schon seine Briefe fertig habe für die „Bojenpost".

„Nein."

„Ja, aber Sie können heute Briefe absenden."

„Wieso? Mit der Bojenpost? Wie ist das möglich auf hoher See?"

„Ja, hier bei Kreta läuft der Strom an einer Stelle konstant nördlich. Bei ruhigem Wetter wird eine Schwimmboje mit einer roten Fahne über Bord geworfen; der Zollkutter fischt die Boje auf und befördert die Briefe weiter. Marken bekommen Sie beim Ober-

Digitized by Google

steward; sie sind sehr interessant, deutsche Marken mit ‚Bojenpost' überdruckt."

Daß ich bei dem langen Exposé mir das Lachen verkneifen konnte, ist mir ein Rätsel, denn allenthalben sah ich das grinsende Gesicht eines Mitverschworenen. Mein Opfer eilte in den Schreibsaal und schrieb und schrieb. Vom Obersteward erstand er die längst vorbereiteten Marken, und war sehr stolz, „die letzten" bekommen zu haben. Der Kapitän wollte natürlich nichts mit der Sache zu tun haben; aber einen der Offiziere brachten wir doch dazu, am Nachmittag, wenn wir Kreta passierten, ordentlich das Nebelhorn tuten zu lassen. Währenddessen war eine große Blechbüchse verlötet, mit einer roten Fahne versehen, und zur Teezeit, als alles an Deck war, heulte plötzlich die Sirene. In weitem Bogen flog die „Postboje" über Bord, und voller Wehmut blickte das Opferlamm seinen letzten „Grüßen nach der Heimat" nach. Selbstverständlich hatten wir die Briefe nicht hineingetan, sondern schickten dieselben von Port Said ab. Er hat auch nichts von dem Schwindel gemerkt, ist vielmehr später noch auf die tollsten Leime gekrochen. So trug er z. B., als er in Port Said an Land ging, auf unseren Rat einen mächtigen Revolver unter dem Rock.

In Port Said verließen wir das Schiff; ich hatte ziemlich lange auf dem Zollamt meiner Koffer wegen zu tun, aber alles erledigte sich in der kulantesten Weise. Hier hatte ich Gelegenheit zu konstatieren, in wie kurzer Zeit die Engländer selbst in das verrufenste Nest Ordnung bringen. 1½ Jahr vorher hatte ich Port Said passiert, das damals seinem Rufe, daß hier das schamloseste Gesindel alles feilböte, volle „Ehre" machte. Wie ganz anders sah es jetzt aus. Gesittet standen die Ladenbesitzer in ihren Türen, kein Anpreisen ihrer schmutzigen Ware störte den Vorübergehenden; die Straßen waren sauber, ohne die lärmende Menge, und wenn auch die Stadt jetzt noch auf einer moralisch tiefen Stufe steht, so ist doch in der Öffentlichkeit hiervon nur noch wenig zu merken.

Unser erster Besuch von Kairo aus galt natürlich der Sphinx und den Pyramiden. Der Eindruck, den sie auf mich machten, war überwältigend, trotz der Händler, Führer und vielen lärmenden Reisenden. Wir setzten uns abseits von dem Gewühl; nur so kann man die imponierende Macht der Riesenbauten auf sich wirken lassen.

Digitized by Google

Fragt mich jemand, was auf meinen Reisen am meisten mich gefesselt habe, so stelle ich den Anblick der Pyramiden dem Waimangu-Geiser auf Neuseeland und dem Blick auf den Himalaja zur Seite, höher

Straße in Omdurman.

als den furchtbaren Ausbruch des Vesuv März 1906, den zu „genießen" ich im Krankenhaus von Neapel die zweifelhafte Freude hatte.

Die Fahrt von Kairo nach Chartum machte ich in sehr netter Gesellschaft, leider mit einem Cook-Dampfer. Es ist dies das erste und letzte Mal, daß ich von diesem unkulanten, sehr teuren Reisebureau Gebrauch mache. Es empfiehlt sich für bequeme Leute, mit den Nil-

Digitized by Google

dampfern der Hamburg-Anglo-Amerika-Linie zu fahren oder aber von Ort zu Ort mit der Bahn resp. dem Gouvernementsdampfer; letzteres ist das billigere und hat den Vorteil, daß man absolut ungebunden ist und vor allem die großartigen Überreste längstvergangener Zeiten in Ruhe, ohne durch Massen schwatzender Touristen gestört zu werden, besuchen kann.

In Assuan sagte ich meinen liebenswürdigen Reisegenossen, General v. B. mit seinen beiden Töchtern und Herrn und Frau v. S., Lebewohl; da ahnte keiner von uns, daß Fräulein v. B. schon wenige Monate später in Kamerun nach einer Expedition ins Innere ihren Tod finden sollte.

Drei Tage später langte ich in Chartum an, und hier gab es genug zu tun, alles noch fehlende für die eigentliche Expedition anzuschaffen. Erst natürlich den Jagdschein, für den blutenden Herzens 40 ägyptische Pfund (etwas über 800 Mark) zu entrichten waren. Dann kam das Wichtigste, Kamele*) und Esel, an die Reihe. Mein Dragoman, ein alter Praktikus, schloß mit den Leuten so gute Kontrakte ab, daß die Engländer ganz erstaunt darüber waren. Die Konserven, Zelte usw. nahm ich von Capato**) gewissermaßen in Kommission mit; ich hatte nur zu zahlen, was ich verzehrte, das übrige nahm er, natürlich nach Abzug von Zinsen, zurück. Die englischen Konserven waren sehr schlecht, und ich begreife nicht, daß die englischen Beamten, die fast alles in diesem Laden kaufen, sich mit solcher Ware begnügen. Den Weihnachtsabend verlebte ich für mich bei einem Pülleken, und am 25. Dezember früh 7 Uhr meldete mein Diener, es sei alles bereit zum Beladen der Kamele. Nach etwa zwei Stunden unendlichen Redens, Schreiens und Schimpfens, daß man jeden Augenblick die schönste Schlägerei erwarten konnte, waren die „Schiffe der Wüste" beladen und schwankten zum Tore hinaus.

Mit meinen Eseln und Kamelen konnte ich zufrieden sein, weniger mit den Leuten. Der Koch zeichnete sich durch viel Reden, Faulheit und Schmutz, dafür aber um so weniger Kochverständnis aus. Er suchte mich an allen Ecken und Enden zu betrügen, und da ich dies sehr bald merkte, beschuldigte er meinen Dragoman, ihn verraten zu

*) Ich sage absichtlich Kamele, obgleich es Dromedare sind; aber letzteres Wort ist mir nicht geläufig, da es dort nie gebraucht wird.

**) Ein großes Geschäft in Chartum.

Digitized by Google

haben, um seine Schwindeleien zu verdecken, was ihm einige großartig sitzende Maulschellen eintrug. Mein Eseljunge repräsentierte den Extrakt der Dummheit und Indolenz sämtlicher lebender Eseljungen. Wir versuchten, ihn zum Servieren abzurichten, da er aber immer seine Finger in meiner Suppe wärmte und mit demselben Handtuch sein Gesicht und meine Teller abwischte, gab ich es auf. Der Präparator war ordentlich und fleißig, leider kränklich. Die Kamel-

Fertig zum Aufbruch.

leute waren bis auf den Führer ordentliche Kerle, nur feige wie die Memmen. Wenn sie einen Löwen brüllen hörten, zitterten sie und wollten aus Angst erst keine Nachtmärsche machen.

Der Weg von Chartum führt in fast südlicher Richtung, und marschiert man immer so, daß man Richtung mit dem Fluß behält, an dessen Ufer das Lager aufgeschlagen wird. Die Tagesritte sind entsetzlich. Immer in der glühenden Sonne, im Staub des ausgedorrten steinharten Bodens, zwischen einzelnen Halmen abgeernteter Maisfelder geht es dahin. Die Luft flimmert, wohin das Auge blickt. Eine Unzahl Menschen begegnen uns zu Fuß, Esel oder

Digitized by Google

Kamel; alle machen Halt, wenn wir passieren, steigen von ihrem Reittier und grüßen. Die Männer sind fast sämtlich bewaffnet, tragen Speer und Schwert, manche auch Pfeile und Bogen. Endlos zieht sich der Weg dahin. Ab und zu wird ein Dorf passiert, dann geht es weiter in der eintönigen Landschaft. Da endlich scheint der Fluß wieder zu schimmern, dort die Bäume, da wollen wir lagern. Flotter

Geier am Frühstücksplatz.

laufen die Reittiere, aber schon zerrinnt das Bild, das wir noch eben geschaut: eine Luftspiegelung; „Teufelswasser" nennen es die Araber, und sie haben recht. Wieder liegt vor uns die weite, staubige Ebene. So geht es Tag für Tag.

Nach sechs Tagen habe ich Wad Madaneh erreicht, eine größere Stadt, wo ich auf Bitten meiner Leute einen Rasttag halte. Dann geht es weiter. Wir kommen in etwas bewaldetes Land, aber Schatten spenden die Bäume nicht; die Sonne brennt, und kurz vor Sennar bekam ich den Sonnenstich, der mich mächtig angriff. Unsere Lagerplätze am Fluß boten jetzt viel Interessantes; es wimmelte geradezu

Digitized by Google

von Flugwild; unzählige Reiher, Marabus, Kraniche, Ibisse und was man sonst so hübsch im zoologischen Garten zusammensieht, stolzierten herum; dazu natürlich die unvermeidlichen Gabelweihen, Geier und Adler. In den Büschen huschten die schönsten gefärbten Vögel hin und her; ab und zu kamen auch Affenherden, um das Lager zu inspizieren. Als wir in Sennar ankamen, hatte der Mamur gerade ein starkes Nilpferd geschossen.

Endlich nach zwölftägigem Ritt erreichten wir Senga, den Sitz des Gouverneurs, die letzte größere Stadt am Blauen Nil, die voraussichtlich bald aufblühen wird. In wenigen Jahren geht die Bahn bis dorthin, und von hier weiter in fast schnurgerader Richtung ist eine Karawanenstraße nach Abessynien durch den Wald geschlagen. Leider war der Gouverneur verreist, so konnte ich nur seinem Vertreter meine Aufwartung machen. Die letzte Post wurde nach der Heimat gesandt, dann ging es an das Übersetzen über den Blauen Nil; es war mit den Kamelen eine ziemlich langwierige Arbeit, die etwa einen halben Tag beanspruchte. Aber auch das war getan, und am Nachmittag hatten wir unser Lager unter uralten, schattenspendenden Affenbrotbäumen aufgeschlagen.

Von nun an führt der Weg durch dichter bewachsenes, dafür dünner bevölkertes Land. Wir zogen in gerader Richtung auf den Dinder, einen zur Regenzeit mächtigen Nebenfluß des Blauen Nil zu, der jetzt aber großenteils trocken liegt. Nur an einigen tiefen Stellen hat sich das Wasser gehalten, um dem Wild die ganze trockene Zeit über als Tränke, den zurückgebliebenen unzähligen Fischen als Zufluchtsort zu dienen. Die Eingeborenen machen sich letzteres natürlich zunutze, und ist das Wasser flach genug, so wird großer Fischfang gehalten. Zuweilen sind dann die Tümpel so weit ausgetrocknet, daß die Fische dichtgedrängt stehen.

Von Senga hat man noch fünf Tagemärsche bis man in das Jagdrevier kommt. Vorher sieht man wohl ab und zu ein Stück Wild, aber nur ganz vereinzelt. Als Eröffnung schoß ich einen Riedbock, ein recht vertrautes Wild. Ich machte den Fehler, hier schon zu schießen, verleitet durch meine Leute; denn weiter im Lande haben die Böcke viel besser auf. Zahlreiche Elefantenfährten bestätigten die Versicherung, daß um Elrigeba, unserem nächsten Lagerplatz, ein Elefantenrevier sei. Nach einer recht anstrengenden vergeblichen

Digitized by Google

Birsch saß ich vor meinem Zelt, als die Meldung kam, Elefanten seien ganz frisch gespürt. Sofort brachen wir auf. Erst ging es durch dichten Wald, dann durch das üblich sandige Flußbett und nun in den dichtesten verwachsenen Busch. Schlingpflanzen mit unzähligen widerspenstigen und anhänglichen Dornen verwehrten das Vorwärtskommen; dazu brannte die Sonne ganz mollig auf uns herab. Etwa eine Stunde hatten wir uns hindurchgewunden, da

Das Zelt wird aufgeschlagen.

hörten wir die Elefanten brechen, und bald sahen wir sie auch. Es waren mächtige Kerle. Mir zunächst stand scheinbar ein alter Bulle; leider konnte ich nur den Rücken von ihm sehen, so daß ich ihm nicht die Kugel aufs Blatt setzen konnte; durch die Büsche wollte ich nicht schießen. Da drehte der alte Herr sein Haupt und äugte mich an. Törichterweise ließ ich mich, obgleich ich die Elefantenbüchse mit Halbmantel geladen hatte, verleiten, auf den Kopf zu schießen. Im Feuer machte er kehrt, alle Bäume und was ihm im Wege stand, niedertretend. Wir folgten ihm sofort, fanden Schweiß, Mageninhalt und frische Losung; aber ich konnte nicht weiter der Spur nachgehen, ich war infolge der langen Morgenbirsch zu erschöpft. Meine Leute

Digitized by Google

schwuren mir, sie wollten den Elefanten zur Stelle liefern, und so gab ich ihnen zwei Büchsen. Etwa eine Stunde mochte ich im Lager sein, da kamen die Jäger zurück, aber ohne Bruch. Mein Oberjäger, ein ganz unbrauchbarer Mensch, lahmte; er behauptete, vom Elefant in die Büsche geworfen zu sein. Allmählich erfuhr ich aber die Wahrheit. Die Leute hatten den kranken Elefanten stehend gefunden, etwa zehn Minuten ihn angeschaut, aber nicht gewagt zu schießen. Als sich dann der alte Herr einmal umwandte, fuhr ihnen der Schreck in die Glieder, und alle rückten aus; dabei war der Oberjäger über einen Baumstamm gefallen und hatte sich das Bein verletzt, was zur Folge hatte, daß er fortan lahm ging und im Bett lag.

Die zweimal wiederholte Nachsuche war insofern erfolgreich, als wir konstatieren konnten, der Kranke war wieder zur Herde getreten, und mit dieser weitergewandert, wohl mit einem mächtigen Brummschädel, aber ohne dauernde schädliche Folgen für seine Gesundheit. In der Nacht war mein Reiteſel auffallend unruhig, so daß ich mehrmals aufwachte. Am nächsten Morgen erfuhr ich, daß ein Leopard ganz nahe bei meinem Zelt gelegen und mit meinem Esel geliebäugelt habe. Einer der Leute hatte ihn lange beobachtet, aber „mich nicht im Schlaf stören wollen"; in Wahrheit hatte der Kerl nur Angst gehabt.

Traurig über den Mißerfolg mit dem Elefanten verließen wir Elrigeba, in der Absicht, hier später bei der Rückkehr nochmals unser Heil zu versuchen. Ganz unvermutet stießen wir auf dem Marsch auf einen einzelnen Pferdeantilopenbock. Meine Kugel ging leider zu weit nach hinten, und mit Keulenschuß ging er flüchtig ab, kam leider auch nicht zur Strecke.

Der Ansitz am Wasser, den ich sehr schätze, war hier außerordentlich lohnend. Ungeheure Rudel von Ariel, untermischt mit Oribi und Riedböcken, ab und zu Affen und Warzenschweine zogen zur Tränke, und bald füllte sich meine Schußliste. Unter anderen erlegte ich noch einen kapitalen Roanantilopenbock. Dann war es aber mit einem Male vorbei. Ich kam nicht mehr zum Schuß. Meine Leute hatten frische Büffelspuren gefunden und schienen riesigen Appetit auf das Fleisch bekommen zu haben. Tag für Tag mußte ich hinter ihnen hertraben; aber die Büffel waren für uns nie zu sprechen, und im stillen schwor ich mir zu, nur auf meinen eignen Kopf zu bestehen und Büffel Büffel sein zu lassen.

Digitized by Google

Diana nahm diese Enthaltsamkeit gnädig auf und wandte mir wieder ihr Wohlwollen zu.

Unser Lager liegt hart an den steilen Ufern des Dinder. Wie in den meisten afrikanischen Tümpeln, so fanden sich auch hier eine große Zahl Krokodile, die in holder Eintracht mit Marabus und Geiern sich von der lieben Sonne wärmen ließen. Sie hatten es gut, denn, um nicht durch Schießen anderes, mir wertvolleres Wild zu verscheuchen, schonte ich ihre schwarzen Seelen. Das unserem Lager

Roanantilope.

gegenüberliegende Ufer war mit fast undurchdringlichem Urwald bedeckt, durch den die liebenswürdigen Elefanten Wege gebahnt hatten. Leider besitzen wir armen Europäer nicht eine so dicke Haut wie diese oder ein so glattes Fell wie die Eingeborenen, an dem die kurzen, gebogenen, haarscharfen Dornen einfach abrutschen. Mir erging es schlechter. Alle paar Minuten hing ich in den Schlingpflanzen und mußte regelrecht herausgeschnitten werden. Mein Dragoman war besser dran; wenn er hängen blieb, gab der Stoff nach. Der Anzug verwandelte sich dadurch zwar bald in ein großes Loch, aber er blieb nicht mehr hängen.

Nach etwa halbstündigem Ritt kamen wir durch lichteres, dann von dichtem Schilf bewachsenes Gebiet. Zur Regenzeit steht die ganze

Digitized by Google

Landschaft unter Wasser. Der Boden ist tief aufgewühlt, und wo Elefanten passieren, da stampfen sie mit ihren stämmigen Läufen oft einen halben Meter tiefe Löcher in den Boden. Verläuft sich auch das Wasser, so bleiben doch die Löcher, die Sonne trocknet sie aus, Schilf sproßt darüber, und die Fallgrube ist fertig. Diese bilden für die Reiteſel eine ziemliche Gefahr; denn es kommt oft genug vor, daß einer von ihnen darin ein Bein bricht. Dann sitzt man da. Wir stiegen sofort ab und führten die Esel. Rechts und links sprangen Riedböcke und Ariel ab, auch einmal ein Warzenschwein. Nun kamen wir in lichten Wald, und bald lag vor uns die „Meia", eine Wiese. Vorsichtig gingen die Führer vor, deren scharfe Augen bald die braunen Punkte in der Ferne als „Tetel" (Hartebeest und Tiang, für beide Tierarten gebrauchen die Eingeborenen denselben Namen) erkannten. Vorsichtig kroch ich heran, mich immer in am Boden liegende stachelige Äste stechend; denn Deckung war nicht vorhanden. Es war ein Rudel von fünf Tiang und fünf Hartebeest. Einem unbegreiflichen inneren Drange folgend, wollte ich durchaus ein Tiang schießen; doch der einzige starke Bock stand immer gedeckt, während ein sehr starker Hartebeestbulle ganz frei äste. Die Entfernung betrug etwa 350 Schritt. Ich wartete. Das Hartebeest äugte. Plötzlich wurde es ihm zu dumm; mir war es schon lange zu dumm. Mit häßlichen Galoppsprüngen ging es los, die anderen nach, gefolgt von fünf Kugeln, die aber alle vorbeigingen; wenigstens fanden wir keinen Schweiß. Ich hatte die Entfernung unterschätzt. Meinen Leuten las ich ein Privatissimum über Schußzeichen. Nie wollten sie vom Anschuß aus, sondern auf der Fährte direkt suchen.

Mit diesen Fehlschüssen hatte sich meine Fernrohrbüchse etwas in Mißkredit gebracht, und ich griff zur jetzigen Idealbüchse 9,3 mm. Klatsch! lag ein starker Arielbock, der, durch die Schüsse erschreckt, hinter uns vorbeiwechseln wollte. Hätte ich doch die Doppelbüchse gleich genommen. Das war mir eine Lehre. Die Wiese zog sich im Walde etwa eine Stunde weit hin und war einfach ideal für Ansitz. Unzählige Ariel, Gazellen und Riedböcke tummelten sich darauf, um zu äsen und aus dem lang sich hinziehenden Sumpf, den große Flüge Reiher und Gänse bevölkerten, zu schöpfen. In den Lüften streichen kleinere Raubvögel, von Zeit zu Zeit auf ungeheure Schwärme kleiner Vögel (wohl eine Starart) stoßend, die dann in dem dichten Gebüsch

Digitized by Google

Schutz suchen. Einen reizenden Anblick gewährt es, wenn diese Schwärme Schwenkungen machen und die Morgensonne ihr glänzendes Gefieder bescheint. Ich möchte es mit dem wehenden, farbig beleuchteten Schleier einer Serpentintänzerin vergleichen.

Den Nachmittag benutzte ich zum Ansitz auf derselben Wiese, auf der ich tags zuvor zwei Riedböcke umgelegt hatte. So kann man das Wild doch am besten in Ruhe beobachten, sehr viel mehr auch

Eine Wahrsagerin im Lager.

von der nicht jagdbaren Tierwelt zu sehen bekommen (in Ceylon ist mich einmal ein Leguan und dann ein Mungo auf einen halben Meter angelaufen), und man wird hier nicht so von den Mücken geplagt.

Erst erschienen mit viel Lärm die obligaten Perlhühner, hier und da ein Riedbock, ein Oribi, endlich, zwar ganz weit, ein Hartebeest, wie ich mit dem Glase feststellte, ein starker Bulle. Anfangs zog er von mir weg, aber Diana lenkte seinen Sinn, und er zog langsam an mir vorüber. Ich hatte, um ihm möglichst den Weg abzuschneiden, die übliche Kriechbirsch zu unternehmen, bei der ich mir natürlich wieder einmal zuschwor, das nächste Mal aber auch wirklich die Handschuhe nicht zu vergessen. Ahnungslos zog das

Digitized by Google

ſtarke Wild an mir vorbei, bis ihm plötzlich der Tod in Geſtalt eines 9,3 mm-Geſchoſſes durch den Körper fuhr. Noch waren wir mit dem Aufbrechen beſchäftigt, da trat neugierig eines der reizenden Oribiböckchen aus dem hohen Gras. Meine Kugel quittierte es mit einem mächtigen Luftſprung, aus dem es verendet zu Boden fiel. Nun wurde es lebendig im nahen Röhricht. Durch den erſten Schuß aufmerkſam gemacht, durch den zweiten erſchreckt, ſprangen allenthalben Oribis, Ariels und Riedböcke vorbei, die herangezogen waren, um

Arielbock.

hier auf Äſung auszutreten. Alle hatten es eilig. Nur ein ſehr ſtarker Arielbock zog langſam ſeines Weges, ſich aber immer außer Schußweite haltend. Zweimal verſuchte ich vergeblich ihn anzubirſchen. Ein Kamel wurde aus dem Lager requiriert, um das „Fleiſch“ zu holen. Dann ging es heimwärts. Aber wenn einmal Diana gut geſtimmt iſt, dann iſt ſie ſehr lieb. Wir waren nur noch einige hundert Schritt vom Lager entfernt, da ſehe ich einen kapitalen Ariel, ſcheinbar meinen Freund im Stangenholz, ziehen. Ich umlaufe ihn etwas und pfeife ihn an einer geeigneten Stelle an. Wie aus Erz gegoſſen ſteht er da; er weiß nicht, woher der eigentümliche Ton

Digitized by Google

kommt. Ich habe Zeit und kann auflegen. Es ist sehr weit, also etwas hoch halten, und im Knall der Doppelbüchse bricht der kapitale Bursche zusammen. Warum hatte ich die Büchse nicht am Morgen auf die „Tetel" geführt? Nun stand sie hoch in Gunst, vor allem bei meinen Leuten, die mich immer baten, nur noch diese Büchse zu führen.

Friedlich ruhte ich im Lager auf meinen Lorbeeren aus, als mit viel Getöse — kaum zehn Minuten nach uns — die Leute mit dem mit Fleisch beladenen Kamel erschienen und mir erklärten, sie gingen nie wieder ohne einen bewaffneten Mann, um das Fleisch zu holen. Endlich erzählten sie: an der Stelle etwa, wo ich den letzten Ariel geschossen hatte, habe, nur 60 Schritt vom Pfade, ein kapitaler Mähnenlöwe gelegen und sie freundlich angeschaut. Diana, warum schicktest du den alten Herrn nicht, als ich dort vorbeikam? Wenn ich undankbar wäre, hätte ich alle Freude an der guten Tagesstrecke verloren, so aber schluckte ich einmal, und damit war der Kummer herunter. Die Nähe des Königs der Tiere wirkte geradezu elektrisierend auf meine Leute. Jeder packte an, Holz herbeizuschaffen und Bäume zu fällen, um die ganze Nacht durch einen mächtigen Feuerkreis um das Lager zu unterhalten. Es wurden sogar Wachen bestimmt, gerade als gelte es einen Überfall abzuschlagen. Ich freute mich im stillen. Bei Eintritt der Dunkelheit glich unser Lager der Hölle; aber allmählich erlosch ein Feuer nach dem anderen. Alles schlief, und als mich gegen Mitternacht Hyänengeheul weckte, verglommen die letzten Feuer, und die Wache schnarchte, bis sie ein Stück Erde aus süßen Träumen weckte. Die Nacht verlief ohne weitere Störungen, auch nicht von meiner Seite. Für den nächsten Tag rüsteten wir uns mit Speisen und Getränken für einen langen Marsch aus. Die „Meia" vom Tage vorher hatte es mir angetan, zumal ich einen für den Ansitz ganz besonders geeigneten Platz ausfindig gemacht hatte. Wir machten diesmal einen Umweg, um eventuell auf ein Flußpferd zum Schuß zu kommen. Kaum 50 Schritt vom Lager stießen wir auf frische Büffelfährten, denen wir leider nicht folgen konnten. Aber eine innere Stimme sagte mir: Nur vorwärts, heute ist ein Glückstag. Da „grunzte" auch schon ein Elefant, leider auf der anderen Seite des Flusses. Schade, denn diese Tiergattung fehlt immer noch in meinem Jagdzimmer. Schließlich verließen wir

Digitized by Google

das Dickicht und stiegen in das Flußbett hinab. Schuhtief sinken wir in den lockeren Sand ein, was ich ganz besonders liebe, zumal wenn die Sonne mir aus ihren Glutaugen Liebesblicke zuwirft. Schemenhaft tauchten aus dem Dickicht des gegenüberliegenden Ufers Büffel auf (wenigstens behaupteten dies meine Leute; ich konnte sie trotz meiner gelben Brille nicht sehen).

Das Krokodil maß 4½ m.

Wir machten uns daran, den schwarzen Gesellen zu folgen, aber sie schienen es eilig zu haben; wir bekamen sie nicht mehr zu Gesicht und wandten uns wieder dem trockenen Flußbett zu, um weiterhin in einem Teich unser Glück auf Flußpferde zu versuchen. Einer meiner Leute, den ich vorausgeschickt hatte, kam mit der Meldung zurück, er habe ein Flußpferd gesehen. Und so ging es flugs vorwärts. Etwa 60 Schritt waren wir noch vom Wasser entfernt, da kroch, ganz unbekümmert um unser Nahen, ein mächtiges Krokodil heraus, wälzte sich im Sande und machte es sich zum Schlafe bequem.

Digitized by Google

Ich hatte ein derartiges Benehmen bei einem Krokodil noch nie gesehen, da sie sonst so scheu sind und sich nur ganz langsam und vorsichtig aus dem Wasser schieben. Da konnte ich nicht widerstehen, und im nächsten Augenblick saß ihm ein 9,3 mm-Geschoß im Genick*). Es wälzte sich und blieb liegen.

Meine Leute stürzten sich sofort auf das Tier, packten es am Schwanze, und nun kam wieder Leben in die Bestie. Mit aller Macht strebte es dem Wasser zu, aber meine Leute hielten es fest. Dann biß es wie toll um sich, wobei das furchtbare Gebiß unheimlich klappte, bis eine zweite Kugel ihm den Lebensfaden (hier kann man schon von Strick sprechen!) abschnitt. Es war ein sehr großes Exemplar von 4,55 m Länge. Die Leute hatten mit dem Abziehen und Wegbringen des Fleisches den ganzen Tag zu tun, so daß wenig Aussicht war, hier heute noch auf Flußpferde zum Schuß zu kommen. Darum auf nach der Wiese, wo gestern so viel Wild war! Auf eine so enorme Zahl von Wild, wie wir hier zu sehen bekamen, hatte ich nicht gerechnet; es wimmelte geradezu von Ariels, und mitten unter ihnen ein Buschbock (meine Sehnsucht!), wie mir mein Glas zeigte. Ich birschte heran. Die ganze Herde kam mir entgegen. Mein Streben galt nur dem Buschbock. Aber der kleine hübsche Kerl wollte nicht näher kommen; ich mußte also auf weite Entfernung schießen. Jede Kugel quittierte er mit einem graziösen, mutwilligen Sprunge. Erst bei der fünften Kugel wurde er flüchtig. (Ich hatte wieder die unglückliche Fernrohrbüchse.)

Auf das Schnellfeuer hin war die ganze Arielherde flüchtig geworden; nur ein kapitaler Bock behauptete das Feld. Zu ihm gesellte sich das Buschböckchen, das leider durch einen Busch gedeckt war. Einer meiner Leute reichte mir die Doppelbüchse. Im nächsten Augenblicke lag der Arielbock auf 286 Schritt im Feuer, und mein kleiner Freund verschwand im Walde. Es war um die Mittagszeit und somit zu erwarten, daß die Ariels bald wiederkehren würden. So suchte und fand ich auch bald einen famosen Ansitzplatz. Unter einem Baum, dessen Äste bis zur Erde hingen, war der Boden wie gefegt. Kein

*) Ich kann diesen Schuß ins Genick nur empfehlen, da er, wenn er die Tiere auch nicht gleich tötet, sie doch am Wegschlüpfen hindert und man Zeit zu einem eventuellen weiteren Schuß hat. Mit ihm habe ich fast alle Krokodile erlegt.

Digitized by Google

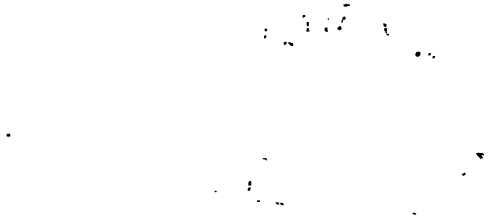
Äſtchen oder Dorn lag da. Der Stamm gab eine Rückenlehne, und zwiſchen den Äſten hatte ich gute Schießlöcher. Die Zeit verſtrich, aber es kam nichts. So konnte ich in Ruhe meine Wickelgamaſchen, die durch Dornengebüſch in Unordnung gekommen waren, wieder ſchön rollen. Halb war ich damit fertig, als mir eine innere Stimme (wahrſcheinlich Diana) „Achtung!“ zuraunte. Aufblickend ſehe ich aus dem auf der anderen Seite der Wieſe gelegenen Walde ein Tier herauskommen, das ſich ganz niedrig am Erdboden hielt. Ich hatte das Gefühl, als ob es rollte. Was konnte das ſein? Diana, Dank! ein Leopard. Schnurgerade kam er auf meinen Baum zu, ſicher ſein Anſitzplatz. Nun war mir der ſaubere Boden klar. Die Doppelbüchſe auf ihn gerichtet, ließ ich ihn auf etwa 50 Schritt heran. Ein leiſer Pfiff, er ſichert, äugt ſcharf nach mir (ein herrlicher Anblick!). Er ſieht wohl zwei dunkle Augen, die Laufmündungen, auf ſich gerichtet; kurz flammt es auf. Er hat nichts geſpürt; denn wie vom Blitz getroffen ſinkt die herrliche Katze zur Seite. Nur der lange Schweif ſchlägt noch einige Male, dann iſt es aus. Der mich begleitende Eingeborene hatte inzwiſchen einen Abzug geſchlafen. Jetzt kam er herangekrochen, um zu ſehen, was ich geſchoſſen. Ich ſagte, „ein mir unbekanntes Tier“. Sofort ſprang er darauf zu, um aber im nächſten Augenblick einen rieſigen Seitenſprung zu machen. So einem Leoparden iſt nicht zu trauen, ſelbſt wenn er tot iſt! Die Freude war groß, und als ob er mir zu dem Schuß verholfen, bettelte er um Backſchiſch. Später folgte etwa das ganze Lager ſeinem Beiſpiel. Nach einem kräftigen Eſſen und reichlicher Raſt ging es heimwärts, denn der Weg zum Lager war weit. Auf dem Wege ſchoß ich noch einen kapitalen Warzenkeiler und einen ſtarken Ariel in voller Flucht, der zur Freude meiner Leute drei Räder ſchlug.

Leider ſollte der Abend mit einem Mißklang endigen. Todmüde von der langen, anſtrengenden Birſch in der Sonnenglut erreichten wir das dem Lager gegenüberliegende Flußufer, als von drüben gewinkt und geſtikuliert wurde. Wir ärgerten uns ſchon, da wir nicht verſtanden, was ſie wollten, als ich etwa 400 Schritte weiter unterhalb im Flußbett zwei Büffel entdeckte. Die Doppelbüchſe 9,3 mm ging leider nicht zu, da ich in der Eile die Patronen verwechſelt und eine 9 mm-Patrone in den Lauf geſchoben hatte. So blieb mir nur die Elefantenbüchſe, die ich aber nur auf 100 Schritt angeſchoſſen

Digitized by Google

Nach getaner Arbeit.

Digitized by Google



Digitized by Google

hatte. Wir waren derartig abgespannt, daß keinem von uns der Gedanke kam, uns anzubirschen. Auch wäre dies mit ungeheurer Anstrengung verbunden gewesen, da das Ufer ganz von Schlingpflanzen verwachsen war. So versuchte ich einen Schuß auf die große Entfernung; leider vergebens. Im Lager angekommen, wurde der Leopard gebührend bewundert. Besonders führte, auf den Speer gestützt, mein humpelnder Oberjäger das Wort, als habe er mir den Leoparden vor die Büchse gebracht. Als ich dann erfuhr,

Abdallah bringt den Leoparden.

daß die Büffel schon 1½ Stunde im Flußbett gestanden, da war es mit meiner Geduld zu Ende; denn hätte man uns vom Lager aus Leute entgegengesandt, so wäre es eine Kleinigkeit gewesen, von einer anderen Stelle aus uns anzubirschen. Nun hatte ich von Jussuff, dem Oberjäger, genug. Ich schickte ihn fort, indem ich ihm erklärte, sein Bein heile doch nicht bei den Mühen der Jagd, und schrieb ihm noch (leider!) ein gutes Zeugnis*). Nur um den Kerl loszuwerden, zahlte ich ihm ein reichliches Schmerzensgeld, von dem er nicht genug

*) Sollte einer der Weidgenossen es in die Hände bekommen, so bitte ich, mir zu verzeihen; er sei hiermit gewarnt.

Digitized by Google

bekommen konnte; und als er das Geld einstrich — siehe da, es geschah ein Wunder: das Bein war gesund. Er humpelte nicht mehr, ja, er hatte sogar seinen Speer bei mir stehen lassen, auf den er sich so malerisch zu stützen pflegte. Ich rief es ihm nach, und unter allgemeinem Halloh des ganzen Lagers erkrankte plötzlich das Bein wieder. Wie ein Alp wich es von unseren Gemütern, als er am anderen Morgen abzog.

Die Regierung hat eine Zeitlang den Jagdschutz sehr streng gehandhabt. Leider sind diese glücklichen Zeiten vorbei, und Wilderer treiben auch hier ihr Unwesen. Es schadet zwar dem enormen Wildstand wenig, aber es ist sehr störend. Ich bin bei den verschiedenen englisch-ägyptischen Behörden vorstellig geworden, indem ich meine Schlingen- und Tretfallensammlung vorwies, die ich gefunden hatte. Und da ich mit Hilfe meiner Leute einige Rädelsführer angeben konnte, so versprach der „game-officer" Abhilfe zu schaffen. Mir wurde verschiedene Male die Jagd, besonders auf die großen Antilopen, gestört. Meist sind es Leute, die in den Wald ziehen, um Honig zu sammeln, den sie dann in Kürbisflaschen und Ledersäcke verpackt zum Markte bringen. Natürlich wollen die Leute auch mal Fleisch essen, und da fällt es bei dem Wildreichtum nicht schwer, Beute zu machen. Ich hatte längere Zeit einige von diesen Honigmännern als Führer und kann nur sagen, daß ihr Ortssinn geradezu ans Fabelhafte grenzt. Ich konnte es oft nicht begreifen.

Noch einmal besuchte ich den Platz, von dem aus ich den Leoparden geschossen, und machte zwei Dubletten auf Ariel. Als ich dann zu meinen Leuten kam, erzählten sie, ein ganz alter Mähnenlöwe sei auf 80 Schritt ganz ruhig an ihnen vorbeigetrollt, ab und zu nach der Gruppe Männer äugend. Das war nun der zweite Mähnenlöwe, den die Leute sahen, und immer, wenn ich nicht dabei war. Übrigens ließ ich mir die Fährte von den Leuten zeigen, um mich zu überzeugen, daß sie mich nicht belogen. Sie war ganz frisch und kreuzte unsere Fährte vom Morgen.

Im Lager hing das Fleisch des vielen Wildes in Streifen geschnitten an langen Stangen zum Trocknen. Die Schädel lagen abseits, und an diesen delektierten sich Geier und Marabus, uns so die Arbeit des Skelettierens abnehmend. Natürlich duftete das Lager herrlich, und es war kein Wunder, daß man nachts kaum schlafen

Digitized by Google

konnte vor Löwengebrüll und Hyänengeheul. Ab und zu stellte ich ein Eisen; aber ich verstehe das wohl nicht so recht, denn gefangen habe ich nichts. Allerdings machte ich auch den Fehler, daß ich niemals ein Stück Wild als Luder liegen ließ (ich war zu gut gegen meine Leute, die immer um das Fleisch baten), sondern beköderte die Falle oder den Wechsel.

Das in Streifen geschnittene Fleisch wird zum Trocknen aufgehängt.

Nach all den anstrengenden Tagen hatte ich zum Wohl von Mensch und Tier einen Rasttag eingeschoben, um zugleich für den bevorstehenden Weitermarsch alles zu ordnen und gehörig zu verpacken.. Meine Leute machten mir viel Spaß, von früh bis abends aßen sie, und allen wuchs ein stolzes Bäuchlein. Ab und zu hatte sich einer veressen, da mußte der Doktor helfen. Es ist unglaublich, was so ein Mensch vertilgen kann. Abdallah, meinem Spezialfreund, hatte ich als Zeichen besonderer Huld das Fleisch des Leoparden geschenkt. Am Abend saß er friedlich an einem mächtigen Feuer und röstete die beiden Hälften. Am nächsten Mittag ging er etwas gedrückt

Digitized by Google

umher, — von dem Leoparden war nichts mehr übrig, er hatte ihn in noch nicht 24 Stunden verzehrt. Abends kam er zum Doktor!

Kurz ehe wir das Lager abbrachen, um nach Erefidiek, einem Nilpferdsumpf, zu ziehen, passierte ein Herr mein Lager und erzählte, daß er von dort käme und daselbst ein Nilpferd geschossen habe. Übrigens sei, wie er mir lachend versicherte, diese Jagd höchst amüsant, „man kann schießen so viel man will, immer wieder taucht so ein dicker Kopf auf". Leicht möglich, denn aus dem verhältnismäßig kleinen Wasser gehen sie bei Tage nicht heraus, oder sollte der Herr meinen, daß die zarten Tiere durch Kiemen atmen? „Der Schuß ist sehr schwer, wie auf eine Fliege!" sagte er. Das sollte wahrscheinlich die Entschuldigung sein für die vielen Schüsse, die er abgegeben hatte. So mied ich diesen Ort, wo sicher alles vergrämt war, und hatte nicht zu bereuen, nach Sorath gezogen zu sein. Schon auf dem Wege fiel uns auf, wie vertraut das Wild, leider nur Riedböcke und Oribi, waren. Unser Lager lag sehr hübsch auf dem hohen Flußufer, und voller Freude zählte ich zwölf Krokodile, die sich auf dem Sande sonnten. Hatten die ein Glück, daß ich, um nicht wertvolles Wild zu vergrämen, sie schonte. Das Zelt war schnell unter dem spärlichen Schatten eines Dornbusches aufgestellt, worauf ich von dem heißen Marsch ausruhte. Meine unermüdlichen Jäger waren aber gleich ausgezogen, um abzuspüren, und da kam schon einer in mächtigen Sätzen zurück. Schnell nahm ich Rock, Hut, Büchse und Glas und lief ihm entgegen, denn es mußte etwas Besonderes sein. Das Wörtchen „Abuoruf" (Pferdeantilope) ließ mich laufen. Ich bin nur froh, daß ich nicht herzkrank bin, sonst hätte mich bei diesem Dauerlauf der Schlag gerührt. Aber es war auch nötig; denn die mächtigen Antilopen wechselten gerade über den Pfad, um flott im dichten Stangenholz weiterzuziehen. Die beiden ersten Kugeln faßten Holz und gingen heulend durch die Luft; das Rudel verhoffte, so daß ich Zeit zum Wiederladen hatte. Ich lief etwas seitlich neben den langsam weiterziehenden Tieren her und konnte dem letzten Stück zwei Kugeln geben, die es niederwarfen. Jetzt gingen die anderen ab, nur ein starker Bock äugte nach mir, bis auch ihn die Kugel erreichte. Stark schweißend zog er weiter, doch auf der Nachsuche wurde er gefunden. Leider war das erste ein wenn auch sehr starkes, so doch weibliches Stück. Vollständig ausgepumpt kehrte ich ins Lager zurück. Der-

Digitized by Google

artige Dauerläufe bei solcher Hitze soll man eigentlich unterlassen; aber wer denkt an die Gesundheit, wenn solche Trophäen winken.

Nun hatte es einmal geknallt und so mußte, als ich ans Flußufer kam, ein Krokodil von 3 m dran glauben; ich bringe diese Tiere zu gern um, und meine Leute schwärmten geradezu für das Fleisch, — mir schmeckt es nicht! Schon der nächste Tag lieferte mir wieder einen ganz kapitalen Roanantilopenbock beim Ansitz am Wasser. Schade, daß ich meinen Apparat nicht bei mir hatte, ich hätte ihn sehr gut lebend photographieren können. Sehr amüsant war ein großes Rudel Ariel von etwa 80 Stück anzusehen, das auf meine Schüsse in toller Angst die fast senkrechte Uferwand emporzukommen versuchte. Mit mächtigem Anlauf stürmten sie heran, kamen ein Stück hoch, um dann in den weichen Sand herabzufallen, bis ein Stück auf den Einfall kam, etwas weiterhin den bequemen Anstieg vorzunehmen.

Allenthalben führten Antilopen-, Elefanten- und Büffelspuren zum Wasser, so daß dieser Lagerplatz zu den besten Hoffnungen berechtigte. Aus den Spuren der Elefanten und besonders ihrer Losung schlossen wir, daß sie vor etwa 3—4 Tagen zum letztenmal am Wasser gewesen waren; mithin mußten sie heute oder morgen nacht wieder kommen*). Ich saß friedlich nach des Tages Mühen bei Sternenschein vorm Zelt und füllte gerade, um die gute Strecke der letzten Tage zu begießen, meinen Becher mit Sekt, da trompetete wenige hunderte Schritte vom Lager entfernt ein Elefant. Deutlich hörten wir die Dickhäuter im Dickicht brechen, sie zogen zu Wasser und waren sichtlich über die Nähe des Lagers indigniert. Da ich ihren Vorbeimarsch erwartete, hatte ich verboten, Feuer im Lager anzuzünden, um sie nicht zu vergrämen. Aber nun bemächtigte sich meiner Leute blasser Schrecken; im Nu wurden mir meine vier Büchsen gereicht. Ich setzte mich in den Schatten und richtete meine Lampe, die sehr weit leuchtet, der Stelle zu, von der ein Angriff zu erwarten stand. In vielen Büchern hatte ich von derartigen Überfällen durch Elefanten gelesen, und auch meine Leute erwarteten ihn, da immer und immer wieder die Sturmtrompete erscholl. Das Knacken im

*) Die Elefanten gehen durchschnittlich jeden vierten Tag, die großen Antilopen jeden zweiten oder dritten zum Wasser.

Digitized by Google

Dickicht dauerte fort, aber ein Angriff erfolgte nicht. Dann gab ich Auftrag, um nicht etwa im Schlaf überrascht zu werden, Feuer anzuzünden, und im Nu flammte es empor, und merkwürdig, in dieser Nacht ging kein Feuer aus; die Nähe der Elefanten schien doch schlafstörend auf meine Leute zu wirken.

Die Aufnahme der Fährte am nächsten Morgen war ohne Erfolg, ebenso wie wiederholte, den ganzen Tag fortgeführte Ver-

Steppenbrand. (Unzählige Geier und Marabus verzehren die halbverbrannten Heuschrecken).

folgung frischer Büffelspuren. Einmal bekam ich eine Büffelherde resp. den von dieser aufgewirbelten Staub zu Gesicht; das war alles. Ich schickte sofort einige berittene Bagara, die sich mir angeschlossen hatten, im Bogen vor, damit sie vor die Büffel kamen und das Röhricht anbrannten, in der Hoffnung, daß sie mir auf diese Weise dies mächtige Wild zutrieben; leider ohne den gewünschten Erfolg. So hatten wir wenigstens den Anblick eines solchen enormen Brandes. Es ist nicht zu sagen, mit welcher Geschwindigkeit die vom Wind getriebenen Flammen laufen. Wehe, wer in ihre Laufrichtung kommt. Dabei knattert das brennende Schilf, als wenn unzählige Maschinengewehre arbeiteten. Sobald die ersten Rauchsäulen aufsteigen, sammeln

Digitized by Google

sich die Geier und Marabus, um die aus den Flammen schnellenden, zum Teil wohl angerösteten Heuschrecken zu erlangen, und es ist merkwürdig, wie nahe die Marabus die Flammen herankommen lassen, ehe sie mit großen Schritten und Sprüngen weiterwandern.

Eine Sorge jedes Auslandjägers ist immer die Nahrungsversorgung der Leute. In unserem Lager fing bereits Schmalhans an Küchenmeister zu werden, als die Meldung kam, etwa eine Stunde vom Lager seien Flußpferde gesehen worden. Bei Anbruch des nächsten Tages wanderten wir dorthin, und bald tauchten pustend die ersten Köpfe auf. Ich visierte so genau wie möglich auf das kleine Ziel, das die nur eben aus dem Wasser hervorsehende Schädeldecke bot, aber erst die dritte Kugel traf. Mit furchtbarem Schnaufen und Fauchen fuhr das mächtige Tier aus dem Wasser heraus, wälzte sich und schlug Purzelbäume in seinem Todeskampf, mit einer Gewandtheit, wie man sie dem scheinbar so plumpen Gesellen gar nicht zugetraut hätte. Es war schwer, den geeigneten Augenblick für einen Fangschuß zu finden, um das Tier von seinen Leiden zu befreien. Endlich gelang es; eine Kugel ins Genick brachte es zur Ruhe, und lautlos versank es in die Tiefe. Hier bleibt es liegen, bis die Verwesungsgase den Körper so weit aufgeblasen haben, daß er, von ihnen getragen, wieder an die Oberfläche kommt; dies dauert je nach der Tiefe des Wassers und Temperatur fünf Stunden bis mehrere Tage.

Bei unserer Rückkehr am nächsten Morgen fanden wir unser Nilpferd auf der Wasserfläche treiben. Eine Anzahl Krokodile hatte bereits die Schärfe der Zähne an der festen Haut probiert und entfernten sich bei unserer Annäherung. Um sie ganz zu vertreiben, schoß ich mehrere Kugeln auf das Wasser, dann sprangen drei meiner Leute mit einer langen Leine in das Wasser, um das Nilpferd anzuseilen, das dann unter Hallo ans Land gezogen wurde. Es war ein starker, alter Bulle, dessen Transport an Land recht viel Mühe machte. Aber der bevorstehende Genuß des „köstlichen" Fleisches ließ auch den Faulsten mit angreifen. Das Zerwirken nahm mir jegliche Lust, Nilpferdfleisch zu probieren; es roch widerwärtig, und sobald ich angeordnet, was ich präpariert haben wollte, unternahm ich, schon um von dem Duft des Kadavers wegzukommen, einen Birschgang auf Ariel, die ich weiter unterhalb zu Wasser ziehen sah. Bisher hatte ich noch nie eine so enorme Zahl zusammen gesehen,

Digitized by Google

und so bot sich mir die beste Gelegenheit, einen kapitalen Bock auszusuchen.

Alle Gegenden um unser Lager herum waren nun genügend bejagt, und es war nichts Neues mehr zu erwarten, mithin ein Verlegen des Lagers ratsam. Schwerbeladen mit Trophäen und Fleisch zogen wir südwärts. Der Weg ist für unsere Reitesel recht beschwerlich. Durch die alles ausdörrende Glutsonne ist der Boden von unzähligen, oft ziemlich breiten Sprüngen durchfurcht, die in mit Schilf bestandenem Boden, wo sie dem Auge verborgen bleiben, besonders gefährlich sind. Landschaftlich ändert sich das Bild wenig, nur der Hochwald wird lichter. Ab und zu kommen größere, mit hohem Röhricht bewachsene Flächen. Im Wald wirkt das lichte Grün der jetzt immer häufiger auftretenden Fächerpalmen belebend. Dieselbe Wirkung üben auch die zahlreichen frischen Elefantenfährten.

Bei Ankunft auf unserem neuen Lagerplatz Ras el fiel (Elefantenkopf) präsentierte sich mir ein ganz kapitaler Warzenkeiler. Leider schonte ich ihn mit Rücksicht auf die Tiang und Hartebeest, auf die wir es hier besonders abgesehen hatten. Es ist dies eine absolut unnötige Vorsicht, da einzelne Schüsse so gut wie gar nicht stören. Ich habe später nie wieder einen so kapitalen Keiler zu Gesicht bekommen.

Den Nachmittag benutzten wir zu einem Orientierungsbirschgang nach einer enormen Schilffläche, an deren Rand sich Grasplätze befinden. Allenthalben standen Riedböcke, Oribi und Ariel, teils sehr vertraut. Leider mußten wir mit sehr schlechtem Wind birschen, und so wurde ein Rudel großer Antilopen, die ich für Pferdeantilopen ansah, vorzeitig flüchtig. Auf die Gewohnheit der großen Antilopen bauend, daß sie nur eine kurze Strecke im Walde flüchtig gehen und dann im Schritt weiterziehen, versuchte ich ihnen den Wechsel abzuschneiden, kam auch, wenn auch auf sehr große Entfernung, heran, und mit Halsschuß verendete der führende Bulle im Feuer; zwei weitere Kugeln gingen fehl.

Hätte mir in der nächsten Nacht beim Erwachen jemand gesagt, wir sind zur Fütterung der Raubtiere im zoologischen Garten, ich glaube, ich hätte mich kaum gewundert. Ein derartiges Konzert von Raubtierstimmen in Freiheit hätte ich nicht für möglich gehalten. Mehrere Löwen schienen sich gegenseitig anzusingen, Leoparden

Digitized by Google

Ein kapitaler Nilpferdbulle.

Digitized by Google

Digitized by Google

grunzten (anders kann ich den Ton nicht bezeichnen), und dazu umheulten die Hyänen mein Lager, als wollten sie uns Angst machen; dann wieder von Zeit zu Zeit das ferne Trompeten eines Elefanten und ängstliche Blöken eines Büffelkalbes. Ganz aufgeregt schnauften unsere Esel, und hin und wieder gab ein Kamel Hals; sie schienen sich ungemütlich zu fühlen, hatten auch allen Grund dazu; denn alles schlief im Lager außer mir, und an Stelle der lustig lohenden Schutzfeuer glimmte nur noch die Asche.

Meine Erwartungen, die ich auf Kaisers Geburtstag gesetzt hatte, trogen mich leider. Am Tage vorher hatte sich eine Büffelherde von 60—80 Stück dicht beim Lager getränkt, und ich war währenddessen in anderer Richtung gebirscht. Wir nahmen früh die Fährten auf, begegneten bald drei Hyänen, die unter herzerfreuendem Geheul ein Schlammbad nahmen; aber aus Rücksicht auf eventuell zu erwartende Büffel schoß ich auf Bitten meiner Leute nicht. Den halben Tag hingen wir den Büffeln nach, aber sie waren zu weit gezogen. Plötzlich springt ein gelbes Tier dicht vor unseren Füßen durch das hohe Schilf: ein Löwe, der uns auf wenige Schritte hatte herankommen lassen. Alles Nachbirschen war umsonst, der Löwe war weg.

Meine nicht gerade rosig angehauchte Stimmung wurde am Nachmittag durch das Einrücken einer größeren Zahl berittener Bagaras in mein Lager, die für den Staat junge Elefanten einfangen sollten, nicht gerade gebessert, bis die Leute sich bereit erklärt hatten, sich meinen Anordnungen zu fügen.

In langer Rede, die mein Dragoman übersetzte, erklärte ich ihnen, daß ich auf keinen Fall irgendwelche jagdlichen Störungen dulden würde. Zugleich schlug ich ihnen vor, daß sie für mich die Elefanten ausmachen sollten; ich wollte die großen schießen und sie könnten die jungen fangen. Das war ganz ihr Fall, und als ich kurz darauf beim Ansitz eine Dublette auf Hartebeeste machte und somit für reichlich Fleisch sorgte, war der Freundschaftsbund geschlossen. Als ich ihnen nun gar erklärte, daß ich jeden Schuß mit den Worten: „Allah hu akbar“ *) abgegeben hatte, da konnten

*) Ob die Worte richtig geschrieben sind, weiß ich nicht, da ich sie immer nur gehört habe. Es sind dies die Worte, mit denen der gläubige Muhammedaner dem Tier die Kehle durchschneidet, die er beim Gewehrladen und beim Schuß eigentlich murmeln soll; meist wird er es wohl vergessen.

Digitized by Google

sie sich gar nicht in Ehrfurchtsbezeugungen erschöpfen. Diese kleine Aufmerksamkeit ihren religiösen Gebräuchen gegenüber hatte mir sofort die Herzen der Leute gewonnen, und ich hatte es nicht zu bereuen.

Allabendlich halte ich Sprechstunde ab. Meist kommen Leute mit mehr oder weniger schweren Verletzungen und Zahnschmerzen, wogegen ich mit Kokain Wunder wirke. Leider tritt auch immer häufiger Fieber auf. Ich selbst schütze mich dagegen durch Chininprophylaxe, bisher mit ausgezeichnetem Erfolg. Mein Organismus ist aber leider

Dublette auf Hartebeeste.

gegen verunreinigtes Wasser sehr empfindlich, so daß ich mir durch einen einzigen Trunk eine schwere Dysenterie zuzog, zu deren Heilung ich drei Wochen lang nur von Reissuppe lebte, was bei den anstrengenden Touren kein besonderer Genuß war. Auffällig ist, daß die Leute sich oft aus Eitelkeit krank melden. Gibt man einem Medizin, so kommen die anderen auch. Dagegen wirkt ausgezeichnet, wenn man die Leute Chinin kauen läßt; das schmeckt scheußlich.

Meine Jäger waren wie versessen darauf, daß ich einen Büffel schießen sollte, während mir gar nicht so viel daran lag, zumal wir ja häufig ihren Spuren vergeblich gefolgt waren.

Noch einmal gab ich ihren Bitten nach, und wir waren noch nicht zehn Minuten vom Lager weg, als mir mein Jäger triumphierend

Digitized by Google

warme Büffellosung entgegen hielt. Wir folgten, und schon nach wenigen Minuten erblickte ich eine mächtige Büffelherde auf etwa 1000 Schritt an der Tränke. Unter guter Deckung kamen wir auf etwa 200 Schritt heran, als mich ein Bulle erblickte. Er stand spitz, und auf den Schuß aus meiner Büchse Nr. 577 fiel er auf den Rücken, die Läufe in die Luft, wie ich es nie zuvor gesehen. Plötzlich kam wieder Leben in ihn; er sprang auf, und dahin brauste mit ihm die ganze Herde, in einer Sekunde in einer mächtigen Staubwolke verschwindend. Wahrscheinlich war die Kugel auf die dicke Hornwulst zwischen den Hörnern geschlagen und hatte ihn so für einen Augenblick betäubt. Wir sofort hinterher. Die Fährten gingen durch ein etwa 600 Schritt breites trockenes Flußbett nach einem Schilfdickicht. In der Mitte des Flußbettes angelangt, sehe ich die Herde weiter oberhalb zurückwechseln. Sie suchen das Ufer zu erklimmen, aber die Wände sind senkrecht; so müssen sie entlang ziehen, zum Glück mir entgegen. Ab und zu versuchten sie den Uferrand mit einem mächtigen Sprung zu nehmen, aber immer vergebens. Jetzt sind sie etwa 200 Schritt von mir entfernt; hier ist ein Anstieg, und mit mächtigem Satz ist der führende Bulle fast oben. Doch er stürzt zurück, im letzten Augenblick verlassen ihn die Kräfte; ein 9,3 mm-Geschoß ist ihm durch den Leib gefahren. Doch schon ist er wieder hoch; zornig hebt sich das mächtige Haupt, er hält Ausschau nach dem Feind; ein Urbild der Kraft. Jetzt hat er uns erblickt, und von ihm geführt, geht die ganze Herde zum Angriff über. Meine Leute verfärbten sich und baten, ich möchte sofort schießen. Einer erhob sogar zielend meine Elefantenbüchse, bis ich sie ihm wegriß. Ich sagte mir, jetzt kommt es vor allem darauf an, daß der krankgeschossene Bulle im Feuer fällt. So ließ ich ihn auf etwa 70 Schritt heran, und im Knall brach er zusammen. Der zweite Lauf der Doppelbüchse warf den zweiten starken Büffel um. Einen Augenblick verhoffte die Herde, aber es findet sich ein neuer Führer, und von neuem greifen sie an. Doch die Büchse ist wieder geladen, und als nun das dritte Tier zusammenbricht, ist der Mut gebrochen; sie stürmen davon. Nur einer will die Sache noch nicht verloren geben; im Schritt, das Haupt hochgeworfen, den Schwanz hin und her schlagend, kommt er auf mich zu. Armes Tier, denke ich, — ein Knall, und verendend liegt er im Sande.

Ich war Herr des Schlachtfeldes, denn als ein solches kam es

Digitized by Google

mir vor. Im ehrlichen Kampf um das Leben hatte ich sie gestreckt, und doch, wie war der Gedanke quälend, so viel „Fleisch" erlegt zu haben. Zwar ging nicht ein Gramm verloren, bei den vielen Leuten im Lager; aber ich hätte die Trophäen lieber an verschiedenen Tagen erbeutet.

Vom Lager aus hatten meine Leute den ganzen Vorgang beobachtet, und mein Dragoman sagte, er habe sicher geglaubt, ich sei verloren, da ich völlig ungedeckt stand. Alle waren sie gekommen, mich zu beglückwünschen und die Beute zu bergen. Die Bagara stellten sich in Reih und Glied, und ihre mächtigen Speere schwingend, versicherten sie, jetzt, da sie gesehen hätten, wie ruhig ich auch in Gefahr bliebe, würden sie mich an jeden Elefanten heranführen. Bei der nun folgenden Verteilung von Fleisch und Häuten gab es viel Verdruß. Trotz der Massen stritten sich die Leute wie die Hyänen um die Beute, bis ich ein energisches Urteil fällte, gegen das es keinen Widerspruch gab. Ich habe gefunden, wenn man energisch und gerecht ist, so gehorchen die Leute aufs Wort.

Als ich am Nachmittag, von den Mühen des Tages ausruhend, vor meinem Zelte saß, kam ein starker Bulle auf etwa 150 Schritt ans Lager und sah erstaunt zu mir hin; oder hatte er gar die Absicht, aber nicht den Schneid, mich zur Rechenschaft zu ziehen? Jedenfalls hatte er einen Riesenduſel, daß ich meinen Abschuß von vier Stück am Morgen erfüllt hatte.

Kalter Nordwind wehte die nächsten Tage, der dem Wild das Bedürfnis nahm, zur Tränke zu ziehen. Was übrigens das Schöpfen der Tiere betrifft, so gebührt dem Elefant eine vornehme Rangklasse. Während Raubtiere, Büffel und Antilopen jede Pfütze annehmen, ist der Elefant feiner. Mit seinem Rüssel bohrt er im trocknen Flußbett tiefe Löcher, in denen sich schnell kühles Wasser sammelt; ist der Durst gestillt, so wird dieser Brunnen wieder geschlossen. Wir fanden sehr häufig derartige Plätze.

Vor jedem Aufbruch zur Jagd wurde das Sandorakel nach der einzuschlagenden Richtung, nach dem mutmaßlichen Erfolg befragt. Beim Ausreiten aus dem Lager sprengte der Bagarahäuptling durch das noch glimmende Lagerfeuer, um auch hier aus der wegfliegenden Asche auf den Erfolg zu schließen.

Leider kann man durch das Orakel das Schicksal nicht bannen.

Digitized by Google

Vier Büffel in einer Minute.

Digitized by Google

Digitized by Google

Es folgten jagdlich mehr als magere Tage, die für den Jäger ermüdend, deren Beschreibung für den Leser langweilig ist. Streichen wir daher die folgende Woche, packen wir das Lager zusammen und

Meine Leute beim Honigsuchen.

zieh'n südwärts nach Enishams (wie es geschrieben wird, weiß ich nicht), nach dem „Auge der Sonne". Dies ist ein wahres Wilddorado. Zwischen den Wäldern zieht sich eine mächtige, mit Schilf und frischem Grün bewachsene Fläche hin, und hier wimmelt es geradezu von Wild. Ich glaube, ich greife nicht zu hoch, wenn ich die Herden von Ariel auf 1000 Stück und mehr angebe. Dabei sind sie so ver-

Digitized by Google

traut, daß sie oft nur auf 50—100 Schritt am Lager vorbeiziehen und erstaunt die fremden Wesen beäugen. Die reizenden kleinen Oribi kamen noch näher, als ob sie ahnten, daß sie mir hier, dem besten Platz für Tiangantilopen, jagdlich zu unbedeutend seien. Auch Strauße bekamen wir zu sehen; zu schade, daß sie absolut geschont werden, den einen alten Hahn hätte ich gern umgelegt. Wie viele Damen würden sich über die Federn gefreut haben!

Dublette auf Tiangantilopen.

Hier war die Jagd der enormen Hitze wegen (der Name „Auge der Sonne" paßt großartig für die Gegend) außerordentlich anstrengend; außerdem zeigten sich die Tiang recht vorsichtig. Meist mußte ich sehr weit schießen und schweißte zwei Stück an, während ich vier gute Böcke zur Strecke brachte. Am liebsten wäre ich nun noch weiter südlich gezogen, aber da wurde mir gemeldet, daß ich dort mit einem anderen Jäger kollidieren würde, und außerdem kam einer meiner nordwärts zurückgelassenen Leute mit der Nachricht, daß sich viele Elefanten frisch spürten. Das war für meinen Entschluß ausschlaggebend. Meine Karawane schickte ich voraus, um selbst erst noch

Digitized by Google

einen Birschgang zu unternehmen; doch kam uns außer Ariel, Riedböcken und Oribi nichts zu Gesicht. Die Sonne meinte es ganz besonders gut, und endlos schien sich der Weg zum nächsten Lagerplatz hinzuziehen. Meine Gewehrträger waren etwa 20 Schritt vor mir. Da, ich sehe gerade nach der Uhr, scheute plötzlich mein Esel, ich schaue zur Seite, und acht Schritt (abgeschritten!) von mir entfernt stehen drei Löwen und fauchen uns an — ein großartiger Anblick. Ich springe ab und rufe nach meiner Büchse. Aber der Anblick und liebenswürdige Willkommengruß der Löwen ist meinen Leuten in die Knochen gefahren; sie stehen wie versteinert da und stöhnen nur: Assath! (Löwe). Ich laufe hin zu ihnen, entreiße dem nächsten die Büchse, aber es ist zu spät. Die Löwen machen kehrt, und nur das schwankende Schilf zeigt mir, welchen Weg sie genommen. Ich war außer mir. Im selben Augenblick tritt ein kapitaler Mähnenlöwe auf etwa 150 Schritt aus dem Röhricht; aber ehe ich die Büchse hoch habe, ist auch er verschwunden. Meine Stimmung hatte durch dies Mißgeschick einen argen Dämpfer bekommen; vier Löwen so nahe und nicht schießen zu können, das ist eigentlich doch etwas stark; aber ich bin Optimist und tröste mich damit, daß ich nun wenigstens den König der Tiere in Freiheit *gesehen* hatte.

Mancher der verehrten Leser wird überlegen lächelnd sagen: Ja, wie kann man aber auch seine Büchse aus der Hand geben. Das ist leicht gesagt; aber immer die Büchse beim Reiten bei einer derartigen Hitze tragen, ermüdet zu sehr. Außerdem hatte meine ganze Karawane, wie ich wußte, erst zehn Minuten vor mir die Stelle passiert. Mache ich aber wieder eine solche Reise, so nehme ich mir von Deutschland einen an dem Sattel zu befestigenden Gewehrschuh mit. In Chartum war leider keiner zu haben.

Kurz ehe wir den Lagerplatz erreichten, schoß ich noch einen guten Warzenkeiler. Die erste Kugel saß weich, das schien dem mürrischen Herrn große Schmerzen zu bereiten. Wie der Blitz drehte er sich um und ging zum Angriff über, was ihm recht schlecht bekam. Die Kerle können recht flott laufen und sind mit ihren furchtbaren Gewehren keine zu verachtenden Gegner. Aber auch sie fallen, wenn die Kugel gut sitzt. Kurz vor dem Lager erblickte einer meiner Leute unter einem Busch eine Riesenschlange von 3 m. Einige Schläge brachten auch sie um. Leider schnitten die Leute ihr in meiner Ab-

Digitized by Google

weſenheit Kopf und Schwanz ab; aber die ſehr ſchöne Haut blieb mir wenigſtens erhalten.

Mich hatte es ſchon immer gewundert, daß meine Leute ſo oft Perlhühner aßen. Da ging ich der Sache einmal auf den Grund und fand, daß ſie dieſelben in Schlingen fingen. Zu dieſem Zwecke wurden zwei Schnüre dicht aneinander in den Gebüſchen etwa fußhoch über den Boden geſpannt. An der einen Schnur war die Schlinge feſtgebunden, während die zweite dazu diente, die zwiſchen beide Schnüre eingeſpannten Schlingen offen zu halten. Dann wurde vom Fluß aus ganz langſam das Schilf durchgedrückt, und bald zappelten einige Hühner in den dichtgereihten Schlingen. Hier will ich gleich noch der Fallen gedenken, die ich ſehr häufig auf den Antilopenwechſeln fand. Eine aus gedrehten Sehnen gefertigte Schlinge war an einen etwa armſtarken, mannslangen Prügel befeſtigt. Die Schlinge wieder lag auf einem Ring, durch den, radiär verlaufend, ſpitze Holzſtücke geſteckt waren. Der Prügel lag längsſeits eines gutbelaufenen Antilopenwechſels, die von dem Teller getragene Schlinge auf einer kleinen Grube, natürlich von Erde bedeckt. Trat eine Antilope in die Schlinge, ſo durchtrat ſie den Teller, der nun durch ſeine Spitzen das Zurückziehen des Laufes und ſomit ein Abſtreifen der Schlinge verhinderte, bis letztere ſich zugezogen hatte. Durch den Prügel an der Flucht behindert, erlag ſie bald den Speeren der Wilderer.

Unſer Lager befand ſich nun in der von zahlreichen friſchen Elefantenfährten durchkreuzten Gegend. Herrlich ſtrahlte der Vollmond, die Gegend faſt taghell beleuchtend. Ich lag träumend in Gedanken an das nahe Ende der herrlichen Reiſe, blies den Zigarettenrauch in die milde Abendluft; da kamen ſpeerſchwingend vier Bagara herangeeilt. Das Wörtchen „fiel“ (Elefant) riß mich aus meinen Träumereien. Schnell nahm ich die Büchſe, und hinaus ging es in die herrliche Mondnacht. Unſer Plan war, die Elefanten am Waſſer abzuſchneiden. Leider hatten die Herren keinen Durſt; ſie blieben im Dickicht, und wir hörten ſie nur den Wald demolieren. Aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Mit Tagesanbruch waren wir auf ihren Fährten. Die Loſung berechtigte zu den beſten Hoffnungen, alſo vorwärts! Geführt von einem ganz alten Bagara, der in ſeinen Beinen Sprungfedern zu haben ſchien, folgten wir den Spuren. Durch dickſten Stachelbuſch, der die Haut und die Kleider zerfetzte, durch trockene Flußbetten

Digitized by Google

Der Elefant wird zerwirkt.

Digitized by Google

Digitized by Google

mit fußtiefem, lockerem Sand, durch zweimannshohes Schilfdickicht und über glühend heiße, von spärlichen Bäumen bewachsene Steppe, deren Boden von unzähligen Sprüngen durchzogen war. Die Sonne stieg hoch und höher, kein Lüftchen regte sich. Die Hitze war unerträglich, aber es gab kein Halten. Die Elefanten vor uns wanderten. Jetzt am Nachmittag, wo die Sonnenstrahlen am heißesten brannten, mußten sie sich eingestellt haben, um ihr Mittagsschläfchen zu halten.

Schon neigte sich die Sonne nach Westen, da endlich brachte ein vorausgegangener Bagara die Kunde, daß er die Herde schlafend angetroffen. Wir stiegen herunter von den todmüden Eseln und birschten uns an. Die Kühe mit den Jungen standen abseits im Schatten eines Baumes, der bejahrte Bulle uns zunächst. Er rührte sich nicht und schien zu schlafen. Nur die mächtigen Ohren gingen, ihm Kühlung zufächelnd, langsam hin und her. Auf etwa dreißig Schritt schlich ich heran. Im Knall der Elefantenbüchse fuhr er zusammen. Da traf ihn schon das zweite, schwere Geschoß in die Herzgegend, und verendend brach er dumpf zusammen. Nun kam Leben in die schlafende Familie, und wie der Wind eilten sie von dannen, unbekümmert um das Oberhaupt. Die Stoßzähne des erlegten Bullen sind ganz gut, 1,25 m lang, allerdings den Körperdimensionen des alten Tieres nicht entsprechend.

Meine sämtlichen Leute hatten am nächsten Tage mit dem Zerwirken des Tieres zu tun. Wie die „Wilden" (im wahrsten Sinne des Wortes) fielen sie darüber her. Mit ihren scharfen Speerspitzen trennten sie in kürzester Zeit die mächtigen Füße ab, und bald hatte jeder von ihnen ein Stück Knorpel im Munde. Er soll delikat schmecken, ähnlich wie Banane. Ich konnte mich aber nicht zu einem Kostversuch entschließen. Allenthalben flammten Feuer auf; man röstete das Fleisch und ließ Fett aus, das dann wie Pilsner Bier getrunken wurde. Da wendete ich mich mit Grauen. Das war zu viel für meine schwachen Nerven, ein solches Getränk — und wie die Kerle soffen. Arme Magen, dachte ich, wie wird es euch ergehen. Am nächsten Tage zeigte sich die Wirkung; wie dicke Frösche sahen die Kerle aus, und klagend behaupteten alle Fieber zu haben. Ein ordentlicher Schluck Rizinus war die beste Medizin, schmeckte gut und wirkte. Binnen 24 Stunden war alles wieder wohl.

Digitized by Google

Durch die lange Verfolgung der Elefanten war das Wild in dieser Gegend vergrämt; deshalb zogen wir weiter nördlich nach Camterani. Unterwegs marschierten wir in einem trockenen Flußbett entlang, als ich plötzlich eine ganz frische Leopardenfährte und Schweiß fand. Dieser entgegengehend, konnten wir aus den Eingriffen und Spuren genau den Ort feststellen, wo der Leopard einen Ariel gerissen hatte. Mit schußfertiger Büchse, von meinen beiden besten Leuten begleitet, nahm ich die Verfolgung des Leoparden auf. Doch hatte er unser Herannahen gemerkt; er hatte sich gedrückt, und nur die beiden frisch abgebissenen Gehörnstangen waren von seiner Mahlzeit übriggeblieben. Etwa dreiviertel Stunde von unserem Lager hielten sich, wie wir aus den frischen Spuren konstatieren konnten, eine ganze Anzahl Flußpferde auf, und zwar einige ganz kapitale alte Tiere.

Am nächsten Morgen wanderten wir zu dem Wasser, und bald sah ich sechs oder acht Köpfe auftauchen. Den stärksten wählte ich aus, und als wieder der kleine Teil des Oberhauptes sichtbar wurde, durchfuhr ihn ein Geschoß. Prustend, fauchend, sich überschlagend, arbeitete das Tier im Wasser herum, bis ich ihm, als es mir einmal seine Bauchseite zeigte, ein Geschoß zwischen die Vorderläufe setzte. Sofort war es still und sank in die Tiefe.

Während meine Leute am nächsten Tag das mächtige Tier zerwirkten, setzte ich mich auf Ariel an und streckte auch zwei kapitale Böcke als Dublette. Mit dieser nahm Diana von mir Abschied, und wenn ein trauriger Abschluß mir die Freude an dem Erlebten und Genossenen nehmen könnte, so hätte dies jetzt geschehen müssen.

Auf dem Marsche passierten wir eine Unzahl Elefantenfährten. Plötzlich ertönte rechts von uns Elefantentrompeten. Wir zogen natürlich sofort dem Klang nach. Aber nichts ließ sich blicken, außer einem Rudel, leider nur weiblicher, Wasserböcke. Da plötzlich liegt vor uns frische Elefantenlosung. Der Busch wird immer dichter, die Dornen und Stacheln reichlicher, die Sonne wärmer. Jetzt knacken einige Äste, — dort das Graue, das ist ein Elefantenrücken. Soll ich schießen? Die Kugel muß durch die Büsche gehen, wie leicht kann sie sich verschlagen. Ich schieße, mit dem einzigen Resultat, daß die Herde flüchtig wird. Eigentlich hätte ich es mir denken können, nun war es zu spät. (Hu, wie wird sich da manches „weidgerechte" Herz krümmen ob solcher Schießerei!) Der Mißerfolg schreckte mich nicht

Digitized by Google

ab. Meine Leute waren durch den Anblick der Herde merkwürdig aufgeregt; ich merkte, sie hatten Angst und gingen nur im Vertrauen auf meine Ruhe mit, während ich im Augenblick der Gefahr nicht hätte auf sie rechnen können. Vor allem fürchtete ich, es möchte einem der Büchsenträger, natürlich „unbeabsichtigt", der Schuß losgehen. Ich entlud ihre Büchsen, schickte sie zurück und nahm, nur von dem alten Bagara begleitet, die Verfolgung auf. Der Kerl lief

Hassan serviert.

wie ein Wiesel; ich mußte schweißtriefend mit. Da, jetzt steht er, schleicht zurück, und das Wörtchen „fiel" hat mir auch schon meine Spannkraft wiedergegeben. Wir birschen vor, da schimmert der mächtige Leib durch die Büsche; ich spanne den Hahn. Jetzt noch einen Schritt vor, mein Führer greift zurück, um mich am Arm an den rechten Platz zu ziehen, da — bum!!! geht die Elefantenbüchse los — der Unglücksmensch hat in den Abzug gegriffen. Durch den Rückstoß sind mir die Läufe ins Gesicht geschlagen, die Hände bluten, die Büchse liegt im Gras, und auf kaum 30 Schritt wechselt die ganze Elefantenherde über einen freien Platz; doch ehe ich die Büchse wieder aufhatte, waren sie verschwunden. Noch ließen wir den Mut nicht sinken, vielleicht gelang es doch noch heranzukommen.

Digitized by Google

Weiter ging es ihnen nach durch das Dickicht. Ich war zum Umfallen erschöpft. Da gaben wir es schließlich auf und ruhten im nahen Flußbett unter den überhängenden Bäumen aus. Die Elefanten waren ja doch weg. Meine Leute gingen aus, Honig zu suchen; ich sammelte einige Legionen Holzböcke, die beschlossen hatten, sich an mir zu delektieren.

Da kommt einer der Honigsucher atemlos gelaufen; er deutet nur das Flußbett entlang, und im Gänsemarsch sehen wir unsere Elefanten auf 600 Schritt in Trab den Fluß kreuzen. Welch ein Anblick, fast alles starke Zahnträger; hinterher folgte ein mächtiger alter Herr. Ich versuche es und löse einen Schuß aus der Elefantenbüchse auf ihn, offenbar vorbei; denn alles Nachsuchen lieferte nicht das geringste Schußzeichen. Die Entfernung war zu groß; aber auf den Knall hin bleibt er stehen, wendet sich nach uns, klappt, scheinbar erregt, die mächtigen Ohren vor, so daß ich schon hoffte, er werde annehmen, leider vergebens. Er folgt den seinen, die schnell das steile Ufer ersteigen und im Walde verschwinden.

Die nächsten Tage brachten mir nur noch Oribi für die Küche; dann marschierten wir, ohne eigentlich zu jagen, nordwärts, der Heimat zu. Unterwegs fanden wir auffallend nahe an den Ortschaften Elefantenfährten. Einmal konnte ich die Spuren einer Löwin mit zwei Jungen durch ein Dorf verfolgen, das sie ohne Aufenthalt die Nacht vorher passiert hatten. Immer mehr Leuten begegneten wir; sie zogen in die Wälder, um Honig und Gummiarabikum zu sammeln. Wir kommen durch alle uns bekannten Plätze, um nach etwa einer Woche Senga zu erreichen. Hier traf ich bei dem äußerst liebenswürdigen Gouverneur einen deutschen Jäger, Graf Sch., der dieselbe Tour, und wie ich später hörte, mit noch besserem Erfolge als ich machte. Lange saßen wir noch mit einigen englischen Offizieren zusammen und plauderten über Jagderlebnisse.

Erst war mein Plan, von Senga den Blauen Nil mit dem Boot hinabzufahren, aber wir hatten Nordwind, da hätte die Tour 15 Tage gedauert. Das paßte mir ebensowenig, wie der vierzehntägige Ritt nach Chartum. Da brachte mich einer der Offiziere auf die Idee, nach dem Weißen Nil „hinüber" zu reiten und dort den Dampfer zu benutzen. In fünf Tagen war der Ritt zu machen, und so konnte ich den Dampfer erreichen. Die Sache hatte den einzigen Haken, daß

Digitized by Google

Wasser für drei Tage auch für die Esel mitgeführt werden mußte. Die Kamele sind ja anspruchslos und haben selten Durst. Der Gouverneur hatte in liebenswürdiger Weise für einen Führer gesorgt und alles vorbereitet. Ziemlich pünktlich war die Karawane marschfertig. Wir hatten noch bei einem gemütlichen Diner Abschied gefeiert; dann schwang ich mich in den Sattel, und unter Winken und Rufen trennten wir uns.

Am Weißen Nil.

Der Ritt durch die wasserlose Steppe hat so gut wie nichts Interessantes. Meist brach ich früh um zwei Uhr auf, um in der kühlen Nachtzeit eine möglichst große Strecke zurückzulegen. Zur Rechten den großen Bären, zur Linken das südliche Kreuz, ging es westwärts; nur die Sterne leuchteten uns. Es war oft ein schlechtes Reiten durch die Dornbüsche, aber alles ging gut, und am Nachmittag des vierten Tages tauchten vor mir mächtige grüne Bäume auf, weiterhin Schilfflächen, und da blitzte es hell — vor uns lag der Weiße Nil. Nach einem Tagesmarsch erreichten wir Goz Abugumaz, von wo ein vorzüglicher Dampfer mich und meine Leute nach Chartum brachte. In zwei Tagen war alles gepackt, die Kisten mit den

Digitized by Google

Trophäen versiegelt, und bei einem furchtbaren Sandsturm verließen wir die Hauptstadt des Sudans, eines Landes der Zukunft.

Man glaubt nicht, was dort in wenigen Jahren geschaffen worden ist, und nun werden noch Bahnen am Weißen und Blauen Nil entlang gebaut. Nach Abessynien hin ist schon ein breiter Weg in schnurgerader Richtung durch den Urwald geschlagen, und nun geht der Gouverneur von Senga mit dem Gedanken um, den Blauen Nil zu stauen, nicht etwa um durch Schlammablagerung wie in Unterägypten das Land zu befruchten; sein Land bedarf dessen nicht, er will es nur bewässern. Noch ist das Land unter ägyptischer Herrschaft; aber wie lange, dann wird es englisch, und das, was englische Pioniere in fremdem Dienst gesät, fällt als tausendfältige Frucht dem Mutterlande zu.

Die Rückfahrt nach Kairo war sehr interessant durch die Anwesenheit von Graf Teleki, dem Entdecker des Stephanie- und Rudolphsees, wohl des bedeutendsten lebenden Jägers, der in einer den Ungarn eigentümlichen so netten anspruchslosen Weise von seinen Reisen zu plaudern wußte, daß er eines jeden Herz gewann. In Kairo genoß ich nach all den Entbehrungen in der Wildnis den Luxus der Kulturwelt wieder in vollen Zügen.

Leider sollte die Freude bald ein Ende haben. Über Nacht packte mich ein furchtbarer Rheumatismus, der immer schlimmer wurde. Die Überfahrt nach Neapel auf einem überfüllten englischen Dampfer war fürchterlich. Im Deutschen Hospital zu Neapel hatte ich auf meinem wochenlangen Schmerzenslager den zweifelhaften Genuß des grandiosen Vesuvausbruches mit seinem Aschenregen, und jetzt nach fast vier Monaten humpele ich immer noch herum. Die schönen Träume einer Jagdtour nach Ostafrika sind in weite Ferne gerückt. Aber hoffentlich werde ich noch einmal gesund, dann geht es wieder hinaus; denn — ein selbst erbeutetes Löwenfell muß doch mein Jagdzimmer schmücken.

Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.

Digitized by Google

Verlag von Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstrafse 10.

Mit der Büchse in fünf Weltteilen.

Von

Paul Niedieck.

Mit 32 Vollbildern
und 174 Textabbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers.

Ein starker Band.

Zweite Auflage.

Elegant gebunden, Preis 12 Mark.

Auf der Geweihausstellung im Frühjahr 1905 in Berlin war der Hauptanziehungspunkt eine Sonderausstellung der gewaltigen jagdlichen Trophäen, die Paul Niedieck von langjährigen Expeditionen aus aller Herren Länder heimgebracht hatte. In einem großen Saale vereinigt, barg diese Sonderausstellung Stücke, die zum Teil nach der in London offiziell geführten Liste den Weltrekord an Stärke darstellten, darunter Tiere, die bisher in Europa noch nicht in Sammlungen vertreten waren.

Allgemein wurde im Publikum wie in der Presse, die der Niedieckschen Ausstellung lange Artikel widmete, der Wunsch laut, daß der Mann, der über eine derartige jagdliche Erfahrung zu verfügen hatte wie selten jemand, eine Schilderung seines Jägerlebens veröffentlichen möchte.

Paul Niedieck hat diesem Wunsche entsprochen und ein Werk geschaffen, das in der Tat hochinteressant zu lesen ist. Daß er den Erwartungen die man ihm entgegengebracht hat, in reichem Maße entsprochen hat, beweist wohl der Umstand, daß die sehr hohe erste Auflage des Werkes in ganz kurzer Zeit vergriffen war und sich eine zweite Auflage notwendig gemacht hat, die hier vorliegt. Frisch, lebhaft und spannend geschrieben, ist das Werk reich an interessanten Erlebnissen und an jagdlich wertvollen Berichten, auf das schönste ausgestattet und mit zahlreichen Bildern geschmückt, so daß der Preis von 12 Mark ein äußerst niedriger ist. Jeder, der Interesse hat für Expeditionen und Jagden in fremden Weltteilen, für mutiges Kämpfen und Wagen, wird dem Werke einen reichen Genuß verdanken, und es dürfte eins der beliebtesten Geschenke für den Weihnachtstisch werden.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Digitized by Google

Verlag von Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstrafse 10.

Jagden
in
amerikanischer Wildnis.

Eine Schilderung
des Wildes der Vereinigten Staaten und seiner Jagd.

Von

Theodore Roosevelt,
Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Dritte Auflage.

Mit einem Bildnis des Verfassers, 24 Tafeln und Textabbildungen.
Ein starker Band von über 400 Seiten in schönem Geschenkeinband.
Preis 11 M

Nach kaum zehn Monaten mufste die dritte starke Auflage dieses hochinteressanten Werkes erscheinen. Das ist ein aufsergewöhnlicher Erfolg, aber er ist wohlbegründet in der Persönlichkeit des Verfassers wie in der Eigenart seines Werkes.

Es hat einen ganz besonderen Reiz, die interessante und sympathische Persönlichkeit des Präsidenten rein menschlich näher kennen zu lernen, und nichts anderes kann uns einen tieferen Einblick in sein innerstes Wesen gewähren als diese von ihm selbst in spannendster Weise niedergeschriebene Schilderung seines langjährigen Jäger- und Farmerlebens. Jeder Gebildete, nicht nur der Weidmann, wird an dem schön ausgestatteten Werke seine Freude haben.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Digitized by Google

Verlag von Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstraße 10.

Jägerfreuden.

Von

Theodore Roosevelt,

Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Mit einem Bildnis des Verfassers und 47 Tafeln.

Ein starker Band von 350 Seiten in schönem Geschenkeinband.

Preis 11 M.

Während die „Jagden in amerikanischer Wildnis", die vor zwei Jahren in deutscher Ausgabe erschienen, Roosevelts Jagderlebnisse aus den achtziger und ersten neunziger Jahren schildern, hat es das vorliegende Werk hauptsächlich mit Jagdausflügen zu tun, die der Verfasser nach Antritt der Präsidentschaft unternommen hat und die bis zum Jahre 1905 hinaufreichen.

Beide Bücher ergänzen sich in gewissem Sinne und haben sonst auch vieles gemeinsam, besonders die Freude an der herrlichen, freien Natur mit allem Lebendigen, das sie umschliefst, und die hohe männliche Gesinnung, die uns auf jeder Seite entgegentritt. Wer dem Verfasser willig auf seinen „Jagden in amerikanischer Wildnis" gefolgt ist und in ihm einen wackeren Gefährten, ja, vielleicht sogar einen vertrauten Freund gefunden hat, wird auch gern bereit sein, abermals mit ihm auszuziehen, um in seiner Gesellschaft die „Jägerfreuden" zu genieſsen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Digitized by Google

Verlag von Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstrafse 10.

Das Rehwild.

Naturbeschreibung, Hege und Jagd der Rehe in freier Wildbahn.

Von

F. v. Raësfeld,

Kgl. Preuß. Forstmeister in Born auf dem Darß.

Mit 324 Textabbildungen nach Zeichnungen von **Karl Wagner.**

Ein starker Band in Grofs-Lexikonformat.

Elegant gebunden, Preis 15 M.

Das soeben erschienene prachtvolle Werk bezweckt, durch Zusammenfassung und geordnete Darstellung dessen, was im Leben des Rehwildes von Bedeutung ist, dem Wissensbedürfnis des angehenden wie des gereiften Weidmanns zu dienen, dadurch den praktischen Jagdbetrieb zu fördern und zu veredeln. So ist ein Werk entstanden, das das Entzücken jedes Weidmanns bilden wird, nicht nur durch den ausgezeichneten, meisterhaft geschriebenen Text, sondern auch äufserlich als Kunstwerk durch die über **dreihundert** Textbilder von der Hand des trefflichen Jagdmalers **Karl Wagner.**

v. Raësfelds **Rehwild** ist das Gegenstück zu seinem vorher erschienenen klassischen Werke:

Das Rotwild.

Naturbeschreibung, Hege und Jagd des Edelwildes in freier Wildbahn.

Von

F. von Raësfeld,

Königl. Preuß. Forstmeister in Born auf dem Darß.

Mit 100 Textabbildungen und 6 Tafeln.

Ein starker Band in Grofs-Lexikonformat.

Gebunden, Preis 14 M.

auf welches von neuem die Aufmerksamkeit aller weidmännischen Kreise hingelenkt sei. v. Raësfelds **Rotwild** ist von der Kritik als eine vollendete Darstellung des Edelwildes anerkannt worden, so dafs **Rotwild** und **Rehwild** zusammen eine wahrhafte Zierde jeder jagdlichen Bücherei bilden.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Digitized by Google

Verlag von Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstrafse 10.

Die Hohe Jagd.

Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage.

Mit 28 Kunstdrucktafeln und 215 Textabbildungen der ersten deutschen Jagdmaler. Groß-Lexikon-Oktav. Über 750 Seiten.

In Prachtband gebunden, Preis 20 Mark.

Die neue Auflage dieses herrlichen jagdlichen Prachtwerkes bildet für jeden echten Weidmann das schönste Geschenkwerk, das er sich denken kann. Der von den ersten Jagdschriftstellern und Kennern des geschilderten Wildes verfafste Text und Hand in Hand mit ihm die auf höchster künstlerischer Stufe stehende, wahrhaft vollendete Illustrierung des Werkes machen es zum würdigen Gegenstück der Originalausgabe von

Diezels Niederjagd.

Neunte (Original-)Auflage.

Herausgegeben von

Gustav Freiherr von Nordenflycht,

Königlich preufsischer Forstmeister zu Lödderitz.

Prachtausgabe.

Mit 16 farbigen Jagdhundbildern von H. Sperling, 24 Kunstdrucktafeln und 253 Textabbildungen. Groß-Lexikon-Oktav. Über 800 Seiten.

In Prachtband gebunden, Preis 20 Mark.

Diezels klassisches Meisterwerk des praktischen Jagdbetriebes, von berufenster Hand dem neuesten Stande jagdlichen Wissens und Könnens angepafst, ist der Lehrmeister ganzer Generationen gewesen und wird es auch für die kommende Generation bleiben. An lebenswahrer Darstellung, an Schönheit und Reichtum der Illustrierung steht es im Verein mit der neuen Auflage der **„Hohen Jagd"** unerreicht da.

„Diezels Niederjagd" in der Pareyschen Original-Ausgabe und ihr ergänzendes Gegenstück „Die Hohe Jagd" gehören zusammen in den Besitz jedes echten Weidmannes.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Digitized by Google

Verlag von Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstrafse 10.

Illustrierte Jagdzeitung.

XII. Jahrgang.

Erscheint jeden Freitag. Jährlich 24 Kunstbeilagen.

Durch jedes Postamt bezogen, Preis vierteljährlich 2 M.

Bei Kreuzband-Bezug vierteljährlich: In Deutschland und Österreich-Ungarn 2 M. 75 Pf., im Weltpostverein 3 M. 50 Pf.

Anzeigen 40 Pf., für die letzte Umschlagseite 50 Pf., die Einheitszeile oder deren Raum, Hundemarkt und Deckanzeigen 25 Pf., Gebühren für Beilagen nach Übereinkommen.

„Wild und Hund“ ist der Pflege und Förderung der weidgerechten Jagdausübung gewidmet und bringt Abhandlungen aus dem Gebiete der Hege und Pflege des Wildes, Beschreibung von Jagdausflügen deutscher Jäger in fremden Ländern, sowie Berichte über Fortschritte und Erfahrungen in der Waffen- und Schiefstechnik, aufserdem spannende Erzählungen aus dem Jäger- und Wildererleben, Sport-Novellen, Jagdgedichte usw.

Unter **„Aus Wald und Feld“** erscheinen kleine jagdliche und naturwissenschaftliche Schilderungen und Beobachtungen, Berichte über Wildstandverhältnisse, Jagdresultate, Wilddiebsgeschichten. **„Lustige Birsch“** bringt heitere Erzählungen und Schwänke aus dem Jägerleben, Rätsel und Scherzfragen.

Über **Aufzucht und Pflege der Hunde** erscheinen Aufsätze erster Autoritäten der Wissenschaft und bekannter Züchter. **Die Dressur und Führung der Jagdhunde** behandeln praktische Jäger. Über Prüfungssuchen für Jagdhunde, Preisschliefen und Ausstellungen usw. wird eingehend berichtet. **Hundekrankheiten** betreffende Fragen werden von erprobten Fachmännern erörtert.

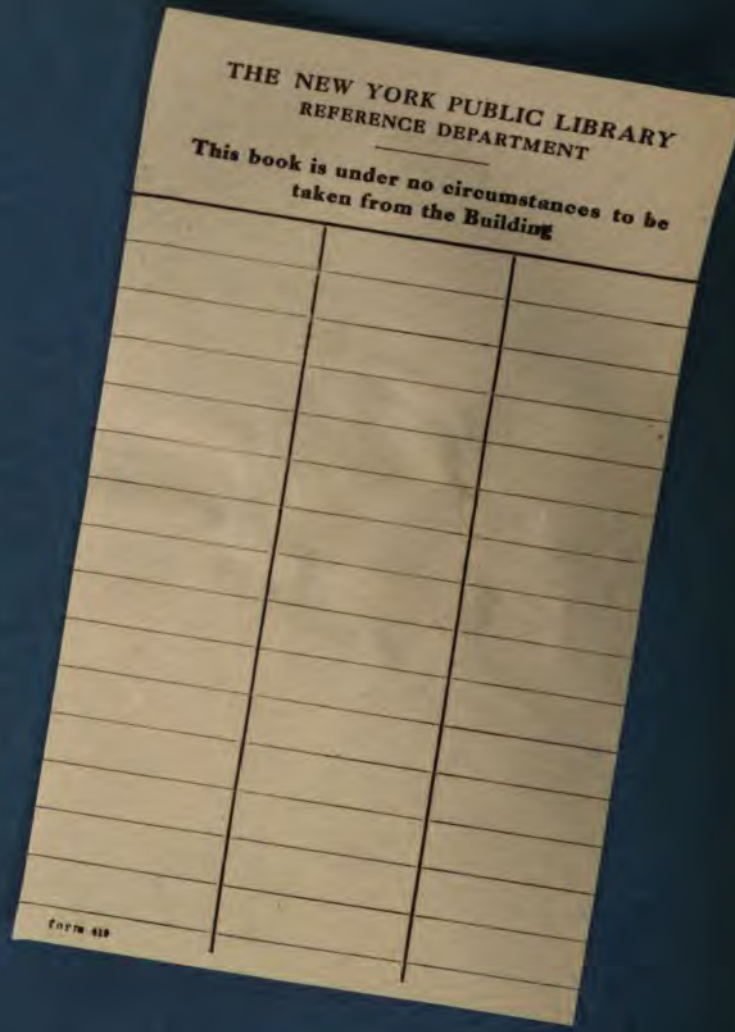
Auf weidmännisch korrekte und **künstlerisch vollendete Abbildungen, farbige Beilagen** usw. ist besonderer Wert gelegt, und man darf behaupten, dafs „Wild und Hund“ in dieser Hinsicht **von keiner anderen Jagdzeitung auch nur annähernd erreicht wird.**

In der deutschen Jägerwelt ist wohl nur eine Stimme darüber, dafs „Wild und Hund“ die gediegenste, reichhaltigste, unterhaltendste und bestillustrierte Jagdzeitung ist.

Probenummern mit Kunstbeilage umsonst und postfrei.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google